

SAGA — das ist die Welt jenes harten Volkes im Norden Europas und Amerikas um das Jahr 1000, von dem eine stattliche Reihe von berühmten Erzählungen berichtet:

Männer von untadeliger Rechtlichkeit, unbeugsamen Stolzes, wilder Tapferkeit. Treue Gefolgsleute, aber auch aufrührerische Empörer ihren Königen und Führern gegenüber, wenn sie sich verletzt fühlten. Querköpfig und stets kampfbereit, listenreich und verschlagen, Herrscher auf ihrem Hof, Freund ihren Freunden, Hasser ihrer Feinde.

*

Wer dies atemberaubende Buch gelesen hat, wird verstehen, warum der Begriff S a g a in seinem Titel fast zwangsläufig wird. Und er wird sich erstaunt fragen, wieso er gerade auf die Geschichte eines Bewährungsbataillons der Waffen-SS angewandt werden muß.

Aber diese „Strafeinheit" war sicher der eigenartigste Haufen des ganzen deutschen Heeres. Zum größten Teil bestand er aus Offizieren, die wegen Nichtbefolgung eines Befehles oder sonstiger Disziplinwidrigkeit zeitweise zum einfachen Schützen degradiert waren. Die Männer dieses Bataillons wählten sich die Führer jeden Grades durch Zuruf selbst, setzten sie ab, wenn sie einmal versagten und folgten ihnen bedingungslos. Sie verschmähten den Stahlhelm, griffen an ohne Rücksicht auf Verluste, schlugen sich verbissen und fielen. „500 hält oder fällt!" Wer durch schwere Verwundung seine Kameraden behinderte, erschoß sich.

Ihr Führer B l o h m hat den Geist dieses Haufens geschaffen, der zu den am meisten ausgezeichneten der ganzen Wehrmacht gehörte. Er schuf eine „Strafeinheit", in der mit acht Ausnahmen auch jene freiwillig verblieben sind, die sich längst bewährt und ihren alten Rang wiedererhalten hatten.

*

Was hier erzählt wird, sind Tatsachen, auch wenn es sich wie Dichtung liest. Im Anhang werden ergänzend die kriegswissenschaftlich wichtigen Unterlagen gegeben.

Das Bataillon ging fast bis zum letzten Mann in den Kämpfen um Berlin unter. Die Handvoll noch Lebender hat sich zusammengetan, um die Erinnerung an diesen „verlorenen Haufen" zu bewahren. Und einer von ihnen schrieb sie nieder mit dem Naturtalent eines geborenen Erzählers.

KURT VOWINCKEL VERLAG
NECKARGEMUND

LANDSER AM FEIND

Das Spannendste aus dem Zweiten Weltkrieg

Die erste Jahresreihe:

Bd. 1: Hermann Frank: Landser / Karst und Skipitaren — Bandenkämpfe in Albanien — 245 Seiten, 11 Kartenskizzen.
Erlebnisse eines Bataillons der nach Stalingrad neu aufgestellten 297. Inf. Div. in Serbien (Kupferstadt Bor) und — nach dem Abfall der Italiener — in der einjährigen Besetzung Albaniens, jenes geheimnisumwitterten Gebirgslandes an der Adria. Landschaft, Menschen und ein langsam aufflammender, schließlich verhängnisvoller Bandenkampf geben den farbigen Hintergrund für die Erzählung.

Bd. 2: Adolf von Ernsthausen: Wende am Kaukasus — Ein Bericht — 250 Seiten, 4 Kartenskizzen.
Der Verfasser, Abteilungskommandeur im Art. Rgt. 81 der 97. Jägerdivision, erlebt den Vormarsch vom Donez durch die Kalmükensteppe zum Kaukasus. Als der Angriff auf der Wasserscheide des Kaukasus zum Stehen kommt, bringen Herbst und Winter 1943 ein Ringen im Hochgebirge, bei dem die Truppe in einem Maß ausblutet, wie es selbst in diesem Krieg selten war. Der Bericht über diese Kämpfe, die der Verfasser meist in vorderster Linie mitmachte, ist besonders frisch und mitreißend.

Bd. 3: Erich von Stering: Jeder war ein Stück von uns — Leben und Kampf einer Kompanie auf ihrem Weg von Attika nach Sarajewo, Herbst 1944 — 249 Seiten, 2 Karten, 9 Kartenskizzen.
Hier berichtet nicht ein einzelner Mann, sondern die 2. Kompanie eines Jägerregiments der 11. Luftwaffenfelddivision. Sie hatte, zunächst im Bandenkampf in Attika, dann als Spitze, die den 350 000 Mann der Griechenlandarmee den Ausweg aus dem Kessel in Mazedonien erkämpfte, dank ihrer Tüchtigkeit und guter Führung ganz ungewöhnliche Erfolge. Was aber dies Buch besonders heraushebt, ist die Schilderung dieser Erlebnisse, die den Leser, wie bei wenigen Büchern, durch Spannung fesselt.

Bd. 4: Ingo Petersson: Ein sonderlicher Haufen — Die SAGA vom Sturmbataillon 500 — 228 Seiten.

Jedes Vierteljahr erscheint ein weiterer Band, alle auf holzfreiem Papier in Leinen gebunden.

Jeder Band kostet einzeln DM 9,80

Die Jahresreihe (4 Bände) kostet DM 36,—

Das Abonnement (mindestens auf 4 Bände) kostet monatlich DM 3,— und kann mit jedem neuen Vierteljahr begonnen werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG
NECKARGEMÜND



Ein sonderlicher Haufen





LANDSER AM FEIND

Band 4



INGO PETERSSON

Ein sonderlicher Haufen

Die S A G A vom

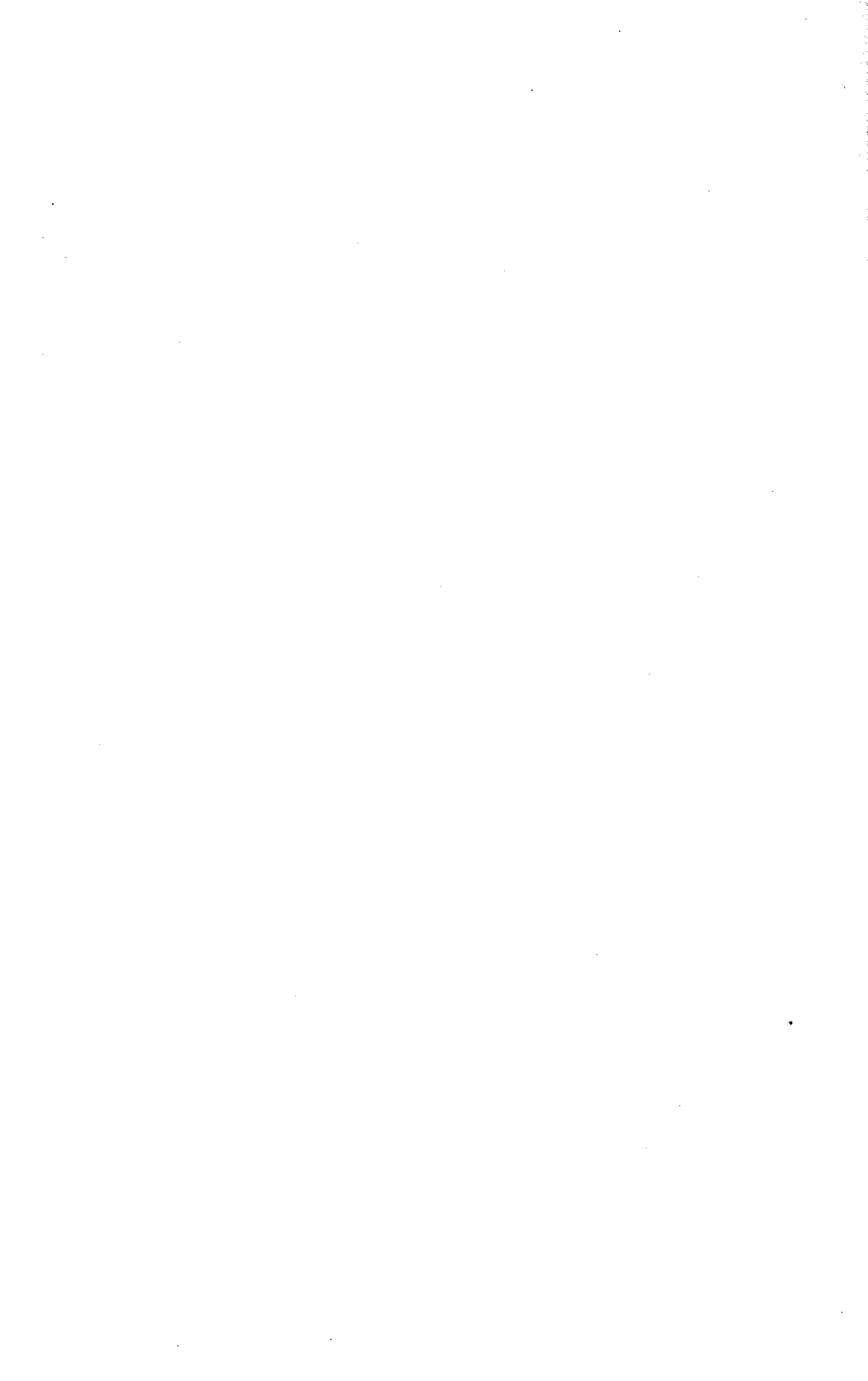
Sturmbataillon 500

NECKARGEMÜND 1959

KURT VOWINCKEL VERLAG

Gesamtherstellung: E. Goltze KG., Göttingen

INHALT



RITTERKREUZ ODER KRIEGSGERICHT?

Nicht einmal anständige Gräber konnte man ihnen bereiten. Schon in einem halben Meter Tiefe stieg glucksend das Wasser aus dem morastigen Untergrund, und die achtzehn toten Kameraden glitten in den dunklen Schlamm, als sollten sie nun für alle Ewigkeit darin schwimmen. Sie versanken unter dem Wasserspiegel, und beim Zuschaufeln klatschte es widerwärtig. Nie im Leben würde man das vergessen. Im Leben? Das konnte jeden Augenblick zu Ende sein, wie das der achtzehn heute, am ersten Tag in der neuen Stellung, der „Todesnase".

Am nächsten Tag war es das gleiche: wieder die vielen Toten durch russisches Granatwerferfeuer, die man dann nicht einmal richtig unter die Erde bringen konnte, nur dem Schlamm überantworten, der hier alles beherrschte. Die Maschinengewehr-Stellungen und sogenannten Unterstände waren kaum trockner als der offene Sumpf, der die Stellung, die Nase, rings umgab und keinen Ausfall, keinen Angriff auf die festen russischen Stellungen gegenüber möglich machte. Man war zur Untätigkeit und zum Sterben verurteilt, ohne sich wehren zu können. Die Stellung war ohne jeden strategischen Wert und hätte längst auf die Hauptlinie der übrigen Wolchowfront hier in der Nähe des Elchgrabens zurückgenommen werden müssen. Schon mehrere Kompanien verschiedener Waffengattungen waren darin aufgerieben worden. Alle Vorstellungen und Anträge der betreffenden Kompaniechefs, diesem sinnlosen Sterben ein Ende zu machen, waren ergebnislos geblieben. Man klammerte sich an einen sogenannten „Führerbefehl", der in Wirklichkeit nur besagte, daß kein Meter Bodens kampflos preisgegeben werden dürfe, ohne auf derartige Sonderfälle, wie die „Todesnase" einer war, einzugehen.

Die Kompanie, die jetzt also an der Reihe war, in der nassen Stellung zu sterben, bestand aus lettischen Freiwilligen der Waffen-SS. Sie hatten in ihrer Heimat über zwei Jahre lang den Bolschewismus am eigenen Leibe erfahren und erlitten. Viele ihrer Angehörigen waren

dabei getötet und verschleppt worden. Nun wollten sie kämpfen, um eine solche Gefahr für alle Zeiten zu bannen und ihrer Heimat wieder ein menschenwürdiges Leben zu erringen. Es waren natürlich hervorragende Soldaten, schon in unzähligen Einsätzen dieses Feldzuges erprobt, gehärtet und zu einer wunderbaren Kameradschaft zusammengeschweißt. Sollte das nun Sinn und Ende ihrer freiwilligen Bereitschaft sein, in diesem nassen Loch elend zu Grunde zu gehen?
Ihr Kompanieführer, ein junger deutscher Untersturmführer, der wegen Tapferkeit vor dem Feinde so früh befördert worden war, trug mit achtzehn Jahren bereits zehn Auszeichnungen, darunter das deutsche Kreuz in Gold, und einen Lungensteckschuß, der ihm zu schaffen machte. Er fühlte sich seinen lettischen Männern und diese ihm in einer Weise verbunden, wie man sie vielleicht bei Schiffsmannschaften der Wikingerzeit am lebendigsten kennt. Und er fühlte sich für sie verantwortlich. Verantwortung bedeutet viel oder wenig, je nachdem, *wer* es ist, der sich ihrer bewußt wird. Für den achtzehnjährigen Kompanieführer bedeutete sie unendlich viel, denn sie wurde von der Liebe zu seinen Männern getragen. Mit achtzehn Jahren steht man auch seinen Vorgesetzten noch mit der ganzen Kritik der Jugend gegenüber und nimmt auch einen sogenannten Führerbefehl nicht unbesehen als Schicksal hin, schon garnicht, wenn er sich lediglich als Rahmenbestimmung erweist.
Der junge Untersturmführer tat zunächst dasselbe, was seine bedauernswerten Vorgänger auch getan hatten: er hängte sich an den Feldfernsprecher, rief das Regiment an und bat, die Stellung in Anbetracht der Sinnlosigkeit dieses Sterbens räumen zu dürfen. Die Bitte wurde wie immer abgelehnt. Aber er erhielt zum Trost die Nachricht, daß sein Ritterkreuz bereits beim Regiment eingetroffen sei und sein Name noch am gleichen Abend nach den Abendnachrichten im Anschluß an den Wehrmachtsbericht genannt werden würde. Die offizielle Verleihung solle am kommenden Tage erfolgen. Währenddessen schlugen die russischen Werfergranaten Schlag auf Schlag klatschend und schmatzend in Sumpf und Stellung ein, detonierten und verspritzten Stahlsplitter und Schlammfetzen in ekelhafter Mischung. Als das Gespräch zu Ende war, gab es drei Tote mehr in der Kompanie, und um die zahlreichen Verwundeten bemühten sich Sanitäter und Kameraden. Etwas anderes war nicht zu tun.
Ritterkreuz oder Kriegsgericht, das war hier die Frage. Aber die per-

sönliche Verantwortung kann einem kein Mensch abnehmen. Also gab der jüngste Untersturmführer der ganzen Truppe seiner Kompanie Befehl, die „Nase“ zu räumen und sich auf den zweiten Graben zurückzuziehen. Mit seinem treuen Hauptscharführer und zwei weiteren Kameraden sprengte er dann mit geballten Ladungen die Maschinengewehrstände und Unterstände, die ja diese Bezeichnung garnicht verdienten. Auch die Grabenwände bekamen ihren Teil ab. Das Wasser kam sofort und der Sumpf hinterher, der Russe kam nicht, denn der konnte nicht durch den Sumpf. So wurde die Stellung zerstört, die „Todesnase“ ausgelöscht, die ungezählte deutsche Soldaten für nichts und wieder nichts das Leben gekostet hatte. An dieser Stelle war die Front begradigt.
Als alles erledigt war, machte der Untersturmführer seinem Regiment Meldung über sein eigenmächtiges Handeln und nahm alle Verantwortung auf sich. Die Aufregung höheren Orts war beträchtlich. Man schien keine größere Sorge zu kennen, als die Namensnennung im Rundfunk zu stoppen und die Verleihung des Ritterkreuzes rückgängig zu machen. Der junge Kompanieführer wurde noch am gleichen Abend, anstatt im Rundfunk genannt zu werden, in einer schmutzigen Kate in Arrest gesetzt, wo er drei Tage Zeit hatte, an seine lettischen Kameraden zu denken, an die gefallenen und auch an die, die er vor dem sicheren Tode hatte bewahren dürfen, indem er eben – Verantwortung übernahm.
Am dritten Tage war dann schon die Verhandlung vor dem Kriegsgericht. Der Kriegsrichter war eigens von Berlin an die Wolchowfront geflogen worden, um diesen Fall mit aller Schärfe abzuurteilen. Es ging doch nicht an, daß ein kleiner Untersturmführer, ausgerechnet der jüngste, sich über einen „Führerbefehl“ hinwegsetzte und eigenmächtig etwas tat, was die verantwortlichen Generale längst hätten tun müssen. Tapfer sein durfte die Jugend, das hatte man gern; aber sich ein eigenes Urteil bilden durfte sie nicht, das hatte (und hat) man garnicht gern.
Die Verhandlung fand acht Kilometer hinter der Hauptkampflinie unter freiem Himmel statt. Um der Sache einen Rahmen zu geben, waren ein paar Züge Soldaten im offenen Viereck aufmarschiert. Sie sollten zusehen, wie man es anstellte, derartige Eigenmächtigkeiten zu ahnden. Und ihre Offiziere sollten lernen, daß es keineswegs zu empfehlen war, das Beispiel des Angeklagten nachzuahmen. Der Richter aus Berlin galt als ein besonders scharfer Hund, zog aber

bei jedem Einschlag der russischen Artillerie, die irgendwo hinten in der Gegend ihre Koffer ablud, den Kopf ein. Er versuchte erst, dem Untersturmführer Feigheit vor dem Feinde anzuhängen. Aber das war angesichts der zehn Tapferkeitsauszeichnungen doch gar zu lächerlich. Dieser Punkt fiel also fort. Der junge Kompanieführer verteidigte sich mit dem Hinweis darauf, wie verantwortungslos es sei, Freiwillige eines Nachbarlandes derart sinnlos zu opfern, und schloß mit den Worten: „Wenn der Führer wüßte, wie man seine Befehle hier auszulegen versucht, dann hätte er sie höchst wahrscheinlich genauer formuliert.“ Dann sah er, während das Gericht sich zur Beratung zurückzog, in den sonnenflimmernden Julihimmel und versuchte, die Lerche zu erspähen, die irgendwo dort oben mit kurzen, schwirrenden Flügelschlägen in der Luft stand und, unbeirrt von den Einschlägen der Artillerie, unbeschwert von allen menschlichen Sorgen, ihr Lied sang.
Schräg hinter ihm war auch ein Zug seiner eigenen Kompanie aufmarschiert, unter dem Kommando seines alten Freundes und Hauptscharführers. Auch alle seine Zugführer waren anwesend. Für die Letten bedeutete das deutsche Kriegsgericht keine Autorität, dem sie irgendwelche Achtung entgegengebracht hätten. Aber ihr junger Kompanieführer, mit dem sie in hundert Kämpfen gelegen hatten, bedeutete ihrer Kameradschaft eine Welt. Sie hatten ihre Maschinenpistolen so vor der Brust hängen, daß die Läufe geradeswegs auf den Richtertisch zeigten. Als der Untersturmführer sich einmal zu ihnen umwandte, nickten sie ihm zu, die Maschinenpistolen hoben sich unmerklich und sie nickten noch einmal. Das hieß soviel wie „Wenn sie dir den Tod geben wollen, werden sie dort am Richtertisch allesamt sterben.“ Und wer die Männer kannte, wußte, daß sie es tun würden.
Aber dann kam es doch anders. Der Anklagevertreter hatte zwar die Todesstrafe gefordert, aber das Urteil lautete auf Einweisung in ein Straflager, Verlust der Tapferkeitsauszeichnungen und Degradierung zum Schützen. Der junge Kompanieführer blieb unbeeindruckt. Er lächelte seinen Männern zu, verabschiedete sich von ihnen und tröstete sie eins um das andere mal: „Nicht weinen, Jungs, ich komme bestimmt eines Tages wieder!“

LAGER MATZKAU

Irgendwo klettert er dann mit seiner „Begleitung" in einen Zug. Die Räder beginnen ihr dumpf rollendes Lied, die Landschaft gleitet draußen an den Fenstern vorüber. Die Reise ist lang, sehr lang, wenn man vom Wolchow kommt. In anderen Fällen ist sie auch kürzer, wenn der Kriegsrichter im Balkan, in Frankreich, Holland oder gar im Reich selbst sein Urteil gesprochen hat. Aber jede solche Reise geht auf dem Bahnhof der freien Reichs- und Hansestadt Danzig zu Ende.

Vom Bahnhof bis hinaus nach „Matzkau", wo außerhalb des Ortes, dicht vor dem Wald, die Holzbarracken des SS-Strafvollzugslagers stehen, ist es dann nicht mehr weit.

Man geht am Schilderhaus vorbei durch das Tor, zuerst auf die Schreibstube, die Begleiter geben die Marschpapiere und den dicken versiegelten Umschlag mit den übrigen Unterlagen ab und gehen wieder. Der, den sie hierhergebracht haben, bleibt! Er empfängt seine Decken, die gewürfelten Bett- und Kopfkissenbezüge und sein Kochgeschirr, kurzum alle die Dinge, ohne die ein Mensch in einer straff geführten Gemeinschaft eben nicht zurechtkommen kann. Er bekommt seinen Spind und seinen Strohsack auf der hölzernen Bettstelle zugewiesen und steht kurze Zeit später schon im Glied, neben seinen neuen Kameraden, auf dem Appellplatz, mit Blickrichtung zum Flaggenmast, an dem eben die schwarze Fahne mit den weißen Runen eingeholt wird.

Wenn die Dunkelheit anbricht und der Zapfenstreich längst verklungen ist, liegt er mit offenen Augen auf seinem Bett. Unter ihm röchelt der Kamerad, der ihn vorhin mit festem Händedruck begrüßt hat, schon leicht im Schlaf. Er aber, der „Neue", überlegt noch dies und jenes. In Gedanken erlebt er noch einmal alles, was ihn hierhergeführt hat. Wie wird es weitergehen? Endlich schläft auch er.

Nicht lange, und er hat sich eingewöhnt. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, denkt er und wundert sich über sich selbst. Nun kennt er seine Kameraden schon beim Vornamen und weiß auch, wer vom Stammpersonal einigermaßen erträglich und wer ein Schwein ist. Es gibt da eine Faustregel, die ihm bald geläufig ist: wer Kriegsauszeichnungen trägt vom Stamm – es sind ohnehin nicht viele –, der ist auch meist in Ordnung. Die anderen, die mit kahler Brust umhergehen und höchstens das SA-Sportabzeichen tragen, sind in der

Regel Schweine und haben das Bedürfnis, den ins Lager eingewiesenen Kameraden das Leben so sauer wie möglich zu machen. Stets sind sie darauf aus, irgendeinen geringfügigen Verstoß gegen Dienstplan oder Lagerordnung zu entdecken und dem Unglücksraben, den sie dabei erwischt haben, eine Meldung anzuhängen.
Aber selbst damit finden sich die Männer, die nun hier eine Gemeinschaft bilden, stillschweigend ab. War ihre Ausbildung von jeher unwahrscheinlich hart, so ist das Dasein hier eben noch um einige Grade härter. Das wirft sie nicht um. Morgens beim Weckpfiff springen sie blitzschnell aus den Betten, hängen den bloßen Oberkörper unter den kalten Wasserstrahl der Leitung, fegen ihre Buden sauber und bauen ihre Betten nach Vorschrift, indem sie den Strohsack mit einer Kante an jeder Seite zurechtklopfen. Nach dem Stuben- und Spindappell poltern sie im Laufschritt aus den Baracken und treten mit verblüffender Fixigkeit auf dem Appellplatz in Linie zu drei Gliedern an, immer ein Zug neben dem anderen. Kurze, knappe Kommandos; mit einem Schlag erstarren die Reihen, die Augen blicken zum Flaggenmast, und das schwarze Tuch steigt langsam daran empor, wird vom Wind erfaßt, der es langsam aufbläht und mit leichtem Knallen hin und her schlägt. Dann poltert wieder alles in die Baracken zurück. Die Männer spülen das harte Kommisbrot und die dünn darauf gekratzte Marmelade mit einigen Schlucken Kaffee herunter und treten beim Pfiff der Trillerflöte wieder draußen an.
Die einen exerzieren dann stundenlang, rollen auf das Kommando „Hinlegen!" vorschriftsmäßig nach vorne ab, wieder und wieder, robben zwischendurch zur einen und wieder zur anderen Seite des Platzes, keuchend und mit zusammengebissenen Zähnen.
Die anderen wurden zum „Stiefelkommando" befohlen und haben jeder etliche Paar nagelneuer Knobelbecher empfangen. Damit stehen sie an der Barackenwand, ziehen ihre eigenen Stiefel aus und dafür ein Paar der empfangenen neuen an. Es geht alles schnell, nach Kommando und ohne jede Müdigkeit. Die Trillerflöte schrillt, die Männer vom Stiefelkommando winkeln die Arme an und traben los. Immer hübsch im Kreis herum, immer schön im Laufschritt. Die Kameraden an der Front brauchen Stiefel, in denen sie marschieren und stürmen können, Stiefel, die nicht mehr hart sind und nicht mehr drücken. Hier werden sie eingelaufen. Alle paar Minuten gellt die Flöte, jeder springt an seinen Stiefelhaufen und zieht ein anderes Paar an. Dann geht es weiter.

Die Füße lassen sich diese Mißhandlung natürlich nicht so ohne weiteres gefallen; sie schwellen an und bilden an allen möglichen Stellen dicke Wasserblasen. Mancher kann nicht mehr mitlaufen und hebt den Arm. Der Unterscharführer, der die Aufsicht hat, zeigt dann zur Seite. Einen Augenblick lang darf der Betreffende verschnaufen, dann läuft er wieder mit im Kreise. Stiefel an, Stiefel aus. Schließlich packt er seinen Stapel, liefert ihn wieder auf der Kammer ab und meldet sich anschließend fußkrank. Im Revier nimmt der Sanitäter die Schere und schneidet die Blasen auf. Dann pinselt er mit ausdruckslosem Gesicht Jod auf die wunden Stellen. Der Mann humpelt zurück, meldet sich bei seinem Zugführer und tritt wieder ins Glied ein. Die Füße schmerzen wahnsinnig, aber er beißt die Zähne zusammen und läuft wie seine Kameraden zehnmal im Laufschritt um den Platz, weil im letzten Glied einer leicht gehustet hat. Der Stabsscharführer vor der Front meint dann immer, es hätte einer über ihn gelacht.
In Wirklichkeit hat der Mann im letzten Glied gehustet, weil er einen Lungenschuß erhielt, damals, als er noch nichts von Danzig-Matzkau wußte. Jetzt verträgt er die feuchte Luft schlecht, und darum kreisen also alle Mann zehnmal um den Platz, auch die mit den schmerzenden offenen Füßen. Sie stöhnen bei jedem Schritt, aber sie wissen um den Lungenschuß, und daß das Husten kein Lachen war. Sie murren nicht gegen den Mann im letzten Glied und sind ihm nicht gram. Der Führer hat einmal das Nietzsche-Wort zitiert: „Gelobt sei, was hart macht!“ Sie sind wahrhaftig auf dem besten Wege, das Wort in die Tat umzusetzen.
Außer dem Exerzieren und dem Stiefel-Einlaufen gibt es aber noch einen Dienst in Matzkau: manchmal marschieren sie morgens durchs Lagertor zum Arbeitsdienst. Sauber ausgerichtet, in Rotten zu dreien, mit Vordermann und Seitenrichtung, marschieren sie durch die Straßen der Stadt, zum Hafen- und Werftgelände hinaus. Dort wird dann Erde gekarrt, Gräben für Rohrleitungen ausgehoben oder an der neuen Straße gebaut, die am Werftgelände entlangführt. An den Stichbrücken liegen die U-Boote der Schießflottille, in den Docks daneben Zerstörer und Handelsschiffe, die unter der Reichsdienstflagge für die Kriegsmarine fahren. Und auf allen diesen Schiffen heben die Matrosen erstaunt die Köpfe, wenn sie den Marschtritt herannahen hören, und machen runde Augen, wenn plötzlich, auf ein kurzes Kommando, die schweren Soldatenstiefel im Paradeschritt auf

das Pflaster knallen, einhundert, zweihundert oder auch dreihundert Meter lang. Die Offiziere an Deck aber bekommen ganz schmale Augen und sagen „Tadellos!“ und zu den Matrosen hin „Wenn ihr so einen Stechschritt hinlegen könntet, hätten wir doch einmal eine Freude in unserem tristen Dasein!“ Darauf grinsen die Lords natürlich und sehen hinter der grauen Matzkauer Kolonne her.
Mittags wird zur Pause gepfiffen und aus den Eßkanistern die dünne Suppe ausgegeben. Sind die Kanister leer, gehen ein paar Mann damit zu den Schiffen. Die Besatzungen bekommen ihre Bordverpflegung, reichliches und gutes Essen, vor allem regelmäßig, zu genau festgesetzten Zeiten. Sie brauchen nicht, wie die Soldaten im Graben vorne, stunden- oft tagelang auf das Essen zu warten. Es ist immer zur befohlenen Zeit fertig, ob auf See oder im Hafen. Darum haben die Matrosen keinen großen Hunger, und wenn nun die Männer in Feldgrau mit den Essenkanistern kommen, winken ihnen die Schiffsköche schon von weitem zu. Der Posten vor dem Schiff und auch der Bootsmaat neben dem Fallreep nicken nur, wenn die Feldgrauen an Bord gehen, und der Offizier vom Dienst sieht angelegentlich in eine andere Richtung, während der Smutje die Kanister füllt. Die Männer mit den Kanistern sagen „Danke, Kameraden!“ und gehen wieder von Bord. Sie gehen dorthin, wo ihre Schicksalsgefährten ausruhen und noch Hunger haben.
Hunger? Ja, sie haben Hunger. Sie bekommen zwar ihre Verpflegung, aber den geringsten Satz. Die Kalorien, die nach Berechnung der Ernährungswissenschaftler notwendig sind, um die menschliche Maschine in Gang zu halten, sind vorhanden. Aber wer wäre je von Kalorien satt geworden? Wer den ganzen Tag schweren Exerzierdienst macht, Stiefel einläuft oder dreiviertel des Tages in harter Arbeit verbringt, bestimmt nicht.
Die Kameraden im blauen Tuch haben das ohne Worte begriffen. So bleibt in ihren Kombüsen immer noch ein Schlag für die Kanister der Feldgrauen übrig. Es spielt sich alles stillschweigend ab. Die Männer mit den Kanistern brauchen nicht erst zu betteln. Das könnten sie auch gar nicht, weder der mit der Narbe über der Stirn, noch der Große mit dem dunklen Gesicht. Der mit der Narbe war einmal Hauptsturmführer in einem Panzerregiment, der mit dem dunklen Gesicht Oberscharführer in einer Pionierkompanie. Sie gehen jeden Mittag zu den Schiffen hin, freiwillig, für die geduldig wartenden Kameraden. Dann teilen sie jedem eine oder zwei Kellen zu und ha-

ben oft, beim letzten Mann angelangt, für sich selbst keinen Löffel voll mehr übrig. Aber dann sehen die anderen sich nur kurz an, und jeder tut etwas von seinem Nachschlag in die Kochgeschirre der beiden Essenholer, die von Mann zu Mann weitergereicht werden. So kommt jeder zu seinem Teil.
Nachmittags marschieren sie dann wieder sauber ausgerichtet an den Schiffen vorbei durch die Straßen der Stadt zum Lager. Manchmal singen sie dabei mit einem dunklen Unterton „Es ist so schön, Soldat zu sein, Rosemarie" oder „Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord".
Im Lager ist anschließend nicht etwa Freizeit, sondern weiter strammer Dienst bis zur Abendstunde, nach dem alten Grundsatz, daß der Soldat in jeder Minute beschäftigt werden muß. Nach dem Abendbrot sinken sie dann müde auf ihre Strohsäcke. Aber auch das ist noch nicht das Ende der Plage. Oft werden sie mitten in der Nacht durch gellende Trillerflöten und den lauten Ruf „Alarm!" aus dem Schlaf geschreckt, springen von den Betten, ziehen sich in fliegender Hast die Uniformen an und poltern durch die Türen hinaus ins Freie, um dort binnen weniger Sekunden in straff ausgerichteten Gliedern anzutreten. Die Leute vom Stammpersonal stehen brüllend auf dem Appellplatz und blicken auf die Zeiger der Stoppuhren. Hinterher dürfen die angetretenen Züge eine halbe, eine ganze oder auch zwei Stunden im kalten Nachtwind oder im klatschenden Regen draußen stehen bleiben. Dann können sie wegtreten und versuchen, nocheinmal einzuschlafen, bevor zum Wecken gepfiffen wird.
Und nach diesem Wecken geht der Dienst genau so stramm weiter, wie an anderen Tagen: „Nur keine Müdigkeit, meine Herren, auch der linke Flügelmann kann sich etwas schneller bewegen!" Der linke Flügelmann hat angegrautes Haar und war einmal Standartenführer und Kommandeur eines Regiments, bevor er sich gegen einen sogenannten „Führerbefehl" auflehnte und nach Matzkau kam. Er ist über zehnmal im Fronteinsatz verwundet worden. Nun steht er am linken Flügel und bewegt sich nicht schnell genug. Der schmalbrüstige, langaufgeschossene Oberscharführer vor der Front mäkelt weiter: „Kinn an die Binde, Brust raus, nicht so schlapp, meine Herren!" Irgendwo aus dem hinteren Glied läßt sich eine ruhige Stimme vernehmen: „Halt doch die Schnauze, du Saftsack da vorne!" Der Oberscharführer läuft rot an und schreit „Hinlegen!" und danach, als alles flach liegt, „Robben!" Sie robben über den Platz, dann Lauf-

schritt und wieder robben und wieder Laufschritt, bis sich einer der Führer sehen läßt und ein Ende macht. Nicht etwa, um die Männer zu schonen, sondern um den Dienstplan weiterzuführen.
So geht es Tag um Tag. Und wenn man nicht wüßte, daß alles einmal vorüber geht, auch dies hier, dann könnte es auch den Härtesten schließlich mürbe machen. Aber von Zeit zu Zeit werden plötzlich einige Männer mit ihrem Namen aufgerufen und zur Schreibstube befohlen. Dort wird ihnen eröffnet, daß nun ihre Frontbewährung erfolgen soll. Ihre Zeit im Lager ist um. Sie werden neu eingekleidet, erhalten einen Waffenrock, auf dessen linkem Ärmel der Hoheitsadler leuchtet, und ein Koppel, dessen Schloß die Worte trägt: „Meine Ehre heißt Treue". Ihre Schulterklappen sind mit der weißen Biese der Infanterie eingefaßt und ihre Kragenspiegel sind schwarz ohne Runen. Genau so sahen sie schon einmal aus, damals, als sie freiwillig in die Truppe eintraten und ihren Rekrutendienst hinter sich brachten. Aber das ist lange her. Viele Jahre, Dienstgrade, Verwundungen, Fronteinsätze, Tapferkeitsauszeichnungen und anderes liegen dazwischen, bei dem einen dies, bei dem anderen das. Bei ihnen allen liegen ein Tatbericht, ein Kriegsgerichtsurteil und die harten oft bitter schweren Wochen im Straflager zwischen damals und heute. Wenn sie das Lager verlassen, haben sie keinen Begleiter mehr — wie bei der Ankunft vor Wochen —, sie haben einen Marschbefehl und ein funkelnagelneues Soldbuch in der Tasche, wie jeder Soldat der Truppe auch. Unterwegs, im Fronturlauberzug, hebt wohl hin und wieder die Zugstreife erstaunt die Brauen, wenn sie außer dem Marschbefehl einmal auch das Soldbuch zu sehen verlangt und dann in dem neuen Buch liest, daß der Inhaber bereits vor drei, vier oder noch mehr Jahren Soldat geworden ist. Es kommt auch vor, daß das Soldbuch dem Streifenführer, einem Offizier, weitergereicht wird. Der blättert vielleicht darin, sieht das Eintrittsdatum an und die leeren Seiten dahinter, blickt auf den Mann mit den schwarzen Spiegeln, betrachtet sein Gesicht und gibt ihm das Soldbuch wortlos zurück. Die anderen Landser im Abteil haben das Flüstern gehört, mit dem der Streifenfeldwebel den Offizier auf die Daten im Soldbuch hinwies. Nun kramen sie, nachdem die Streife weitergegangen ist, in ihren Rucksäcken oder Wäschebeuteln. Sie kommen ja aus dem Urlaub und haben allerhand gute Dinge mit, Sachen, die der mit den schwarzen Spiegeln nur noch schwach in Erinnerung hat. Sie wittern das mit dem ewig wachen Landserinstinkt. Der eine kommt mit einer

Tafel Schokolade, der andere mit einem Stück Dauerwurst oder einer Ecke Kuchen an: „Hier, Kamerad, greif mal zu, ich hab noch mehr davon!“ Und dann erzählen sie den neuesten Witz über den Reichsmarschall, den viele „Meier“ nennen.

In Brest-Litowsk, wo sie in die verschiedenen Züge zu allen möglichen Frontabschnitten im Osten umsteigen müssen, schütteln sie sich die Hände und wünschen sich „Hals- und Beinbruch!“ Der mit den schwarzen Spiegeln rollt in einem der Züge weiter, bis auch er am Ziel ist. Das Ziel heißt „SS-Bataillon 500“. Manche sagen auch „SS-Bewährungs-Bataillon 500“, wieder andere sagen „Der verlorene Haufen“. Aber wie sie es auch nennen, es bleibt doch immer das gleiche SS-Bataillon 500. Die Männer in den SS-Divisionen und Regimentern wissen nicht viel mehr davon, als daß es die Bewährungseinheit ihrer Truppe ist, in der dieser oder jener ihrer ehemaligen Kameraden oder Vorgesetzten kämpft, nachdem er vom Kriegsgericht verurteilt und nach Matzkau gekommen ist.

Wie es aber in diesem Bataillon zugeht, wie es kämpft, wo es kämpft, darüber haben sie nur verschwommene Vorstellungen. Einigen schwebt ein Haufen vor, der von eiskalten Vorgesetzten mit angeschlagener Maschinenpistole direkt ins feindliche Feuer getrieben wird, andere glauben gar, die Männer vom Bataillon 500 besäßen gar keine Gewehre, sondern würden nur zu Schanzarbeiten eingesetzt, und was dergleichen unklare Vorstellungen mehr sind. Nur ganz wenige kennen die Wirklichkeit und wissen, daß die Soldaten dieses Bataillons nur ein Streben haben, nämlich das, die Worte auf ihrem Koppelschloß wahrzumachen.

Sie haben gelernt, ihre Pflicht schweigend zu tun. Sie kennen den Himmel höchsten Glücks und ebenso den Vorhof zur Hölle. Ehrungen wie auch tiefste Demütigungen sind über sie hinweggegangen. Hunger und Schmerzen haben sie reichlich erlitten. Dann erst kamen sie zu diesem Bataillon. Es wurde ihnen nach allem, was sie durchgemacht hatten, zu ihrer eigentlichen Heimat, eben zu „ihrem Bataillon 500“.

Wie sie darin lebten, kämpften und starben, erzählt dieses Buch. Und jeder, der es liest, wird sie so sehen, wie sie in Wirklichkeit waren: Männer, tapfer, treu, aufrecht, mit starken Herzen und hellen Augen, in jedem Augenblick aus innerstem Wollen bereit, weit mehr als ihre bloße Pflicht zu tun. Mit einem Wort: Soldaten.

IM BATAILLON ZU HAUS

Es gab viele Bataillone, die keinen Namen trugen, sondern nur eine Nummer. Aber mit diesem einen war es etwas Besonderes. Bataillon und Nummer wurden ein Begriff, verschmolzen untrennbar miteinander, und wenn man später davon sprach, so wußte zum mindesten jeder Soldat der Waffen-SS, wer gemeint war mit dem „SS-Bataillon 500".

Zuerst war es nur eine Handvoll Männer gewesen. Dann erreichten sie die Stärke eines Zuges. Doch der Krieg ging weiter, Jahr um Jahr. Sie wurden zu einer Kompanie und im Sommer 1943 ein ganzes Bataillon. Etwas erstaunt gab man höheren Orts dieser gänzlich unplanmäßig entstandenen Truppe ihre Bezeichnung. Anfangs bestand das Bataillon lediglich aus vier Kompanien. Und die besaßen außer ihren Karabinern, Pistolen und sechzehn leichten Maschinengewehren nichts weiter zur Unterstützung ihrer Kampfkraft, als ihren Mut und feste Herzen. Aber damit allein schmolzen die Kompanien schneller dahin, als ein Fettbrocken auf der heißen Herdplatte. Eines Tages sah man das ein, gab dem Vorschlag des Inspekteurs-Infanterie im Führungshauptamt nach und gliederte dem Bataillon einen schweren Granatwerferzug an. Ein Zug Zweizentimeter-Flak folgte, auch ein Pionierzug zur besonderen Verfügung mit leichten Flammenwerfern entstand. Für diese angegliederten Züge wurde nur das Gerät gestellt. Die Männer kamen aus dem Bataillon selbst. Es waren ja alle nur denkbaren Spezialisten jeder Waffenart vorhanden. Man brauchte nur zu fragen, dann flogen die Arme hoch. Die Kompanien füllten sich auch nach Abzug der Männer für die genannten Züge schnell wieder auf. Denn immer wieder kam Nachschub aus Matzkau, um im Bataillon seine Heimat zu finden.

Und weil das Bataillon fast ausschließlich selbständig im Rahmen fremder Heeresverbände eingesetzt wurde, erhielt es nach langem

Hin und Her endlich auch eine schwere Funkausrüstung, um jederzeit mit der Führung Verbindung aufnehmen zu können.
Derart ausgerüstet warf man es wieder in die Hauptkampflinie, dorthin, wo es gerade am meisten brannte. Das Bataillon wurde zur Feuerwehr an den brennenden Frontabschnitten. Die Generäle der zerschlagenen Heeresdivisionen atmeten auf, wenn es ihnen zugewiesen wurde und in die Bresche sprang. Langsam wurde es zu einem Begriff. Die Landser sagten: „B 500 hält oder fällt". Meist tat es beides zur gleichen Zeit. Manchmal hielt es auch nicht, dann fielen sie und lagen in dichten Reihen.

*

Am Abend nach dem Sturm auf Stara-Banitsche besteht das Bataillon schließlich nur noch aus sechsunddreißig Mann. Als sie das Dorf bei Sonnenaufgang angriffen, um es laut Befehl zu nehmen, waren sie noch genau siebenhundertvierundfünfzig Mann, davon sind nun siebenhundertachtzehn tot oder verwundet. Ihr Flakzug fuhr schon drei Tage vorher im Duell mit einer roten Artillerieabteilung und einer donnernden Wolke von Schlachtflugzeugen zum Teufel oder auch in den Himmel. Der Schwere-Granatwerfer-Zug bestand noch aus einem Werfer, der genau zweiundzwanzig Granaten zu verschießen hatte, und die Flammenwerfer des Pionierzuges hatten kein Öl mehr. Der Ordnung halber muß noch erwähnt werden, daß auch der große Funkwagen nach einem Bombenvolltreffer ausgebrannt war. Dann kam der Befehl zum Angriff.
Die Kompanien griffen also mit ihren paar Maschinengewehren und mit Handfeuerwaffen an – gegen Panzer, gegen Salvengeschütze, gegen zahllose langsam, aber ununterbrochen hämmernde russische schwere Maschinengewehre, die Schnellfeuergewehre und Maschinenpistolen der sowjetischen Schützen gar nicht erst eingerechnet. Über eine Entfernung von vierhundert Metern stürmten sie zehn Stunden lang.
Nun, am Abend, halten sie die qualmenden Ruinen des Dorfes fest in ihren Fäusten und zählen, wie gesagt, noch ganze sechsunddreißig Mann. Sie könnten melden: „Befehl ausgeführt, Stara-Banitsche genommen!" Aber sie besitzen kein einziges Funkgerät mehr, und die Fernsprechleitung zum Gefechtsstand der Heeresdivision, der sie zugeteilt sind, ist in Atome zerrissen. Die Kameraden liegen tot oder

verwundet im Gelände und in den Ruinen. Warum sie unbedingt gerade dieses Dorf nehmen mußten, kann ihnen kein Mensch sagen. Sie begraben ihre Toten – auf jeden von ihnen kommen sechs Tote – versorgen ihre Verwundeten – auf jeden von ihnen kommen zwölf Verwundete – und werden zwei Tage später aus der Front gezogen.
Die Kompanien werden aufgefüllt, die nicht allzu schwer verwundeten Kameraden jenes Tages kehren bald zurück. Das Bataillon lebt weiter. Es erhält neues Gerät. Die Zweizentimeterflak kommt nicht wieder. Dafür kommt ein Zug Vierzentimeter-Kanonen, Modell „Bofors", mit einem Riegelmagazin, das gleich fünf Granaten faßt. Damit werden sie wieder in die Hauptkampflinie geworfen und kämpfen weiter.
Kurz darauf erhalten sie dann auch ihre neuen Kragenspiegel, die zu einem echten Sinnbild für ihr Bataillon werden. Sie zeigen auf schwarzem Grund zwei gekreuzte Gewehre und eine darunter liegende Handgranate. Die Verleihung bedeutet für das Bataillon die äußere Anerkennung für Tapferkeit im Nahkampf. Dazu erhält es die Bezeichnung „Sturmbataillon" und heißt von nun an SS-Sturm-Bataillon 500. Die Männer freuen sich, aber die Freude bleibt still. Die Anerkennung wurde mit zu vielen toten Kameraden bezahlt.
Ihre Einsätze bleiben auch weiterhin genau so hart wie vorher, und der Nachschub kommt immer noch aus Danzig-Matzkau. Nach wie vor gelten bei ihnen weder Dienstgrade noch Schulterstücke, sondern nur die matthellen fingerbreiten Streifen auf den Ärmeln. Der Gruppenführer trägt einen Streifen, der Zugführer einen zweiten darüber, der Kompanieführer deren drei und der Führer des Bataillons, der „Schütze Blohm", vier. Nach wie vor wählen sie auch ihre Führer, diese Ärmelstreifenträger, selber, eine völlig einmalige Erscheinung in der gesamten Wehrmacht. Ihnen als einzigen wurde dieses Recht zugestanden, und wer darüber nachdenkt, für den bekommt das Wort Bewährung einen anderen Klang. Zu einer solchen Bewährung kann man nämlich nicht „verurteilt" werden. Hier ist Freiwilligkeit im Spiel und eine tiefere Einsicht in die unerbittlichen Notwendigkeiten des Krieges.
Wie einst, vor zweitausend Jahren, die germanischen Krieger im Thing ihre Häuptlinge, so wählen die Männer des Bataillons ihre Führer durch Heben der Hand. Auge und Herz in Not und Kampf bewährter Männer sind unbestechlich. Sie alle sind einmal in den

Baracken von Matzkau zu Hause gewesen. Sie alle haben sich einmal im Stiefelkommando die Füße wund gelaufen. Sie alle sind einmal im dröhnenden Stechschritt an den Schiffen vorbeimarschiert und haben mittags in heimlicher Hoffnung auf den Nachschlag gewartet, den die Kameraden mit den Kanistern von den Schiffen holten. Sie wissen, wie viel oder auch wie wenig ein verliehener Dienstgrad wert ist, daß er vor dem Tode nicht zählt, und vor der großen Kameradschaft erst recht nicht. Der Kamerad, der Tod und der Kriegsrichter schauen nicht nach den Sternen und Schulterstücken. Und weil die Männer das wissen, auch wenn sie nicht davon sprechen, wählen sie sich genau diejenigen zu Führern, die sie brauchen. Sie stellen den vor die Front, den sie als den tapfersten im Kampf und als den zuverlässigsten und selbstlosesten Kameraden erkannt haben. Der kann aber auch von ihnen das Letzte fordern. Seinem Befehl folgen sie willig, „freiwillig" im tiefsten Sinne des Wortes, gleich ob er zum Sieg oder in den Tod führt. Keine größere Wahrheit gibt es für sie als den Refrain eines ihrer Lieder, das in ihren Reihen entstanden und dem Führer der ersten Kompanie gewidmet ist, den sie „Untersturmführer Vorwärts" nennen:

„Ustuf. Vorwärts soll uns führen,
Ustuf., geh voran!
Führe uns zum Siege
Oder in den Tod!
Ja, das soll uns garnicht kümmern,
Denn wir sind ohne Not!"

Das gilt für jeden ihrer Führer. Sie sind sich alle gleich, gehen im Kampf ihren Männern voran, bluten, hungern, frieren oder schwitzen genau wie sie. Sie sind im vordersten Graben zu Hause und haben das gleiche Ungeziefer wie ihre Männer auch. Nichts trennt sie von ihnen. Ob sie einfache Schulterklappen oder „Schulterstücke" tragen, bedeutet nichts. Ob sie viele oder gar keine Tapferkeitsauszeichnungen auf dem Rock haben, bedeutet nichts. Das fällt nur Fremden auf, die sie staunend betrachten. Sie selbst achten längst nicht mehr auf diese Äußerlichkeiten. Die sind so unwesentlich geworden.
Für sie, die gewählten Führer dieser Einheit, gibt es nur noch die Kameraden, die ihnen willig und ohne Zögern folgen, den Himmel

mit seinen ziehenden Wolken, die dunkle Erde, über die sie Tag für Tag gegen den Feind stürmen, in die sie sich verkrallen und die ihr Blut trinkt, und – das Bataillon.

SCHÜTZE KOMMANDEUR

Wer neu zum Bataillon kommt und sich auf dem Gefechtsstand meldet, der nimmt wohl unwillkürlich vor dem Adjutanten die Hacken zusammen, dessen Schulterstücke einen Stern tragen und ihn als Obersturmführer ausweisen. Den schlanken drahtigen Mann neben dem Kartentisch sieht er zwar auch, nimmt aber vielleicht an, das sei auch ein „Neuer", der schon ein paar Tage vor ihm hier ankam. Er kann kaum etwas anderes annehmen, denn der am Kartentisch trägt die gleiche Uniform wie er selbst und die einfachen Schulterklappen eines Schützen. Erst als er zufällig noch einmal zum Kartentisch hinüberschaut, erkennt er die vier Streifen auf dem Ärmel. Dann blickt er in die hellen, scharfen Augen, die ihn bis auf den Grund seiner Seele durchdringen, und weiß, daß er vor dem Kommandeur steht. Es braucht ihn niemand mehr darauf hinzuweisen. Noch einmal nimmt er Haltung an, strafft seine Gestalt noch ein wenig mehr als vorher und wiederholt seine Meldung. Der Mann mit den vier Streifen hört sich die Meldung an und streckt dem Neuen die Hand hin. Der spürt einen eisernen Händedruck und hört den anderen sagen: „Willkommen im Bataillon 500, Kamerad!" und dann: „Ich bin Blohm, der Bataillonsführer!"
Einen Augenblick ist es still im Gefechtsstand. Dann richtet Blohm einige Fragen an den Ankömmling, an welchen Waffen er ausgebildet sei, und ob er früher schon im Infanterie-Einsatz gestanden habe. Der Neue nimmt bei der Antwort die Hacken zusammen, wie es allgemein – und in Matzkau ganz besonders – üblich ist. Aber der Bataillonsführer winkt ab: „Keine unnötige Kraftanstrengung, wir legen hier auf stramme Haltung keinen gesteigerten Wert. Wir erwarten nur, daß jeder von uns als Soldat, als Kamerad und als Mensch seine Pflicht erfüllt."
Später, wenn der Mann sich bei seinem Kompanieführer meldet, merkt er, daß auch der keinen Wert auf die vorschriftsmäßige Haltung legt, und ihm fallen wieder die Worte des Bataillonsführers ein. Nach wenigen Tagen weiß er, wen die Kameraden mit dem Wort

„Häuptling“ meinen, und bald auch, daß der Häuptling den gleichen Weg gegangen ist wie er selbst und alle anderen im Bataillon. Läuft er ihm dann wieder über den Weg, und der ‚Alte‘ redet ihn an, so reißt er unwillkürlich dennoch die Knochen zusammen, mag der nun Wert darauf legen oder nicht. Und je länger er beim Bataillon ist, desto freudiger nimmt er Haltung an, wenn er vor dem Kommandeur steht. Er kann gar nicht anders, es kommt ganz von allein aus seinem Inneren heraus, es ist die einzige Möglichkeit, diesem Mann die Achtung zu zeigen, die er vor ihm empfindet. Es geht allen so, auch denen, die schon bei den ersten waren und den Kommandeur mit seinem Vornamen anreden. Sie alle stehen straff und still, wenn er mit ihnen spricht, und es ist völlig bedeutungslos für sie, daß Blohm Schulterklappen und Dienstgrad eines Schützen hat. Für sie alle, die sie unter seiner Führung und seinem Befehl kämpfen, ist er vom ersten bis zum letzten Tage der Kommandeur.
Seine Uniform ist genau so verdreckt wie die ihre, auf seinen Kragenspiegeln schimmern genau wie bei ihnen die gekreuzten Gewehre mit der darunter liegenden Handgranate. Aber während bei den meisten von ihnen nach einigen Wochen im Bataillon wieder die zurückerworbenen und neuerworbenen Tapferkeitsauszeichnungen den Rock schmücken, bleibt sein Rock leer. Nur das goldene Verwundetenabzeichen leuchtet auf seiner linken Brusttasche. Die Männer wissen, daß er früher einmal geflochtene Schulterstücke und hohe Auszeichnungen trug, früher – in einem anderen Leben. Sie alle haben dieses andere Leben hinter sich. Es ist lange her und fast vergessen. Im Bataillon vergißt man es leicht.
Sie wissen aber auch, daß der Kommandeur zweiundzwanzigmal verwundet wurde und über achtzig Nahkämpfe durchstand, seit er das Bataillon führt, daß er wiederholt die Rückversetzung in seinen alten Dienstgrad verweigert hat und bisher noch jede Auszeichnung für sich selbst ausschlug. Seine Antwort lautete jedesmal: „Nichts für mich, für meine Männer alles!“
Das Bataillon mit seiner Art zu leben, zu kämpfen und zu sterben ist sein Werk. Es ist auch seine Heimat, seit dem Luftangriff, der ihm Frau und Kinder nahm, seine letzte und einzige Heimat. Seinen Männern ist er Führer und Kamerad, Vater und Freund zugleich, stolz auf jede Auszeichnung, die er ihnen an den Rock heften kann, im Innersten erschüttert über jeden, den sie begraben müssen. Eine Freude gibt es für ihn: seine Männer singen zu hören. Überall, wo

gesungen wird, ist auch der Kommandeur zu finden. Oft, wenn nach dem Kampf einige im Quartier zusammenhocken, etwas Trinkbares vor sich, und erst leise, dann immer lebhafter anfangen zu singen, fliegt plötzlich die Tür auf, und in ihrem Rahmen steht groß, schlank und straff der Häuptling, auf seinen Knotenstock gestützt, und blickt über die ruhig weitersingenden Männer hin. Seine Augen wandern von Gesicht zu Gesicht und grüßen stumm. Die so Gegrüßten aber richten sich einen Herzschlag lang auf und ihre Augen grüßen zurück, voll Vertrauen, Zuneigung und Freude. Dann tritt er ein, läßt sich irgendwo zwischen ihnen nieder, wo gerade Platz ist, auf der Bank oder auf dem Fußboden. Den Rücken an die Wand gelehnt, hört er ihnen zu. Das nächste Lied stimmt er selbst mit klarer Stimme an und die Männer fallen dröhnend ein. Darum singen sie so gut, die vom Bataillon 500, darum singen sie gern und oft, für den einen unter ihnen, der in ihren Augen der Beste ist als Soldat, Kamerad und Mensch. Die einen nennen ihn Willi, die anderen Häuptling oder Bataillonsführer, und doch ist er nur eines: der Kommandeur.

MÄNNER!

Vor den verkohlten Trümmern der ausgebrannten Schule von Staraja-Russa stehen sie auf dem Platz, der einmal Schulhof war, eine Kompanie neben der anderen. Der Bataillons-Adjutant hat einen großen Bogen Papier in der Hand und verliest einen Tagesbefehl des zuständigen Korpsgenerals. Manchmal hören sie zu, manchmal sind ihre Gedanken weit fort. Ein paarmal wird in dem Tagesbefehl auch ihr Bataillon genannt und sein Einsatz in den letzten Kämpfen herausgestellt: das SS-Sturmbataillon 500 habe sich als ein Pfeiler und unerschütterlicher Felsblock im Toben der Schlacht erwiesen und entscheidend dazu beigetragen, den sowjetischen Großangriff zu zerschlagen. Aber der Adjutant scheint nicht recht bei der Sache und beeilt sich mit dem Lesen, um die Geschichte schnell hinter sich zu bringen. Solche hochtönenden Redensarten, denen man allzudeutlich anhört, daß sie ziemlich weit hinten verfaßt und niedergeschrieben wurden, kommen bei den meisten sowieso nicht an. Auch der Kommandeur hört kaum hin. Seine Augen umfassen die angetretenen Männer, von denen viele die Hände in den Taschen haben und keineswegs dienstlich dreinschauen. Ihm fällt auf, wie

klein das Bataillon wieder einmal geworden ist, und wie müde die Männer aussehen. Bei solchen Worten wie „Pfeiler“ und „Felsblock“ sieht er die vielen Gräber vor sich, die sie auch diesesmal wieder zurückließen, bevor man sie hierher in Ruhe befahl.
Unterdessen ist der Adjutant mit seinem Korpsbefehl fertig, legt ihn wieder in seine Mappe und wendet sich zurück, zum Häuptling. Als er merkt, daß der mit seinen Gedanken ganz woanders ist, räuspert er sich ein wenig. Dann sagt er: „Bataillonsführer, die Auszeichnungen!“ und holt, als der Alte nickt, eine zerknitterte Liste aus seiner Mappe. Karl, der Gefechtsschreiber, klappt den braunen Pappkarton auf, in dem werden die Auszeichnungen verwahrt, und stellt sich dicht hinter den Kommandeur. Der Adjutant beginnt, eine Reihe von Namen aufzurufen. Die Aufgerufenen antworten „Hier!“, kommen mit ruhigen Schritten vor und bauen sich vor dem Kommandeur auf. Etwa bei einem Drittel der Namen bleibt die Antwort aus, und tritt niemand vor die Front. Einen ruft der Adjutant zum zweitenmal und, weil er heute nicht ganz bei der Sache ist, sogar zum drittenmal auf, den Schützen Hanke. Und da der sich immer noch nicht meldet, blickt der Adjutant suchend zur ersten Kompanie hin. Unwillkürlich bleibt sein Blick an deren Führer hängen, als erwarte er von diesem Antwort auf den aufgerufenen Namen. Der junge Untersturmführer, der vor der Front der Ersten steht, einen mit schwarzer Brandmalerei verzierten Wolchowknüppel in der Hand, zeichnet damit kleine Kreise in den schwarzen Sand des ehemaligen Schulhofes. Auf seinem dunkelgrünen Rock schimmert eine Reihe hoher Auszeichnungen, das Deutsche Kreuz in Gold, das EK I. und die goldene Nahkampfspange sind darunter. Er spürt die Stille und den Blick des Adjutanten, hebt den Kopf und sagt: „Du mußt lauter rufen, Felix, wenn Hanke dich hören soll. Er liegt ja seit vorgestern immerhin anderthalb Meter tief in der Erde!“
Der Adjutant wird rot, sieht auf die zerknitterte Liste in seiner Hand. Dann malt er langsam hinter den Namen des Schützen Hanke eine Rune. Man nennt sie die Todesrune. Der Schütze Hanke, der in anderthalb Meter Tiefe für immer schläft, ist der gleiche, der in Matzkau mit ergrautem Haar am linken Flügel stand und sich nicht schnell genug bewegte. Ja, derselbe, der einmal Standartenführer und Kommandeur eines Regiments war, bevor er sich gegen einen sogenannten Führerbefehl auflehnte und nach Matzkau kam. Er hatte damals schon über zehn Verwundungen im Fronteinsatz hin-

ter sich, als er dem Oberscharführer in Matzkau beim Exerzieren nicht schnell genug war. Hier, beim Bataillon hat er sich auch nicht schneller bewegt. Aber niemand hat daran Anstoß genommen. Der Schütze Hanke wurde bald von seinen Kameraden zum Zugführer gewählt, genau wie sie ihren Untersturmführer, den mit dem Wolchowknüppel, vor ein paar Wochen zum Kompanieführer wählten. Er war damals noch Schütze und nicht lange vorher aus Matzkau gekommen, hatte dort zur gleichen Zeit mit Hanke im Glied gestanden, nur mit dem Unterschied, daß Hanke linker Flügelmann war und er in der vorletzten Rotte im dritten Glied seinen Platz hatte. Er war derjenige mit dem Lungenschuß, der oft husten mußte und dessentwegen dann alle Mann zehnmal um den Platz laufen mußten, weil der Stabsscharführer eben aus dem trockenen Husten immer ein Lachen heraushörte.
Jetzt steht er vor der Front, ist längst wieder in seinen alten Dienstgrad zurückversetzt und trägt auch seine Auszeichnungen wieder. Hanke dagegen ist tot, an der Spitze seines Zuges beim Angriff gefallen. Es war seine zwölfte Verwundung, ein Herzschuß!
Der Untersturmführer malt weiter mit dem Knüppel seine Kreise in den Sand und denkt an Hanke. Dabei hustet er ab und zu leicht und spuckt auf den Boden. Der Führer der zweiten Kompanie sieht zu ihm herüber. Er hat eine breite Narbe über der Stirn und die Schulterstücke eines Obersturmführers auf dem Rock. EK I. und darüber die Nahkampfspange in Gold. Ja, er ist ein guter Infanterist geworden, der ehemalige Panzerkommandant und Hauptsturmführer. Als er jetzt den Untersturmführer husten hört, kommt ihm der Gedanke, ob wohl immer noch im Danziger Werftgelände mittags ein paar Mann von Schiff zu Schiff gehen und den Köchen auf deren Wink stumm die leeren Kanister hinhalten. Dann hört er die Stimme des Kommandeurs und blickt auf. Auch der Untersturmführer hört auf, Kreise zu ziehen und hebt den Kopf in die gleiche Richtung.
Der Kommandeur steckt dem ersten Mann in der vor ihm angetretenen Reihe das EK I. an. Es ist ein großer Kerl mit einem dunklen Gesicht. Er führt die zweite Gruppe im Pionierzug des Bataillons. Vor wenigen Tagen hat er sechs schwere sowjetische Bunker mit geballten Ladungen geknackt und damit die schweren Maschinengewehre dort ausgeschaltet. Er gehört zu den besten Gruppenführern des Bataillons, und das will schon etwas heißen in diesem sturmerprobten Haufen.

Jetzt lächelt er zu den Führern der ersten und zwoten Kompanie herüber, beide lächeln zurück. Der Untersturmführer hat in der Koje über ihm in Matzkau geschlafen, und der Obersturmführer von der zweiten hat mit ihm die Kanister zu den Schiffen getragen. Sie treffen sich alle beim Bataillon wieder, die Befehlsverweigerer, diejenigen, die ein paar Tage über den Urlaub geblieben sind und auch die Jungens, die einmal im Suff aus dem Rahmen fielen und mit geballten Fäusten auf den Führer vom Dienst losgingen. Sie stehen neben denen, die einmal unzufrieden wurden, mit allem und jedem und meuterten. Sie alle sieht man beim Bataillon wieder. Nur einen wird man dort vergeblich suchen, vergeblich, weil es ihn einfach in diesen Reihen nicht gibt: den Kameradendieb, den Sittenstrolch oder den Marodeur.
Eine Truppe, deren Soldaten schon in der Rekrutenkompanie dazu erzogen werden, Ehre und Treue zu festen Begriffen in ihrem Inneren werden zu lassen, die schon als Rekruten lernen, die irdischen Güter ihrer Mitmenschen als unantastbar zu betrachten, und deren Spinde keine Schlösser kennen, eine solche Truppe bringt keinen Kameradendieb hervor. Ebensowenig gibt es in dieser körperlich und seelisch gesunden, reinen Auslese einen Sittenstrolch oder einen Marodeur. So etwas hat weder die Truppe noch ihr Sturmbataillon 500 je gekannt. Und beide können zu allen Zeiten stolz darauf sein.

*

Der Kommandeur hat den Männern die Auszeichnungen angesteckt, jedem die Hand gedrückt, und dann sind sie wieder zu ihren Kameraden ins Glied getreten. Der Adjutant teilt mit, daß im Ort eine Varietétruppe der Wehrbetreuung auftritt und daß im Standortbefehl auch dem Bataillon einige Plätze zur Verfügung gestellt wurden. Es handle sich um namhafte Künstler von Bühne und Film, die dort ihren Fez machten. Er sagt tatsächlich „Fez“. Es fällt ihm kein passenderes Wort ein. Felix, wie sie ihn nennen, ist ein tadelloser Adjutant und wird mit den tausend Dingen, die sein Amt mit sich bringt, aus dem Handgelenk fertig. Witzig und wortgewandt ist er auch. Nur heute ist er etwas durcheinander, sonst wäre ihm das vorhin mit Hanke nicht passiert. Wie er da jetzt vor der Front steht, die hohe Gestalt in sauber gebürsteter Uniform und blitzblanken Stiefeln, würden wohl nur die wenigsten den mit schmerzverzerrtem

Gesicht im Matzkauer Stiefelkommando mitlaufenden Kumpel in ihm wiedererkennen. Aber vielleicht hängt es gerade mit dieser Zeit im Stiefelkommando zusammen, daß er jetzt immer tadellos blankgewienerte Stiefel trägt, in denen man sich spiegeln kann, und die sich bequem zusammenrollen und in die Tasche stecken lassen, so weich und schmiegsam sind sie.
Felix wiederholt noch einmal, daß auch für das Bataillon ein paar Plätze zur Verfügung stehen. Dann will er wissen, wer Lust hat, hinzugehen, denn er muß Meldung an den Wehrbetreuungsoffizier machen. Aber es scheint niemand große Lust zu haben, die „namhaften Künstler von Bühne und Film“ zu bewundern. Und das ist nicht weiter erstaunlich. Das Bataillon hat nämlich endlich vom Korps die Marketenderwaren für die letzten Wochen erhalten. Das ständige Hin- und Herkommandieren des Bataillons von einer Heeres-Division zur anderen bringt die Marketenderei oft ins Stocken, und der Verpflegungsminister hat manchen harten Strauß mit Stabszahlmeistern und Intendanten auszufechten. Heute sollen nun die seit längerer Zeit angesammelten guten Dinge, Rauchwaren und Spirituosen, zur Verteilung kommen. Erfahrungsgemäß wird es anschließend immer sehr lustig, darum haben die Männer keinen rechten Drall, die Segnungen der Wehrbetreuung über sich ergehen zu lassen. Felix wartet immer noch darauf, daß ein paar Dutzend Arme hoch kommen. Er meint, es würde wirklich sehr interessant am Abend. Bei der Ersten rührt sich etwas. Ein paar Männer stecken die Köpfe zusammen und der Führer des ersten Zuges, der riesige Hauptscharführer Ehlers, fragt, wieviele Plätze das Bataillon denn habe. Felix sagt etwas von sechzig. Darauf Ehlers: „Ist in Ordnung, mein Zug geht geschlossen hin.“ Der Untersturmführer schaut sich um und sieht seinen ersten Zug an. Dann nickt er Ehlers zu und wendet sich wieder nach vorn, wo jetzt der Kommandeur das Wort nimmt, die Kompanieführer zu sich bittet und das Bataillon wegtreten läßt. Ohne Hast gehen die Männer über den Schulhof und verschwinden in den umliegenden Häusern, in denen sie ihre Quartiere haben.
Unterdessen bespricht der Kommandeur mit den Kompanieführern, was ihm besonders am Herzen liegt. Das ist vor allem immer wieder die Bewaffnung. Es ist endlich Genehmigung erteilt worden, vier Züge des Bataillons voll mit Maschinenpistolen auszurüsten, was natürlich die Feuerkraft ganz erheblich verstärkt. Der Häuptling sieht seine Kompanieführer der Reihe nach an und will wissen, welchen

seiner Züge jeder von ihnen zum Maschinenpistolenzug umgerüstet haben will. Schimmel, wie sie den Untersturmführer von der Ersten auch nennen, hustet und schlägt seinen ersten Zug vor. Die anderen machen den gleichen Vorschlag. Also wird von nun an der erste Zug jeder Kompanie mit Maschinenpistolen ins Gefecht ziehen. Der Häuptling fügt noch hinzu, es ständen russische Beutemaschinenpistolen zur Verfügung und Munition sei einstweilen auch reichlich vorhanden. Wenn sie mal knapp würde, hätte man ja jederzeit den Iwan vor sich, bei dem neue Munition gefaßt werden könne. Prell, der Unterscharführer ist und die vierte Kompanie führt, meint trokken: „Dann brauchen wir uns endlich nicht mehr über das Ausbleiben des eigenen Nachschubs zu ärgern. Man geht eben rüber zu den Genossen und holt sich dort, was man braucht.“ Mit kurzem Gruß gehen die Kompanieführer auseinander.
Der Kommandeur sucht mit dem Adjutanten und dem Gefechtsschreiber das halb zerschossene Haus auf, in dem er sich eingerichtet hat. Es sind noch eine Menge Schreibarbeiten zu erledigen, die nicht mehr länger aufgeschoben werden können. Prell von der Vierten aber und Oskar von der Dritten wenden sich dorthin, wo das Zeichen des „Knochensägers“, des Bataillonsarztes, angebracht ist, ein schwarzes Holzschild, das einen zerbrochenen Knochen zeigt, genau so einen Knochen, wie deren zwei gekreuzt unter dem Totenkopf am Käppi oder an der Feldmütze leuchten. Die Haustür, also, die mit diesem Zeichen geschmückt ist, steuern sie an und verschwinden darin. Sie wollen mit dem Knochensäger Skat spielen, zwischen hinein über irgend ein Thema diskutieren und wieder Skat spielen. Wenn es dann aber dunkel wird, setzt sich der Knochensäger, der vom ganzen Bataillon still verehrte Obersturmführer Reiners, ans Klavier. Dann wird Prell neben ihm stehen, die Geige unterm Kinn, und sie werden gemeinsam musizieren. Oskar wird die Noten umblättern und die beiden anderen Ärzte, der Franzel aus Wien und der rothaarige Patric O-Neill, dessen Wiege im felsigen Hochland der Grafschaft Donegal an der Westküste Irlands stand, werden dazu singen. Prell und Oskar bleiben nicht ungesehen. Schimmel, der Untersturmführer von der Ersten, und Uwe, der Obersturmführer mit der Narbe über der Stirn, der die Zwote führt, haben sie beobachtet. „Eigentlich erstaunlich“, meint Uwe nachdenklich, „daß das Klavier bis jetzt durchgehalten hat bei den Strapazen!“ Mit den Strapazen meint er aber nicht das Spiel des Arztes. Das ist über

jeden Zweifel erhaben. Auch Hauptscharführer Ehlers, der riesige Zugführer von der Ersten, und Alf, der drahtige Unterscharführer, der den Kompanietrupp der Ersten führt, sind wirkliche Könner auf dem Klavier. Nein, Uwe meint mit den Strapazen, daß der alte Klimperkasten doch überall hin mitgeschleppt wird, wo das Bataillon sich niederläßt, von den „Troßknechten", den Männern, die beim Bataillonstroß ihren Dienst tun, nicht immer gerade sanft behandelt. Daß er trotzdem immer noch klingt, mutet fast wie ein kleines Wunder an. Schimmel brummt, der Knochensäger dürfte den Tag, an dem das Klavier zum Teufel ginge, wohl kaum überleben. Und um dem Bataillon seinen Arzt – diesen Arzt – zu erhalten, paßten die Troßknechte eben doch bei allem immer wieder auf den Kasten auf. Damit sind die beiden vorn an der Straße angelangt und bleiben stehen.

Ein Teil der Männer hat sich auf einer zerschossenen Mauer niedergelassen und blinzelt in die warme Nachmittagssonne. Es sind die Jungens vom Pionierzug, die gleich neben der Mauer ihr Quartier haben. Die Straße liegt ein wenig abseits und ist nicht sehr belebt. Ein paar Landser vom Heer kommen vorbei, bleiben stehen und fragen nach der Kommandantur. Es sind acht oder neun Mann. Auch ein Leutnant ist dabei. Er sieht ebenso verdreckt und unrasiert aus wie seine Männer. Sie haben scheinbar alle noch vor wenigen Stunden im Schützenloch gelegen. Uwe beschreibt dem Leutnant den Weg zur Kommandantur, indessen kramt einer der Landser eine halbe zerdrückte Zigarette aus der Brusttasche seines Waffenrocks und läßt sich von einem der Pioniere Feuer geben. Der Leutnant, noch im Gespräch mit Uwe, wirft einen langen Blick auf die halbe Zigarette. Der Landser sieht es und sagt: „Ich laß dir einen Zug dran!" Der Leutnant nickt. Er ist mit seinen Männern per Du, nicht nur im Graben, sondern auch dann noch, wenn es nicht mehr knallt und man keine Angst zu haben braucht, daß sie einen vielleicht verwundet vorne liegen lassen. Er hat die goldene Nahkampfspange und schämt sich nicht vor den Pionieren wegen der halben Zigarette, von der er einen Zug abbekommt. Warum sollte er auch? Er hat oft genug mit seinen Kumpels zusammen dem Tod ins Auge geschaut. Sie haben keine falschen Hemmungen mehr, wissen einer vom anderen, wie er aussieht, wenn die Granaten dicht vor dem Graben oder Schützenloch krepieren, und man hilflos darauf wartet, wann es ans Leben geht. Und sie haben auch gleich gewittert, schon mit dem ersten Blick in

die Gesichter, daß die Männer hier an der Straße und in der Sonne dort auf der Mauer, vom gleichen Schlage sind.
Schimmel blickt den Leutnant an, dann die Männer vom Pionierzug und sagt: „Ihr Minenstrolche könntet mal ein wenig Barmherzigkeit üben!“ Er deutete dabei mit dem Kinn auf die Landser. Die Pioniere grinsen und packen in die Hosentaschen. Einer geht mit der Feldmütze an der Reihe seiner Kameraden entlang. Jeder legt eine ganze oder auch eine angebrochene Packung „Juno“ hinein, sie haben genug davon. Auch Uwe kramt in seinen Taschen und legt eine Schachtel in die Mütze. Schimmel ist Nichtraucher und verschenkt seine Verpflegungszigaretten ohnehin immer. Der Pionier verteilt den Inhalt der vollen Mütze unter die Landser. Die letzten Schachteln bekommt der Leutnant, der über diese Weihnachtsbescherung aus heiterem Himmel genau so verblüfft ist wie seine Kumpels. Er will etwas sagen, aber die Pioniere schauen schon wieder blinzelnd in die Sonne, und der Leutnant begreift, daß sie nichts mehr über die Sache hören wollen. Da steckt er sich eine Zigarette zwischen die Lippen, schiebt die Schachteln in die Tasche, läßt sich von einem seiner Männer Feuer geben und geht nach kurzem Gruß mit den Soldaten weiter.

ZWEI WELTEN

Die Pioniere, Uwe und Schimmel sehen der kleinen Gruppe nach, wie sie mit langen Schritten, als ob sie sehr müde sei, die Straße weiter zieht. Niemand achtet dabei auf einen kleinen dicklichen Hauptmann, der unterdes in Begleitung einer Wehrmachtshelferin von der anderen Seite gekommen ist und wie angenagelt stehen bleibt, weil ihm kein Mensch hier eine Ehrenbezeigung erweist. Er schnauft erregt und fragt heiser, ob hier eigentlich alles schlafe. Die Pioniere hocken weiter stumm auf ihrer Mauer und wenden langsam ihre Köpfe. Sie sehen aber nicht den Hauptmann an, sondern die Wehrmachtshelferin. Und die ist wirklich sehenswert, bildhübsch, mit rötlich lockigem Haar und von Mutter Natur freigiebigst mit allen weiblichen Reizen und Formen ausgestattet – ein stattliches Frauenzimmer. Sie wird auch keineswegs verlegen, wie sie nun die Blicke der Männer auf sich ruhen fühlt. Die Augen von den langen Wimpern halb verschleiert, blickt sie, scheinbar gelangweilt, von einem zum anderen.

Der Hauptmann hat inzwischen die beiden Führer entdeckt und faucht Uwe und Schimmel an: „Häh', Sie dort, meine Herren Offiziere, ich spreche Ihnen mein Kompliment aus über die hervorragende Haltung Ihrer Leute fremden Vorgesetzten gegenüber!" Dann sieht er sie mit funkelnden Augen an und wartet auf Antwort. Die bekommt er auch. Uwe räuspert sich und sagt freundlich: „Wir sind keine Herren und Offiziere sind wir auch nicht, sondern Führer." Dem Hauptmann klappt der Unterkiefer herunter, er bekommt ihn auch so schnell nicht wieder hoch. Als Schimmel auch noch seinen Senf dazu gibt und genau so freundlich Auskunft erteilt: „Außerdem gibt es bei uns keine Leute, sondern nur Männer", schnappt er ein paarmal hilflos nach Luft und scheint dicht vor dem Schlaganfall. Schließlich rafft er sich auf und sucht mit einem bissigen „Sie werden von mir hören!" samt Begleiterin eilig das Weite. Uwe, Schimmel und die Pioniere schauen ihnen grinsend nach. Hans, der Große mit dem dunklen Gesicht, der gerade das EK I. bekommen hat, stößt einen kleinen Pfiff aus, denn die Helferin wippt im Fortgehen mit dem Hintern wie eine Bachstelze. Hans schildert seinen Kameraden in blumenreichem Vortrag, jeden Satz mit einer entsprechenden Geste unterstreichend, was er alles anstellen würde, wenn man ihn für eine Nacht mit diesem Teufelsweib zusammensperrte. Als er sich aber unterbrechen muß, um Luft zu holen, meint Schimmel trokken: „Du redest wie ein ausgemachtes Schwein. Wer dich nicht kennt, glaubt das schließlich noch." Hans sieht Schimmel an, schüttelt resignierend den Kopf und gibt zurück: „Mein lieber Schimmel, du bist halt noch zu jung, um das zu verstehen, werd erst mal so alt wie Vater", dabei schlägt er sich an die Brust, „dann wirst du erkennen, daß Männer immer ein ganzes Stück den Schweinen näher stehen als den Engeln!" Uwe lacht leise, und auch Schimmel und die anderen Männer müssen lachen, denn Hans bemüht sich krampfhaft, sein tiefernstes Gesicht in Sorgenfalten zu legen. Endlich gibt er es auf und lacht mit.
Hinten, am Eckhaus taucht Ehlers auf und winkt Schimmel zu. Der gibt sich einen Ruck, setzt sich in Bewegung und verabschiedet sich von den Pionieren: „Laßt euch nicht von eurem Vater verderben!" Dann verschwindet er mit dem Zugführer seines ersten Zuges um die Ecke. Auch Uwe zieht ab. Nur die Pioniere blinzeln noch weiter in die Sonne, bis ihnen einer zuruft, daß jetzt die Marketenderwaren ausgegeben werden. So kommt es, daß die Mauer still und verlassen

dasteht, als ein gewisser dicklicher Hauptmann mit einem Major aus dem Kübelwagen steigt und sich wütend in der Gegend umsieht. „Kein Mensch mehr zu sehen", schimpft er und hält weiterhin Ausschau. Doch halt, dahinten geht doch jemand in einem Ledermantel über den Hof. Der Hauptmann legt seine Hände wie einen Trichter an den Mund und ruft schallend: „Hallo, hallo!" Der im Ledermantel bleibt stehen und schaut sich nach dem Rufer um. Der Hauptmann wedelt mit seinen kurzen Armen in der Luft herum und geht mit kleinen hastigen Schritten auf ihn zu. Der Wartende hat eine Pistole umgeschnallt, trägt einen sauberen Schal um den Hals und hat eine dieser zerdrückten Feldmützen auf, wie man sie bei SS-Führern oft sieht. Ein wenig stutzt der Hauptmann zwar noch, weil er auf dem Ledermantel keine Schulterstücke sieht, denkt aber bei sich: wohl wieder so eine Marotte von dem Herrn. Denn daß er einen Offizier vor sich hat, darüber besteht kein Zweifel. Als der im Ledermantel ihn höflich begrüßt und fragt, was ihm die Ehre verschaffe, ist der Hauptmann nahezu glücklich, endlich einen kultivierten Menschen getroffen zu haben, der noch weiß, wie man sich unter Offizieren benimmt (sehr im Gegensatz zu den beiden Herren vorhin, die nur mit schnoddrigen Antworten aufwarten konnten und typische Frontschweine zu sein schienen). Unser Hauptmann baut sich also vor dem Herrn im Ledermantel auf, stellt sich vor, auch der andere murmelt mit korrekter Verbeugung seinen Namen und erkundigt sich nochmals nach dem Anliegen. Darauf schildert der Hauptmann wortreich und dramatisch, was ihm vor einer halben Stunde dort an der Straße von den Leuten dieser Einheit widerfahren sei. Er habe zwar durchaus Verständnis dafür, daß Soldaten, die für kurze Zeit aus der Front gezogen worden seien, nicht formvollendet und vorschriftsmäßig grüßten. Aber daß überhaupt keine Ehrenbezeigung mehr erwiesen würde und noch Offiziere dabeiständen, die durch ihr Verhalten den Leuten ein schlechtes Beispiel gäben, das ginge denn doch entschieden zu weit. Er müsse darauf bestehen, daß die beiden Offiziere, sowohl der jüngere mit dem Deutschen Kreuz in Gold als auch der etwas ältere mit der breiten Narbe über der Stirn, zur Verantwortung gezogen würden. Der im Ledermantel nickt zu den Worten des Hauptmanns beifällig: „Schweinerei das, werde natürlich der Sache nachgehen und schärfstens durchgreifen!" Unser Hauptmann ist nun hoch erfreut und bittet noch menschenfreundlich, doch die Leute nicht zu bestrafen, die auf der Mauer gesessen hätten, denn die hät-

ten sich ja nur nach den Offizieren gerichtet. Inzwischen hat der im Ledermantel einen Scharführer oder wie sich diese Kerle bei der SS im Range eines Feldwebels nennen, herangewinkt. Dieser bleibt nach einer ordnungsgemäßen Ehrenbezeigung in drei Schritt Abstand stehen. Der Hauptmann mustert ihn wohlwollend und stellt voll innerer Befriedigung fest, daß es doch auch bei dieser Einheit noch Soldaten gibt, die sich zu benehmen wissen. Der im Ledermantel gibt mit befehlsgewohnter Stimme dem vor ihm stillstehenden Scharführer die Anweisung: „Sie melden dem Kompanieführer der Ersten und dem der Zwoten, daß ich sie umgehend im Dienstanzug bei mir zum Rapport erwarte, verstanden?“ Der Scharführer brüllt „Jawoll!“ so laut, daß es über den ganzen Platz schallt, macht eine zackige Kehrtwendung und entfernt sich im Geschwindschritt, allerdings nur bis zur Ecke des ausgebrannten Schulgebäudes. Knapp dahinter macht er Halt, schüttelt sich vor Lachen und schlägt sein Wasser gegen die geschwärzte Wand. Dann späht er vorsichtig um die Ecke zurück. Da geht der Hauptmann gerade mit dem Herrn im Ledermantel über den Hof zur Straße. Der Major tritt herzu, der Hauptmann stellt die beiden Herren einander vor, alle drei schütteln sich die Hände, dann klettern Major und Hauptmann in den Kübelwagen, der Fahrer legt den Gang ein und der Wagen zieht davon. Die beiden Offiziere legen nochmals verbindlich grüßend die Hände an den Mützenschirm und blicken zu dem im Ledermantel hinüber, der freundlich lächelnd den rechten Arm hebt und den Gruß erwidert. Der Hauptmann wird nun wahrscheinlich bemerken „Ungewöhnlich netter Mensch das, wohl der Kommandeur des Haufens“, und der Major wird dazu nicken. Vielleicht tauschen sie auch noch ihre Meinung darüber aus, warum der nette Mensch keine Schulterstücke auf seinem Ledermantel trug, aber na ja, bei der SS ist man ja Kummer gewohnt. –

Inzwischen erhebt sich auf dem Schulhof ein wahrhaft homerisches Gelächter. Die beiden im Kübelwagen können ja nicht ahnen, daß der Offizier im Ledermantel gar kein Offizier ist, sondern Unterscharführer Alf Schuler, Führer des Kompanietrupps der Ersten, der seinen eigenen Kompaniechef zum Rapport bei sich hat befehlen lassen. Wenn es kühl ist, pflegt Alf seinen Ledermantel zu tragen, ob im Dienst oder nicht. Dagegen hat auch im Bataillon niemand etwas einzuwenden, denn schließlich hat Alf diesen Mantel ja einmal vor langer Zeit mit seinem Kleidergeld bezahlt, als er zum Untersturm-

führer befördert worden war. Später, er war bereits Hauptsturmführer geworden, trat er dann jenen Marsch an, den alle hier im Bataillon angetreten haben. Wer wollte ihnen, ganz gleich ob sie heute Schützen, Unterführer, Führer mit oder ohne Ärmelstreifen sind, das Recht streitig machen, ihre Ledermäntel zu tragen, die sie einmal rechtmäßig erworben haben wie ihre anderen Uniformstücke auch?
Natürlich ist es für Angehörige fremder Truppenteile immer ein ungewohnter Anblick, einen Mann in Reitstiefeln, lederbesetzten Breeches und einem Waffenrock aus feinem feldgrauen Tuch zu sehen, der sich bei näherem Zusehen als Unterscharführer oder auch als einfacher Schütze entpuppt. Der eine oder andere Vorgesetzte hat auch wohl schon einmal daran Anstoß genommen. Aber da alle Angelegenheiten, die dieses Bataillon betreffen, direkt dem Reichsführer SS unterbreitet werden müssen, der auf solcherart Beschwerden ziemlich grob zu reagieren pflegt, läßt man lieber die Finger davon. Übrigens hat der Reichsführer bei gelegentlichen Besichtigungen des Bataillons auch selbst keinen Anstoß an dem Anzug der Männer genommen. Er billigt dieser Truppe mancherlei ungeschriebene Rechte zu und zeigt auch sonst hin und wieder, daß ihm das Bataillon und seine Männer nicht gleichgültig sind. Sie haben ihn, wenn er sich bei seinen Besuchen mit ihnen unterhielt, anders kennen gelernt, als viele Zungen ihn beschreiben, weder „zynisch“, noch „brutal“, noch „kaltherzig“. Und wenn sie ihn unter sich auch den „Reichsheini“ nennen, so liegt doch kein geringschätziger oder gar verächtlicher Unterton darin. –

STILLE UND LAUTE FESTE

Über Staraja-Russa ist es mittlerweile Abend geworden. Aus einem der Häuser, dem mit dem schwarzen Schild und gebrochenen Knochen an der Tür, klingt gedämpfte Musik ins Freie. Der Kommandeur hat die fälligen Schreibarbeiten abgeschlossen und ist auf den Hof hinausgetreten, um noch etwas Luft zu schnappen. Still horcht er eine Weile auf das leise Tönen, dann sagt er zum Adjutanten, der hinter ihm in der Türe steht: „Ich gehe noch ein Weilchen hinüber zum Doktor.“ Felix nimmt, zum Zeichen, daß er verstanden hat, kurz die Hacken zusammen und schaut hinter dem Häuptling her, dessen Gestalt allmählich vom Dunkel verschluckt wird. Dann sieht er drüben

eine Taschenlampe aufleuchten, hört eine Tür klappen. Jetzt ist er hineingegangen, denkt er und überlegt im gleichen Atemzug, ob wohl die blonde Rotkreuzschwester, die er zufällig am Vortage kennengelernt hat, zum verabredeten Stelldichein kommen wird. Er tritt ins Haus zurück und unterhält sich noch ein wenig mit dem Gefechtsschreiber, bis der zu den Nachrichtenmännern, den „Fernsprechern" nebenan geht, um mit ihnen siebzehn und vier zu spielen. Dann schaut er in den Spiegel, schnallt sein Koppel um und macht sich auf, zu seiner Verabredung. Vom Doktorhaus her klingt noch immer leise Musik. –

Vorn an der Straße trifft Felix auf den halben Pionierzug. Die Männer tragen Flaschen mit Rotwein in den Händen und auch schärfere Sachen, die sie heute erhielten, und streben dem langen Eckbau zu, in dem die erste Kompanie untergebracht ist. Es ist ein ehemaliges großes Magazin. Felix geht neben Schilling, dem Pionierzugführer, horcht und sagt: „Die Erste scheint schon feste bei der Freizeitgestaltung." Auch Schilling horcht zum Eckbau hinüber und die Männer vor ihnen gehen plötzlich schneller, um ja nichts zu versäumen. Gleich darauf poltern sie schon durch den Torweg ins Haus, um mit den Kameraden der Ersten zu feiern. Auch Schilling verabschiedet sich mit einem herzlichen „Viel Glück, Felix!" Er hat natürlich gleich gewittert, wo der Adjutant hin will. Der steht noch einen Augenblick vor dem Tor und lauscht dem Gesang dort drinnen. Er klingt vielleicht nicht ganz so schön, wie die Musik aus dem Doktorhaus vorhin, aber dafür herzhaft und kraftvoll. Sie singen gerade „Flandern, du mein liebes Flandern", eines der Lieblingslieder des Bataillons. Felix steht noch immer vor dem Eingang, als könne er sich nicht losreißen. Die zweite Strophe summt er leise mit „Du mit deinen stolzen Höhen, du mit deiner Wälder Pracht! Und in deinen nassen Gräben lagen wir so manche Nacht." Während sie drinnen die dritte Strophe anstimmten, wendet sich Felix langsam zum Gehen. Die Worte des Liedes wehen hinter ihm her: „Langemarck und Ypern, nie kommt ihr mir aus dem Sinn, denn hier starben viel deutsche Helden für ihr Vaterland dahin."

*

Einige Stunden später, auf dem Rückweg, begegnen Felix wieder Trupps von Soldaten. Die Vorstellung der Frontbühne ist zu Ende. Und schon ist er auch von Ehlers und seinem ersten Zug entdeckt,

die laut redend auf der Straße daherkommen und ihm zurufen: „Felix, du hast was versäumt, so viele nette Mädels siehst du im ganzen Leben nicht wieder auf einem Haufen!“ Und bevor Felix noch denken kann, daß ihm eine lieber ist, als ein ganzer Haufen, sind sie schon wieder vor dem Quartier der Ersten angekommen, hören den lauten Gesang und Ehlers lacht: „Los, Jungen, Beeilung, Kompanie hat schon mit dem gemütlichen Teil angefangen!“ Sie gehen alle ein wenig schneller. Von drinnen hört man die Stimme von Schimmel, der den Vorsänger macht: „Siebzehn Mann auf des toten Mannes Kiste –“ und die Kompanie fällt donnernd ein: „hojoho, und ’n Buddel mit Rum –“, und wieder der Vorsänger: „Schnaps stand stets auf der Höllenfahrtsliste –“ und wieder die Kompanie im Chor: „– hojoho, und ’n Buddel mit Rum!“
Ehlers lädt Felix ein, mit hineinzukommen. „Vielleicht komm ich nachher noch“, antwortet der. Er hat es plötzlich eilig, zu seinem Quartier zu kommen. Als er den dunklen Schulhof überquert, hört er vom Knochensägerhaus her leisen Gesang, wendet sich dorthin und tritt in den Hausflur der Arztunterkunft. Durch eine halboffene Tür rechter Hand sieht er ein paar Sanitäter um die fast schon geleerte Flasche sitzen und im Schein einer Kerze Skat dreschen. Sie heben kurz die Köpfe, nicken ihm zerstreut zu und spielen weiter. Er steigt die knarrende Treppe empor und tastet sich über den dunklen Flur bis zu der Tür, unter der ein schmaler Lichtstreifen hervorleuchtet und hinter der Musik und Gesang ertönt.

Leise öffnet Felix die Tür und schaut unvermittelt in die versunkenen Gesichter des Häuptlings und einiger Sanitätssoldaten. Ganz in der Ecke entdeckt er auch Grail, den Zugführer der Vier-Zentimeter-Kanonen. Er setzt sich zu ihm, nickt den anderen, die bei seinem Eintritt kurz aufsahen, zu und lauscht dann auch. Die beiden Sänger, der rothaarige Ire und der dunkle Wiener, singen von Löwe ‚Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir‘. Sie singen warm und schön und Obersturmführer Reiners begleitet sie meisterlich und verhalten auf dem Klavier. Sie sind schon nicht nur Knochensäger, die drei, sie sind auch rechte Seelenärzte. Nicht lange, und Felix ist ebenso ergriffen wie die anderen. Er sieht sich wieder vor langen, langen Jahren zu Hause, im Elternhaus, bei den stimmungsvollen Hausmusikabenden sitzen.
Das Lied ist zu Ende, Prell setzt die Geige ab, nickt Reiners zu, schaut dann Patric an und sagt: „Tragt ihr uns jetzt ein Paar von euren

irischen Weisen vor?" Patric nickt, er stellt sich näher zu seinem Vetter Reiners, der am Klavier sitzen bleibt. Prell, Franzl und Oskar, der die Notenblätter umgewendet hat, setzen sich unter die Zuhörer.
Felix betrachtet sinnend die beiden Ärzte, die sich leise beraten, was sie zuerst vortragen wollen. Wie ungleich sie doch aussehen! Keiner, der sie nicht kennt, würde auf den Gedanken kommen, daß sie Vettern sind. Aber die Mutter des schlanken, dunkelhaarigen Reiners war eine geborene O'Neill. Er selbst verlebte die Hälfte seiner Jugend hoch oben im wilden Felsland der irischen Grafschaft Donegal, beim Bruder seiner Mutter, Patrics Vater. Die beiden ungleichen Vettern verübten als Jungen so manchen gemeinsamen Streich, hatten manches gemeinsame Erlebnis. Sie hängen mit einer stillen Liebe aneinander. Keiner kann ohne den anderen sein. Natürlich studierte der rothaarige Patric in Deutschland, natürlich setzte er alle Hebel in Bewegung, bis er nach Abschluß seines Medizinstudiums 1942 als Freiwilliger in die Truppe eintreten konnte. Und ein Jahr später gelang es ihm dann endlich, bei seinem drei Jahre älteren Vetter im Bataillon vor Anker zu gehen. Er ist freiwillig dort, der einzige im ganzen Haufen, der niemals vor einem Kriegsgericht gestanden hat. –
Nein, nicht der einzige, fällt Felix ein, und er muß an das andere Paar denken, das sich im Bataillon wiedergefunden hat, an Schimmel und seinen hünenhaften Hauptscharführer Helmut Ehlers, der ebenfalls freiwillig zum Bataillon kam. Er hatte Schimmel schon als Rekruten ausgebildet, war also sozusagen der militärische Vater seines jetzigen Kompanieführers, und Schimmel hatte mit dem Häuptling zusammen solange Eingaben an den Reichsführer gemacht, bis er seinen alten Zugführer wieder bei sich hatte. Daß er freiwillig kam, hatte auch ihm vom ersten Tage an die Sympathien der Männer des Bataillons eingetragen, umsomehr, als er ein hervorragender Soldat war, einer der erfolgreichsten Nahkämpfer, und Kamerad bis zur letzten Krume Brot. –
Während Felix so seinen Gedanken nachhängt, haben sich die beiden Vettern vorne am Klavier geeinigt. Reiners beginnt mit ein paar Akkorden, die sofort eine ganz andere Welt herbeizaubern, eine Welt voller Härte, Schwermut und starker Innigkeit, dann setzen die beiden Stimmen ein. Sie singen, getragen und verhalten, ein altes irisches Volkslied. Die Worte in der alten, fremdartig anmuten-

den Sprache schwingen dunkel und schwer durch den Raum. Dann ist es lange still. Die Männer sind wie verzaubert.
Schließlich bricht Reiners selbst den Bann, wendet sich um und sagt lächelnd: „Jetzt wäre es eigentlich ganz schön, wenn Helmut Ehlers oder Alf Schuler auftauchten, um mich am Klavier ein wenig abzulösen!" Felix gibt lachend zurück: „Darauf wirst du heute vergeblich warten, denn unsere Erste – und wie ich unseren Haufen kenne, werden sich inzwischen auch die anderen Kompanien eingefunden haben – ist heute hellblau am Feiern!" Der Häuptling, der still in sich gekehrt auf seinem klapprigen Feldstuhl gesessen hat, schlägt sich an die Stirn: „Donnerwetter, daran habe ich ja garnicht mehr gedacht. Ich glaube, wir machen hier Schluß und ziehen gemeinsam runter zur Ersten." Dagegen hat keiner etwas einzuwenden, und so wandern sie bald alle über den dunklen Platz zur Straße. Je näher sie dem Quartier der Ersten kommen, desto kräftiger schallt ihnen das Lachen der Männer entgegen. Im Torweg tritt aus einer dunklen Nische der Posten vor und macht die übliche Meldung. Es ist einer der Ältesten des Bataillons. Der Häuptling erkennt ihn sofort an der Stimme: „Na, Holzer, da drinnen gehts wohl rund, was?" „Rund kann man schon nicht mehr sagen", lacht der Posten zurück, „viereckig paßt schon besser!"
Und nun schau sich einer diesen Lebenskünstler, den Felix an, wie er, jetzt wieder ganz Adjutant, die große Türe zum Saal weit aufreißt und den Häuptling und die anderen eintreten läßt. Was hat er doch alles in diesen einen Nachmittag und Abend hineingebaut: erst das gemeinsame Arbeiten mit dem verehrten Chef, dann seine Verabredung, endlich die besinnliche Musikstunde im Ärztehaus, und jetzt dieses herzhafte Fest des Bataillons! Natürlich sind sie alle da, auch die anderen Kompanien und Züge. Der Saal ist gerammelt voll, die Männer sitzen fast aufeinander, und die Stimmung ist toll. Uwe, der Kompanieführer der Zweiten, steht auf einem Podium aus vier zusammengeschobenen Tischen an der Rückwand des Saales und trägt mit weinerlicher Stimme und großartigem Minenspiel „Die krumme Lanke" vor. Die Männer brüllen vor Lachen, in das nun auch der Häuptling mit seinem Gefolge mit einstimmt. Langsam bahnen sie sich einen Weg durch die lachenden Kameraden und lassen sich in ihrer Mitte nieder. Uwe erntet für seine „krumme Lanke" stürmischen Beifall und muß eine Zugabe bringen. Er singt das tragische Lied von „Fritze Bollmann", der beim Angeln auf dem

Betsee ersuff, und auch das wird von den dankbaren Männern mit Begeisterung aufgenommen. Dann klettert Franke von der Ersten aufs Podium, seine Kameraden reichen ihm sein mächtiges Akkordeon hinauf und schon jagt er, ehemaliger Meisterschüler von Will Glahé, einen Marsch über die Köpfe hin, der ins Blut geht. Es folgt „Barcelona, du bist die schönste Stadt im fernen Süden Spaniens", der halbe Saal fällt ein und singt mit. Aber es wird noch besser: der schwarze Paul aus Stettin, Kompanietruppführer der Zweiten, springt zu Franke auf den Tisch. Er trägt einen schwarzen Zylinder, einen himmelblauen Frack und in der Hand ein schwarz lackiertes Stöckchen mit silbernem Knauf – es könnte beinahe der Interimsstab eines Feldmarschalls sein – verbeugt sich, beifallgewohnter Künstler, der er ist, verbindlich nach allen Seiten und gibt dem Akkordeonspieler ein Zeichen. Franke lacht vor Vorfreude über das ganze Gesicht und legt eine besonders rhythmische, tempogeladene Walze auf. Da beginnen Pauls Füße in schmalen schwarzen Lackschuhen erst langsam, dann immer schneller zu steppen. Im Saal ist es so leise geworden, daß man trotz des Akkordeonspiels deutlich die klappernden Plättchen unter Pauls Schuhen hören kann, die in einem wilden, rhythmisch abgehackten Stakkato dahinwirbeln. Paul ist kein Dilettant. Vor dem Kriege war er auf allen bekannten Varietébühnen der größeren europäischen Städte anzutreffen. Seine Kameraden sind von einem solchen Können hingerissen und lassen ihn nicht mehr vom Podium. Eine Zugabe nach der anderen verlangen sie von ihm, als könnten die Augen sich nicht sattsehen an diesen wirbelnden Füßen, deren Tempo durch die lässig schlenkernden Bewegungen der Arme und Beine noch unterstrichen wird. Trotz der unerhörten Anstrengung und Konzentration ist Paul keine Erschöpfung anzumerken. Sein Gesicht zeigt nach wie vor den gleichen jungenhaft frischen Ausdruck, das gleiche unbekümmert fröhliche Lächeln. Man sieht ihm an, daß er glücklich ist, seine geliebte Kunst einmal wieder ausüben zu können. Aber eins sieht man ihm nicht an: daß er einer der härtesten Nahkämpfer des Bataillons ist! –
Schließlich wird Paul von Helmut Ehlers abgelöst, der mit kindlich verstellter Stimme singt: „Wenn ich groß bin, liebe Mutti". Es ist schon beinahe grotesk, diesen Riesen von zwei Meter und vier Körperlänge, mit einem Brustkasten, der einem ausgewachsenen Gorilla zur Ehre gereichen würde, einem Rücken von der Breite eines Kleiderschranks, diese zarte Kinderstimme hervorzaubern zu hören, und

ausgerechnet „wenn ich groß bin, liebe Mutti!“ Aber die Männer lachen nicht. Irgendetwas rührt sie an diesem Riesenkind. Helmut wirkt auch trotz seiner mächtigen Gestalt weder plump noch ungeschlacht. Es hängt kein überflüssiges Gramm Fett an diesem Mann. Und er bewegt sich geschmeidig wie eine Raubkatze. Alf und Schimmel, die weit über hundert Spähtruppunternehmen mit ihm gemeinsam gegangen sind, wissen, wie er sich dem Gelände anzupassen versteht. Aber jetzt hilft er den Kameraden über die Rührung, die sie anwandeln will, hinweg und variiert die erste Strophe des Liedes: „Wenn ich groß bin, liebe Mutti, kauf ich mir 'nen Kasten Bier, und dann sauf ich, bis ich voll bin, und den Rest, den schenk ich Dir!“ Tobende Begeisterung beweist, daß die Stimmung gerettet ist, und es dauert lange, bis sich der Sturm gelegt hat. Schimmel stimmt an: „Wir lagen vor Madagaskar“, dann übernimmt der Häuptling selber das Singen, bis endlich Willibald, der Spieß der Ersten, wie eine Mutter um den Schlaf der Männer besorgt, „Feierabend“ gebietet. Es ist tatsächlich reichlich spät geworden, und so geht dieser schöne, ereignisreiche Tag zu Ende. Die Männer streben ihren Quartieren zu, und auch im Saal der Ersten ist bald tiefe Ruhe eingekehrt. –

DUELL DER SCHARFSCHÜTZEN

Und damit sind auch die wenigen Ruhetage des Bataillons schon wieder vorbei. Am nächsten Morgen stehen die ersten Züge der Kompanien auf dem Schulhof und nehmen ihre neue Ausrüstung entgegen, russische Maschinenpistolen, dazu für jeden Mann zwei Ersatztrommeln und Munition in ‚jeder Menge‘. Die Männer freuen sich über die Maschinenwaffen wie Kinder über ihr neues Weihnachtsspielzeug. Gerade die russischen Pistolen haben einen guten Ruf. Einige der Führer schleppen schon seit geraumer Zeit solche Apparate mit sich herum und wissen von ihrer Zuverlässigkeit in allen Lagen wahre Wunderdinge zu erzählen.
Mitten in diese Waffenausgabe hinein platzt dann Felix mit dem neuen Einsatzbefehl. Der Häuptling liest sich den Funkspruch durch und gibt Abmarschbefehl für 12 Uhr. Zwei Stunden darauf ist es soweit; das Bataillon steht in voller Ausrüstung auf dem Schulhof im Karree und hört eine kurze Abschiedsansprache des Standortkommandanten, dessen Regiment noch vor wenigen Wochen Seite an

Seite mit dem Bataillon gekämpft hat. Er kennt es also und hat sich ehrlich gefreut, das Bataillon in seinem Bereich zu haben. Er sagt, daß er gerne wieder mit ihnen in die Hauptkampflinie hinausgehen würde, und wer ihn so stehen sieht, den schlanken Oberst, dem der linke Rockärmel leer an der Seite hängt, weiß, daß er keine leeren Redensarten macht. Er sagt auch noch, daß er hoffe, das Bataillon bald wieder in Staraja Russa begrüßen zu können, und er ahnt dabei wohl kaum, daß ‚das nächstemal' die Mauern von Staraja Russa unter den Einschlägen schwerer Granaten bersten, Flammen, Kampf und Tod über den Häusern stehen werden, genau wie damals, als es im Vormarsch der deutschen Truppen erstürmt wurde. Dann begibt sich der Oberst, von Blohm begleitet, an seinen Wagen, wenig später rollen die Lastkraftwagen an, das Bataillon besteigt die Fahrzeuge, der Marsch zur Front beginnt.
Nachmittags sind die Kompanien schon in die Eisenbahnwaggons verladen und rollen während der Nacht in den befohlenen Frontabschnitt. Dort verlassen sie den Zug und beziehen ihre neue Stellung nördlich des vielumkämpften Stangenwaldes bei Welikije-Lukij. Die Kameraden vom Heer in diesem Abschnitt atmen erleichtert auf, wie sie die schwarzen Spiegel und den Hoheitsadler auf dem Ärmel der Männer sehen. Denn der Russe drückt gewaltig, und sein Angriff scheint unmittelbar bevorzustehen. ‚Soll er kommen!' sagen die Fünfhunderter und machen sich bereit.
Kurz nach dem Hellwerden ist er dann plötzlich da, der Kamerad von der anderen Feldpostnummer. Ohne Artillerievorbereitung beginnt er, unter den ziehenden Morgennebeln zu stürmen. Dann setzt mit einem Schlag schweres Trommelfeuer aller Kaliber ein und riegelt das Hinterland der deutschen Hauptkampflinie mit einem dichten Vorhang aus Stahl und glühenden Eisenteilen ab. Die Männer vom Bataillon stehen in den Gräben oder liegen in ihren Löchern und warten. Immer näher kommen die braunen Wellen der russischen Infanterie mit heiserem Brüllen heran. Beim rechten und linken Nachbarn setzt schon das Abwehrfeuer ein, nur im Abschnitt des Bataillons bleibt es noch ruhig. Im Gefechtsstand summt der Fernsprecher. Der rechte Nachbar, der Kommandeur eines Infanterie-Regiments, ist am Apparat und will wissen, warum sich beim Bataillon noch nichts rührt. Felix sieht hinaus zum Häuptling, der breitbeinig neben einem schweren Maschinengewehr steht und zum heranflutenden Feind ins Vorfeld hinüberschaut. Dann sagt er dem

verdutzten Oberstleutnant am anderen Ende der Leitung: „Wir haben halt noch ein bisserl Zeit mit dem Schießen. Wenn unsere Männer erst einmal damit angefangen haben, wollen sie nicht so bald wieder aufhören. Drum wartet der Kommandeur noch ein wenig mit dem Befehl.“ Damit hängt er den Hörer auf eine Astgabel an der Wand und greift nach seiner Maschinenpistole. Denn jetzt wird auch der Adjutant draußen gebraucht. Es genügt, wenn der Funktrupp Verbindung hält.

Mittlerweile ist die erste Welle der Russen dicht vor den ersten Gräben. Mehr als fünfzig Meter werden es nicht mehr sein. Ruhig gibt der Häuptling dem Bataillons-Truppführer, dem unverwüstlichen Ladowski, ein Zeichen. Der hebt die Leuchtpistole schräg nach vorn und drückt ab. Die Patrone zischt hinaus und entfaltet sich rot mit drei Sternen über dem ersten Graben der zwoten Kompanie. Schlagartig setzt daraufhin im gesamten Bataillonsabschnitt das Feuer ein und schlägt in die Masse der Angrifer. Die erste Welle wird buchstäblich wie von einer unsichtbaren Riesensense hinweggemäht, auch die nachfolgende Welle gerät ins Wanken und weist immer größere Lücken auf. Der Angriff kommt einen kurzen Augenblick ins Stocken, dann fangen die Roten sich wieder, ihre Offiziere und Kommissare reißen sie nach vorn. Deutlich sieht man hier und dort die winkenden und wohl auch schreienden Kommissare zwischen den Angreifern, wie sie die Soldaten vorantreiben.

Und damit ist die Stunde der Scharfschützen gekommen. Bis jetzt haben sie nur zögernd und sparsam ihre Schüsse gelöst, aber jetzt nehmen sie die winkenden Gestalten dort drüben aufs Korn. Das Auge fest an die Gummimuffe des Zielfernrohrs gedrückt, visieren sie über den Zielstab in der Optik den ersten an. Jetzt steht er genau im Visier. Für einen Atemzug wird die Luft angehalten, der Finger nimmt Druckpunkt und zieht sorgfältig und behutsam den Stecher durch. Die winkende Gestalt im Ausschnitt des Zielfernrohrs faßt wie suchend in die Luft, will sich irgendwo am blauen Himmel festhalten und bricht zusammen. Der Scharfschütze dreht das Gewehr ein wenig zur Seite und visiert den voranstürmenden Offizier an. Der hält die Pistole in der Faust, wendet sich im Laufen zu seinen Soldaten um und scheint ihnen etwas zuzurufen. Der Scharfschütze faßt die laufende Gestalt mit dem durch das Zielfernrohr verlängerten Auge. Jetzt hat er die Brust mit den blinkenden Orden im Visier. ‚Etwas links sitzt das Herz‘, denkt er und schiebt unwillkür-

lich den Lauf um einen Hauch dorthin. In diesem Augenblick springt der Offizier über irgendetwas, das ihm im Wege liegt, und ist aus der Optik heraus, aber nur für einen Moment. Nur einen Herzschlag lang hat ihm das Schicksal noch Zeit gegeben, dann hat der Scharfschütze ihn wieder gefaßt und zieht durch. Der Offizier bleibt wie verwundert stehen, dreht sich halb zur Seite und schlägt lang hin. Die ihm folgenden Soldaten stolpern fast über ihn, und der Scharfschütze ist in Versuchung, auf eine dieser stolpernden Gestalten, die im Zielfernrohr auftauchen, zu schießen. Aber der Häuptling hat es ihnen wieder und wieder ins Gehirn gehämmert: „Jeder Scharfschütze des Bataillons hat dafür zu sorgen, daß beim Angriff jeder feindliche Offizier, Kommissar oder sonst zu erkennende Dienstgrad nach Möglichkeit unseren Graben nicht erreicht." Also sucht er sich den nächsten Offizier unter den Angreifenden. Für ihn ist das dort keine heranflutende Welle. Ihn interessiert der einzelne Mann und seine Bedeutung für den Verlauf des Kampfes.
Und so, wie dieser eine, handeln alle Scharfschützen im Bataillon. Jede Kompanie hat eine ganze Gruppe davon, die sich auf die einzelnen Züge verteilt. Mit russischen Scharfschützengewehren, Beutewaffen, ausgerüstet, gehören sie zur Elite der Fünfhunderter. Oft hat Schimmel, dem ihre Ausbildung anvertraut ist, sie auf Anraten des Häuptlings zu einem Zug zusammengefaßt und diesen an bestimmten Punkten der Front geschlossen eingesetzt. Das waren dann Tage, an die sie noch lange zurückdachten. Am Wolchow zum Beispiel brachte der Iwan es in ihrem Abschnitt schließlich einfach nicht mehr fertig, seine Leute zu verpflegen und mit Munition zu versorgen, weil die Scharfschützen des Bataillons dort jede Maus erwischten.
Nicht selten hat auch der Führer der Ersten selber das Gewehr mit dem Zielfernrohr in den Händen, vor allem immer dann, wenn drüben, beim Feind, Leute der gleichen Fakultät sitzen und man sich gegenseitig auszupunkten sucht. Am Elchgraben war es einmal ganz schlimm. Da hatte so ein Spezialist von drüben drei ihrer Melder erschossen, Felix und den Häuptling angeschossen und zwei Offiziere vom Nachbarn, einer Oldenburger Infanterie-Division, auf dem Wege zu ihrem eigenen Gefechtsstand durch Bauchschüsse schwer verwundet. Genter, Ulfes und van Steen, die anerkannt besten Scharfschützen, hatten sich mit dem Kerl, der drüben hinter einer alten Weide mit dichten Zweigen steckte, fast einen halben Tag lang herumge-

schossen. Schon glaubten sie es geschafft zu haben und wollten aufatmen, da knallte es drüben wieder und Hannes, Schimmels Melder, der gerade zum Gefechtsstand trabte, bekam einen Schuß durch den Arm. Während er noch von den Vettern Reiners und Patric verarztet wurde, nahm Schimmel das Duell auf. Drei Stunden lang lief er wieder und wieder, bis fast auf den Boden gebückt, den halben Weg zu der bewußten Weide und wieder zurück. Endlich fiel drüben kein Schuß mehr. Sie waren dann zu dritt, mit Ehlers und Alf Schuler, bis zu der Weide hingerobbt, dicht vor dem russischen Graben, und hatten den Scharfschützen, der soviel Unheil angerichtet hatte, mit gebracht. Es war ein junger Leutnant mit strohblondem Haar, die Brust voller Orden. Der Schuß saß mitten in der Stirn, zwei Finger breit über der Nasenwurzel. Sie nahmen ihm die Abschußkarte aus der Innentasche seines Waffenrocks und begruben ihn neben den drei Meldern, die ihm am Vormittag zum Opfer gefallen waren. –
Auch jetzt sind es wieder die Scharfschützen, die eine Wendung herbeiführen. Nach dem Ausfall mehrerer Offiziere und Kommissare gerät der russische Angriff nun doch endgültig ins Stocken. Ihrer Führer beraubt, ist die Masse unschlüssig und hilflos geworden. Zwar taucht hin und wieder noch eine winkende Figur zwischen den Genossen drüben auf und versucht, sie wieder in Bewegung zu bringen, aber es kommt im Bataillonsbereich nirgends mehr zu einem richtigen Sturm. Die Maschinengewehre fassen die stockenden Wellen, und auch die schweren Granatwerfer hinter den ersten Gräben hacken dazwischen. Ihr Feuer liegt immer genau dort, wo es hingehört, nämlich auf den stockenden feindlichen Angriffstruppen. Anders wäre es bei Decker und seinen Männern ja auch nicht gut denkbar. Er geht wie ein ruheloser Wanderer, die zerdrückte Feldmütze schief auf dem Kopf, im langen Ledermantel von einem seiner Werfer zum anderen, immer hin und her, wirft ab und zu einen kurzen Blick durchs Glas hinüber zum Feind und korrigiert das Feuer seines Zuges. Drüben scheint ein wachsamer vorgeschobener Beobachter der roten Artillerie die Granatwerferstellung erkannt zu haben. Die Feuerwalze springt mit einem Ruck aus dem Hinterland zurück und konzentriert sich auf Deckers Stellung. Der bleibt kopfschüttelnd stehen, stützt sich auf seinen Knotenstock und schaut mißmutig auf die dichter und dichter liegenden Einschläge. Uwe, dessen Kompanie unmittelbar vor ihm liegt, ruft ihm durch den Lärm der Einschläge etwas zu, zeigt dann, da Decker ihn nicht verstehen

kann, in die Luft und breitet beide Arme seitwärts. Mit den Händen rudert er, als wolle er versuchen zu fliegen. Jetzt versteht Dekker: ‚Abschwirren!' heißt das, oder ausführlicher: ‚Hau bloß mit deinen Werfern hier ab!' Das kennt Decker schon. Jeder Kompanieführer will ihn mit seinen Werfern möglichst schnell aus seinem Abschnitt heraushaben, wenn der Iwan anfängt, sich auf seine Stellung einzuschießen. Und er hat auch Verständnis dafür. Sie sind eben alle um ihre Männer besorgt. Der Russe schießt meist zu kurz und trifft fast immer die Löcher und Grabenstücke der Infanteristen, die gerade vor den Werfern liegen. Auch jetzt ist es wieder so, und da Sturmmann Decker ein gutes Herz hat, gibt er seinen Männern einen Wink und sie bereiten den Stellungswechsel vor. ‚Uff', wie seine Männer ihn nennen nach seinem ständigen Stoßseufzen ‚uff, das wäre wieder geritzt!', hat schon die neue Stellung ins Auge gefaßt. Er wird sich beim Bataillonsgefechtsstand niederlassen, verständigt Mewis, seinen Stellvertreter, und marschiert flotten Schrittes davon. Die Werfer führen in gewohnter Weise den Stellungswechsel in zwei Etappen durch. Der halbe Zug baut ab, hastet zur neuen Stellung, baut dort wieder auf und beginnt zu schießen, während die andere Hälfte hinterherkommt. Die rote Infanterie scheint genug zu haben und wendet sich zurück. Decker sieht es und stoppt sofort das Feuer. Er ist ein sparsamer Mann und schießt nur, wenn es unbedingt notwendig ist und solange er genug Munition zur Verfügung hat für seine „Spucker". Manchmal ist es auch sehr notwendig, aber die Munition fehlt. Dann verstärkt ‚Uff' mit seinem Zug die Bataillonsreserve, die im übrigen aus Funkern, Fernsprechern, Schreibern, Köchen und Handwerkern besteht. Sie alle können ebensogut auch mit dem Nahkampfdolch umgehen und haben vielfach die Nahkampfspange in Bronce und Silber vorzuweisen. Die goldene allerdings hat noch keiner von ihnen, weder im schweren-Granatwerfer-Zug noch in der Bataillonsreserve. Prell, der sie trägt wie die anderen Kompanieführer auch, hat erst vor zwei Tagen ‚Uff' damit aufgezogen und ihm prophezeit, daß es im ganzen ‚Aushilfs-Sturm', wie sie die Bataillonsreserve nennen, auch niemals einen Mann mit der goldenen Nahkampfspange geben werde. Natürlich hat sich ‚Uff' über diese Angeberei geärgert. Umso mehr freut er sich jetzt, als drüben vier Panzer auftauchen und langsam, aus allen Knopflöchern feuernd, gegen das Bataillon anrollen. Der Häuptling gibt ihm nämlich das bekannte Zeichen: er bewegt die flache Hand waagerecht hin

und her und das heißt: kein Feuer auf die Infanterie. Der Häuptling will es also mal wieder im Nahkampf austragen.
Drüben bei den Panzern quillt es nun wieder erdbraun hervor. Die rote Infanterie hat neuen Mut bekommen und läuft in dichten Scharen hinter den langsam fahrenden Panzern her. Auch rechts und links davon tauchen weitere Panzer auf, ebenfalls von dicken Trauben Infanterie gefolgt. Aber deren Besuch scheint den Nachbarn des Bataillons zu gelten. Rechterhand ist man bereits munter geworden. Die Pak, die beim Beziehen der Stellung dort zu erkennen war, meldet sich mit kurzem Bellen und der erste Panzer beginnt prompt zu brennen, gleich darauf auch schon der zweite, und wenig später steht auch der dritte lichterloh in Flammen. Der Rest dreht ab und rollt nun auf den Abschnitt des Bataillons zu. Auch die Infanterie macht die Wendung ihrer rollenden Deckung mit.
Inzwischen hat es auch beim linken Nachbarn ein paar mal dumpf gerummst, aus zwei Panzern schlagen die Flammen. Drei andere preschen im Zickzack-Kurs weiter, aber zwei davon stehen plötzlich mit einem Schlag still und fangen an zu qualmen. Der letzte dreht wieder scharf ab und strebt nun von links ebenfalls dem Bataillonsabschnitt zu. Er entkommt dabei dem Schußbereich der Pak und vereinigt sich mit den anderen Panzern. Die Kadetten haben längst gerochen, daß in dieser Ecke keine Pak steht, und lassen sich nun wieder Zeit, um der Infanterie das Mitkommen zu erleichtern. Der Häuptling gibt Decker nun doch das Zeichen zum Feuern, und der läßt seine Jungens ihre Kunst zeigen. Aber obwohl ihr Feuer hervorragend liegt, geht der Angriff ungehemmt weiter, die Panzer kommen im Schritt-Tempo heran und feuern auf Deibel komm heraus. Die Pak beim rechten und linken Nachbarn schweigt. Wahrscheinlich hält man dort die Vier-Zentimeter-‚Bofors'-Kanonen des Bataillons für Pak und will der auch noch etwas zum Schießen gönnen. Grail fängt auch prompt an, damit zu feuern, und hält mit Sprenggranaten in die feindliche Infanterie. Aber die quillt unerschöpflich in immer neuen Trauben aus dem Boden hervor.
Bald haben sich die Granatwerfer verschossen und ‚Uff' rafft seine Männer zum Infanteriekampf zusammen. Der Häuptling winkt ihn mit seinem Zug heran, sie stürmen hinter ihm her der Vierten, Prells Kompanie zu, bei der es am dicksten zu werden scheint. Zwei Schritt hinter dem Häuptling geht der Funktruppführer vom leichten Bataillonsfunktrupp mit dem UKW-Tornistergerät auf dem Rücken.

Da drehen die Panzer plötzlich alle nach links, schließen dicht auf und rollen auf den Abschnitt der Ersten zu. Die Infanterie folgt dicht hinterher. Also wird der Hauptanprall doch nicht bei der Vierten sein. Der Häuptling macht halt, winkt die ihm folgenden Männer in Deckung und bleibt selbst stehen, um die weitere Entwicklung verfolgen zu können. Einmal wendet er sich kurz um und ruft dem Funker ein paar Worte zu. Der nickt, drückt auf die Raste der Mikrofons und spricht hinein.
Die Panzer sind nun dicht vor den Gräben der Ersten angekommen und halten an, als wären sie sich nicht schlüssig, wohin sie sich wenden sollen. Im gleichen Augenblick, in dem sie wieder anrollen, springen aus den Gräben ein paar Gestalten auf, laufen geduckt auf die Panzer zu, bleiben einen Moment stehen, lassen sie an sich vorbeirollen und springen sie dann an. Im gleichen Atemzug hängen sie auch schon auf dem Rücken der Kampfwagen, machen sich darauf zu schaffen und springen federnd wieder ab. Nachdem sie verschwunden sind, dröhnt es dumpf, die Haftladungen explodieren und blasen den stählernen Riesen – wie die Männer des Bataillons so anschaulich sagen – ‚die Lampe aus'. Vier Panzer haben sie fertig gemacht. Zwei brennen, einer qualmt nur leicht, beim vierten hängt der Turm schief und er bleibt stehen. Die nachfolgende Infanterie beginnt zu stocken und die noch heilen Panzer drehen ab, nun der Zwoten zu. Aber auch hier schnellen flinke Gestalten auf, zwei Panzer müssen in Minutenschnelle daran glauben, der letzte dreht um und entkommt. Erst inmitten der eigenen Infanterie dreht er wieder bei und rollt nun, beiderseits von Infanteristen zu seiner Sicherung flankiert, wieder gegen den Abschnitt der Ersten vor.

ABSCHLACHTEN!

Der Häuptling gibt dem Funker den Befehl zum Gegenstoß. Der übermittelt ihn mit ruhiger Stimme den Kompanien im Sprechfunk. Fast schlagartig erheben sich daraufhin die Kompanien aus ihren Gräben und treten zum Gegenstoß an. Für ‚Uff' und seine Männer, die als Eingreifreserve beim Häuptling warten, entfaltet sich ein großartig schönes Bild. Sie stehen, ein wenig überhöht, auf einer schmalen Bodenwelle und sehen zu, wie jetzt die Kompanien in den Feind stoßen. Vor jeder Kompanie geht der Kompanieführer her,

die feuernde Maschinenpistole in der Armbeuge. Schimmel von der Ersten hat wieder seinen Wolchowknüppel hoch in die Luft erhoben. Hinter ihm folgt der Kompanietrupp, der Funker mit dem Sprechfunkgerät in der Mitte, dann die Züge gestaffelt. Für Uff's Männer bietet jede der Kompanien das Bild eines Keils.
Ein Korpsgeneral, der einmal einen solchen Gegenstoß des Bataillons beobachtete, sagte unwillkürlich: „Es sieht aus, als stießen germanische Schlachtkeile in den Feind." Er hat recht, denkt Uff jetzt. Es sieht nicht nur so aus, sondern jede Kompanie bildet tatsächlich einen Keil. Der Kompanieführer an der Spitze ist der Erste am Feind und bahnt seinen Männern die Gasse, in die sich der Keil dann hineindrückt, die Gasse mehr und mehr verbreiternd. Diese Angriffsformation hat sich im Bataillon mit der Zeit ganz von selber entwickelt. Die Männer kennen es garnicht mehr anders. Die Verluste sind dabei nicht höher oder geringer als in der vorschriftsmäßigen Schützenkette auch. So sind sie eben dabei geblieben. Den Feind überrascht und verwirrt diese Angriffsform. Ihn verwirrt auch, daß die Männer keine Stahlhelme tragen und die meisten die Ärmel hochgerollt haben, daß sie nicht „Hurra!" rufen, sondern schweigend anrücken oder aber plötzlich ein Wort brüllen, das in seinem abgehackten Rhythmus auch den in Schrecken versetzen kann, der es nicht versteht: ‚Ab-schlach-ten! Ab-schlach-ten! Ab-schlach-ten!' im dumpfen, donnernden, stampfenden Chor. Niemand weiß mehr, wer damit angefangen hat. Das Wort war plötzlich da und bleibt im Bataillon. Auch jetzt, da die Kompanien, eine nach der anderen, in die feindlichen Angriffswellen hineinstoßen und zum Nahkampf übergehen, verfehlt der furchtbare Schlachtruf seine Wirkung nicht. Die Roten stellen sich zwar zum Nahkampf, werden aber von den ruhig und sachkundig angreifenden Männern geschlagen und fliehen vor dem immer sich wiederholenden, dumpfen, rhythmischen Sprechchor ‚Ab-schlach-ten!' und vor den blitzenden Klingen der Nahkampfdolche.
Bei der Dritten gerät der Gegenstoß einen Moment ins Stocken. Da stößt der Häuptling mit seiner Eingreifreserve zu ihr und fegt wie ein Wilder in die Rotarmisten hinein, bis sie auch hier umdrehen und zu flüchten beginnen. Der Panzer vor dem Abschnitt der Ersten dreht sich immerfort hilflos im Kreise, während die rote Infanterie, verfolgt von den Männern des Bataillons, zurückflutet. ‚Uff' will sich gerade wundern über die blöde Kurverei, da hat er es plötzlich mit

4

einem der letzten Russen zu tun, die sich ihnen noch zum Kampf stellen. Mit der Maschinenpistole kann er dem Iwan gerade noch zuvorkommen, da erkennt er auf dem Panzer, vor dem Turm, eine Gestalt und sieht zugleich auch die flatternden Fetzen an den Sehschlitzen des Panzers im Winde fliegen. Da hat doch der Kerl auf dem Stahlkoloß diesem die Sehschlitze mit Zeltbahnstücken zugebunden, sodaß er blind ist. Darum torkelt er so verrückt durchs Gelände.
Der Häuptling läßt durch Funk befehlen, daß die Kompanien die Verfolgung abbrechen und in die Ausgangsstellung zurückkehren sollen. Während sie sich vom Feind lösen, zieht der blinde Panzer immer noch seine Kreise. Und nun erkennt Uff auch die Gestalt auf dem Rücken des Riesen. Es ist Alf Schuler. Schon springt ein zweiter zu ihm hinauf und ein dritter, ein paar Schüsse knallen. Der Koloß hört auf, sich zu bewegen, das Luk oben fliegt auf, ein Russe mit der Pistole in der Hand taucht auf und wird von den drei Männern aus dem Turm gezogen. Einer nimmt ihm die Pistole ab und stößt ihn vom Panzer. Unten wird er von anderen Männern gegriffen und hebt die Hände. Unterdes beugt sich Alf weit über das offene Luk und ruft wahrscheinlich hinein. Aber es ist zu weit, weder Uff, noch seine Männer, die mit dem Häuptling und Felix das Ganze beobachten, können etwas verstehen. Doch sehen sie, wie Alf plötzlich den Kopf zurückzieht und der Panzer wieder zu rollen beginnt. Da beugt sich einer von den beiden anderen Männern, es scheint Schimmel zu sein, über das Turmluk und wirft etwas hinein, wahrscheinlich eine Eierhandgranate. Eine kleine helle Rauchwolke steigt aus dem Turm, der Panzer bleibt wieder stehen und dann kommt ein zweiter und gleich darauf noch ein dritter Iwan zum Vorschein. Sie klettern hastig aus dem Turm und springen ab. Auch die drei vom Bataillon springen nun herunter und laufen mit den Russen dem Graben zu. Der Panzer steht still und leblos im Gelände, es kommt noch ein harmloses Rauchwölkchen aus dem Turm und noch eins und plötzlich gibt es einen ohrenzerreißenden Knall, der Panzer explodiert und fliegt in kleinen und großen Stücken durch die Gegend.
Das ganze Bataillon hat zugesehen, hat atemlos das Spiel verfolgt. Nun sehen sich die Männer an und lachen, selbst die Verwundeten, die von Ärzten und Sanitätern gleich hinter der Hauptkampflinie versorgt werden, lachen und lachen, trotz ihrer Schmerzen. Im Gefechtsstand nimmt der Häuptling die Meldungen der Kompanien

entgegen und freut sich: es ist kein einziger Gefallener zu beklagen. Der Fernsprecher summt, Felix hebt den Hörer aus der Astgabel und nimmt ihn ans Ohr, und da ist auch prompt wieder der Oberstleutnant von nebenan an der Strippe, der schon am frühen Morgen wegen des Feuerbeginns anrief, und will wissen, was beim Bataillon los sei. Die Fünfhunderter sind ihm zwar nicht unterstellt, sondern kämpfen selbständig an der Nahtstelle zwischen zwei Heeresdivisionen, aber Felix ist gut gelaunt und gibt freundliche Auskunft. Und die gute Laune steckt an, der Oberstleutnant sagt sich für den Abend zum Besuch an. Felix sagt ihm im Namen des Häuptlings, daß er willkommen sei, und hängt den Hörer wieder an seinen Ast.
Die Roten versuchen es jetzt mit Granatwerferfeuer. Etwa eine halbe Stunde lang decken sie die Stellungen des Bataillons damit ein, dann geben sie das nutzlose Bemühen wieder auf. Eine Weile herrscht Ruhe an der Front. Vor dem Abschnitt der Ersten, dicht vor den Gräben, liegen die zerstörten Panzer. Zwei davon qualmen immer noch stark, und die Rauchfahnen bezeichnen weithin den Punkt, an dem die Sowjets zurück mußten. Am Spätnachmittag tauchen dann auch plötzlich vier ‚Schlachter' auf, schwer gepanzerte russische Schlachtflugzeuge vom Typ IL 2, stürzen sich aus einer Wolke auf den Bataillonsabschnitt und nehmen mit ihren Bordkanonen die Gräben unter Feuer. Über dem Niemandsland drehen sie ab, ziehen nach links weg, fliegen dann die deutsche Hauptkampflinie von der Seite her an und brausen dicht über dem Boden über die ganze Länge der Stellungen hin. Dabei schießen sie auch noch aus den Heckgeschützen nach rückwärts. Es sind schon ekelhafte Burschen, diese Iljuschin zwo. Im Tiefflug fühlen sie sich scheinbar ganz sicher. Erst als sie weit hinten, beim rechten Nachbarn des Bataillons abdrehen, beginnt dort leichte Flak zu feuern. Man sieht die Leuchtspur hochziehen und um die Maschinen spritzen. Die kümmern sich aber nicht darum, fliegen eine saubere Schleife und wollen von neuem ihre Grabeninspektion beginnen. Da bellen auf einmal Grails Bofors-Vierzentimeter-Kanonen auf. Gegen Panzer sind sie nichts wert, aber gegen Flugzeuge sind sie eine Wucht. Die Geschütze schießen Schnellfeuer und decken die Schlachter ein. Der erste stellt sich jäh auf die Nase, eine Luftschraube schneidet wie ein Strich durch die Luft, dann schlägt die Maschine dicht hinter den Gräben beim rechten Nachbarn auf. Die zweite zieht einen dünnen, dunklen Rauchfaden hinter sich her, dreht ab und versucht, über das Niemandsland

zu entkommen. Aber die Bofors-Kanonen lassen sie nicht aus. Drüben, vor dem ersten russischen Graben geht sie brennend über Kopf. Die beiden letzten ziehen steil hoch und versuchen, sich dem Feuer zu entziehen. Sie gewinnen immer mehr an Höhe, aber Grails Kanoniere verstehen ihr Handwerk. Bald brennt auch die dritte und beginnt, auf die russischen Linien herabzutrudeln. Die vierte Maschine steigt immer noch. Die Infanteristen in den Gräben schließen schon Wetten ab, ob sie es schaffen wird, zu entkommen, oder nicht. Da stehen mit einem Schlag drei dicke Sprengwolken dicht neben ihr, die immer noch schräg aufwärts steigt. Gleich darauf hört man auch die Abschüsse der schweren Flak. Und wieder stehen drei neue Wolken dicht neben der Maschine, dann eine, die das Flugzeug ganz einhüllt, und aus der sich zuerst eine Tragfläche löst. Gleich darauf stürzt die Maschine mit lautem Pfeifen steil nach unten und schlägt, während die abgelöste Fläche langsam hinterhersegelt, weit zurück hinter einer Buschgruppe auf. Die Explosion ist in den Gräben deutlich zu hören, von wo die Männer das Schauspiel gebannt verfolgt haben, dann steigt hinter den Büschen eine dunkle Rauchsäule auf, wird vom Wind erfaßt und weht als ein breiter dunkler Streifen nach Osten. Auch dieser Versuch der Russen ist vorbei. Für den Rest des Tages zeigt sich kein roter Vogel mehr am Himmel. Nur drei deutsche Jäger tauchen kurz danach auf, kreisen wie auf Beute lauernde Adler einige Minuten über der Front und ziehen dann pfeilschnell davon. Es hat sich nicht mehr gelohnt.
Bei Grails Zug herrscht natürlich Hochstimmung. Die Flak der beiden Nachbarn ruft beim Bataillon an und gratuliert zu den drei Abschüssen. Grail selbst strahlt und sein größter Mann, ‚Zwerg Nase' genannt, der zwei Meter neun lange Rottenführer Blandois, kramt die sorgsam gehütete weiße Farbe aus dem Werkzeugkasten und malt drei offene Flugzeugsilhouetten auf die Schutzschilde der Geschütze. Diesesmal waren alle Geschütze mehr oder weniger gut an den Abschüssen beteiligt. Darum bekommen sie alle je drei offene Silhouetten. Wenn ein Geschütz alleine einen Abschuß zu verzeichnen hat, bekommt es ein voll ausgemaltes Flugzeug. Zwerg Nase ist für diese Malerei zuständig. Er sieht streng darauf, daß alles seine Richtigkeit hat. Aber er ist auch Geschützführer des zweiten Geschützes und kann es sich nicht verkneifen, seiner ‚Olga' – so nennt seine Bedienung das Geschütz – die Silhouette zuerst aufzupinseln. Prompt wird er deswegen vom rothaarigen Unterscharführer Peickert, dem

Führer des ersten Geschützes, versteht sich, aufgezogen: „Seit wann fängt man bei zwei an zu zählen, du abgebrochener Riese, bisher ging's immer noch bei eins los!" Blandois grient still vor sich hin und malt seelenruhig weiter. Peickert wirft ihm einen Lehmklumpen ins Kreuz und geht hinter dem Schild seines Geschützes in Deckung, als Zwerg Nase sich nach ihm umsieht. Der bemalt das dritte Geschütz, dann das vierte, legt den Pinsel aus der Hand und sagt laut und vernehmlich, nun habe er keine Lust mehr. Es kostet Peickert manche Mühe und drei Zigaretten, doch auch sein erstes Geschütz noch im Schmuck der Trophäen prangen zu sehen. Die Zigaretten rauchen sie anschließend mit ihrem Zugführer Grail zusammen. Sie müssen sich halt ständig necken, diese großen Jungen, und verstehen sich so gut dabei! Bis zum Anbruch der Dunkelheit sitzen sie auf einer Munitionskiste vor ihren Geschützen und werfen sehnsüchtige Blicke gen Himmel. Aber dort rührt sich nichts mehr. Mit einem letzten, wehmütigen Blick gehen sie in den Bunker, zum Abendessen.

*

Auch im Bataillonsgefechtsstand geht es hoch her. Der rechte Nachbar, der Oberstleutnant, hat seinen fernmündlich angekündigten Besuch prompt wahrgemacht. In seiner Begleitung sind auch einige Herren seines Regimentsstabes erschienen. Immerhin hat man nicht alle Tage eine Bewährungseinheit zum Nachbarn. Und dieser scheint noch ein besonderer Nimbus anzuhaften. Einen Tag vor Anrücken des Bataillons hat nämlich der Divisionskommandeur zu dem Oberstleutnant gesagt: „Ihr Nachbar wird ab morgen das SS-Sturmbataillon 500 sein, so eine Art von verlorenem Haufen der SS. Sehen Sie zu, daß Sie gut mit denen auskommen, die sind nämlich weiter oben besonders gut angeschrieben." Der Oberstleutnant erzählt das alles in schönster Freimütigkeit, fügt noch hinzu, wie man sähe, habe er sich diese Worte zu Herzen genommen, und da seine Offiziere genau so neugierig auf dieses Bataillon gewesen wären, habe er eben gleich einige davon mitgebracht. Dann stimmt er in das allgemeine Gelächter der anwesenden Führer vom Bataillon mit ein. Zu Anfang sind die Herren allerdings noch ein wenig unsicher und verlegen um die richtige Anrede bemüht. Als aber der Häuptling ihre Verlegenheit bemerkt und ihnen vorschlägt, sie möchten doch ihren Gesprächspartner einfach mit ‚Kamerad' anreden, sind sie einverstanden und versuchen es auch gleich. Der Verpflegungsminister des Bataillons,

Hauptsturmführer Schumm, von den Männern ‚Schummler' genannt, hat einige Flaschen Rotspon auffahren lassen, die er für Besuchszwecke reserviert hat, und die Stimmung im Gefechtsstand steigt von Minute zu Minute. Der Oberstleutnant entpuppt sich, entgegen dem ersten Eindruck, als geistreicher und witziger Plauderer. Nur manchmal kneift er ein wenig schockiert die Augen zusammen, wenn der eine oder andere vom Bataillon in den Unterstand poltert und den Kommandeur mit ‚Du' anredet. Aber als es dann Zeit zum Aufbruch wird, – wer hätte das gedacht? – da bietet er selbst dem Häuptling das brüderliche Du an. Natürlich wird darauf noch ein Glas getrunken, die Führer vom Bataillon werden für einen der nächsten Abende zu einem Umtrunk beim Nachbarregiment eingeladen, dann fahren die Kameraden vom Heer im Kübelwagen wieder ihren eigenen Gefilden zu.

DAS GLASAUGE

Am Morgen darauf bekommt Grails Flakzug Besuch. Ein schlanker, sehniger Leutnant von der Artillerie steht plötzlich bei den Geschützen und ein Funker, der mit einem Seufzer der Erleichterung sein Tornistergerät absetzt. Also ein vorgeschobener Beobachter, denken sich Grails Männer.

Der Leutnant stellt sich grienend vor. Er heißt Heinz Peters, hat ein Glasauge und sieht weit eher wie ein zu groß geratener Lausbub aus, als wie ein großdeutscher Leutnant. Zuerst hält er mal einen ausgedehnten Plausch mit Grail, und es stellt sich heraus, daß er sein EK I. noch in den Reihen des SS-Regiments Germania erworben hat. Als er dann sein Auge verlor und dazu noch mehrere Splitter einer Panzergranate in alle möglichen Körpergegenden bekam, wurde er als Schwerversehrter aus der Truppe entlassen. Aber das Zivilzeug wollte ihm nicht mehr so recht passen, die Waffen-SS wollte ihn nicht mehr zur Fronttruppe nehmen, und so erreichte er endlich, daß er zum Heer kam. Mit Hilfe irgendwelcher Beziehungen kam er dann doch wieder zur Fronttruppe, wurde zum Leutnant befördert und landete eben als vorgeschobener Beobachter bei der Artillerie. Natürlich graben die beiden nun eine ganze Reihe gemeinsamer alter Bekannter aus ihrem Gedächtnis, dann verabschiedet sich Peters und wandert weiter zum Bataillonsgefechtsstand. Von dort wird er zur ersten

Kompanie gebracht, um sich in ihrem Abschnitt irgendwo seine Beobachterstelle einzurichten.
Schimmel sitzt gerade an der Rückwand seines Erdbunkers in der Sonne und reinigt seine Maschinenpistole. Er hat seine Tarnjacke an, ohne irgendwelche Abzeichen, und auch keine Kopfbedeckung auf. Peters hält ihn für einen Melder oder so etwas und wundert sich, daß der junge Kerl, der bestimmt einige Jahre weniger auf dem Buckel hat als er selber, keinerlei Gruß andeutet, sondern ihm nur entgegengrinst. Der Funker mit dem Tornistergerät findet die Sache heiter und wartet, ob sein Leutnant nun wohl anfängt zu meckern. Doch der wartet noch. Als sich nichts tut, fragt er schließlich: „Na, von einer Grußvorschrift haben Sie wohl noch nie etwas gehört, wie?“ Petrus, der Bataillonsmelder, der die beiden zur Ersten geführt hat, amüsiert sich köstlich. Schimmel sieht den Leutnant aus treuen Kinderaugen an und erwidert: „Gehört habe ich schon einmal etwas davon, aber das ist schon so lange her, ich kann mich nicht mehr recht daran erinnern.“ Leutnant Peters nickt: „Na schön, dann werde ich mal mit Ihrem Kompanieführer sprechen, vielleicht hilft der Ihrer Erinnerung ein wenig nach!“ Peters ist im Grunde eine gemütliche Haut und bestimmt nicht auf eine zackige Ehrenbezeigung versessen, aber, daß ihm hier jeglicher Gruß verweigert wird, kann er sich doch nicht einfach gefallen lassen. Er wird den Mann nicht förmlich melden natürlich, aber einen kleinen Hinweis muß er dem Kompaniechef schon geben. Er wendet sich also an Petrus: „Kennen Sie den ulkigen Bruder hier?“ Petrus nickt: „Jawoll, Herr Leutnant, den kenne ich nur zu gut!“ Peters wendet sich um: „Gut, erinnern Sie mich beim Chef der Ersten bitte an ihn!“ und will weitergehen. Petrus sagt: „Wohin, Herr Leutnant?“ Der bleibt wieder stehen: „Sie sollten mich doch zum Gefechtsstand der ersten Kompanie und zum Kompanieführer bringen!“ Darauf Petrus: „Wir sind da!“ Der Leutnant und sein Funker sehen sich an. Peters legt eine Engelsgeduld an den Tag: „Gut, wenn wir also da sind, wo ist denn dann der Führer der ersten Kompanie?“ Nun weist Petrus mit einer stummen Gebärde auf den immer noch grinsenden Schimmel, nimmt dann die Hacken zusammen und meldet: „Untersturmführer, der Herr Leutnant ist uns als vorgeschobener Beobachter zugeteilt und soll sich hier bei der Ersten eine B-Stelle einrichten!“ Schimmel nickt: „Gut, Petrus, wir werden die beiden Herren hier schon betreuen.“ Auf das Wörtchen ‚Herren‘ legt er dabei eine besondere Betonung.

Peters hat sich schnell gefaßt, reagiert aber als alter Truppenkamerad auf den betonten ‚Herren' sauer: „Hör mal, du Kompaniescheich, du brauchst nicht gleich zu stänkern, wenn bei uns die Herren noch nicht ausgestorben sind!" Damit setzt er sich auf einen Baumstumpf Schimmel gegenüber. „Wird aber Zeit, daß sie aussterben!" sagt der und sie grinsen sich beide an. Petrus dreht sich um und geht kopfschüttelnd wieder fort. Er ist ja allerhand gewohnt, aber . . . Schimmel putzt noch ein wenig an seiner Maschinenpistole herum, darauf holt Peters ein gelbes Tüchlein aus seiner Brusttasche, hat plötzlich sein Glasauge in der Hand und beginnt es ebenfalls zu reiben. Als er bemerkt, daß Schimmel ihm dabei zusieht, sagt er trocken: „Wenn das Ding trüb geworden ist, kann ich nicht mehr richtig damit sehen" und reibt und poliert weiter. „Los, kommt rein in die Bude" sagt Schimmel und steht auf. Um die Ecke des Bunkers herum läßt er die beiden in seinen Gefechtsstand treten. Drinnen spielen Alf, der Kompanietruppführer und der Melder Schach. Schimmel läßt Hannes die Pulle Cognac hervorholen, die nur für besondere Gäste bestimmt ist, und dem Leutnant und dem Funker einschenken. Auch Alf und Hannes kippen ein Glas herunter. Schimmel bekommt von Hannes ein Glas Milch. Leutnant Peters guckt völlig entgeistert, Alf erklärt: „Der ist noch minderjährig und bekommt keinen Alkohol", worauf der Funker sich verschluckt, einen Hustenanfall bekommt und nach Luft ringt. Dabei sieht er hilflos den Unterscharführer an, der derartig mit seinem Kompanieführer umspringt, sieht beide EK's, goldene Nahkampfspange, goldenes Verwundetenabzeichen, allgemeines Sturmabzeichen in Gold und noch einiges mehr. Der Funker hat noch nie so viel Gold auf einer Brusttasche vereinigt gesehen. Und auch der Melder hat die goldene Nahkampfspange und beide EK's. Das scheint ja ein wilder Haufen zu sein, zu dem sie da geraten sind! –

Anschließend suchen sie dann im Gelände nach einem geeigneten Platz für die B-Stelle. Sie müssen sich meist mit eingezogenen Köpfen bewegen, denn die roten Scharfschützen sind wachsam und lassen unablässig ihre Knallerbsen durch die Gegend zwitschern. Als Peters glaubt, den richtigen Platz gefunden zu haben, läßt Schimmel durch den Melder ein paar Männer holen, die helfen sollen, die Stelle etwas auszubauen und zu verstärken. Abends ist alles fertig, der kleine Unterstand mit Baumstücken versteift, mit einem dicken Dach und guter Tarnung versehen. Peters kann sich einrichten. Die

Artillerie legt eine Fernsprechleitung, ein Scherenfernrohr wird auch eingebaut. Noch bevor es ganz dunkel ist, hat er schon genug ausgemacht und seine Abteilung irgendwo im Hinterland legt ein anständiges Feuer auf die russischen Gräben. Verpflegt werden er und sein Funker von der Ersten, damit die Artillerie nicht extra Essenträger nach vorne zu schicken braucht. Wenn die beiden in Schimmels Gefechtsstand essen, sitzt solange ein Mann der Ersten in der B-Stelle am Telefon, der früher selbst Geschützführer in der Division „Das Reich“ war, bevor er über Matzkau zum Bataillon kam. So ist die B-Stelle immer in guten Händen.

Zwei Tage sind so vergangen, da macht Peters im Niemandsland einen kleinen Erdbuckel aus, der ihm zur Beobachtung noch ergiebiger erscheint als die bisherige Stelle. Er läßt seinen Funker am Telefon und kriecht selber im Morgengrauen mit dem Funkgerät ins Vorfeld hinaus. Um die Frühstückszeit stellt sich wieder die Ablösung in der B-Stelle ein, und der Funker geht zum Gefechtsstand. Auf die Frage nach seinem Leutnant beschreibt er, wo etwa Peters sich im Gelände aufhält. Schimmel geht durch den Graben und schärft den Posten ein, die Gegend um den Erdbuckel herum besonders scharf im Auge zu behalten. Der Buckel mag sich zwar gut zur Beobachtung eignen, aber er hat den Nachteil, zu dicht vor dem ersten russischen Graben zu liegen. Die Russen können weit schneller dort sein als die Männer der Ersten.

Am gleichen Nachmittag ist es dann schon soweit. Kurz nachdem die Artillerie einige Lagen hinübergeschickt hat, müssen sie drüben Peters mit seinem Funkgerät ausgemacht haben. Es wimmelt plötzlich dort von erdbraunen Gestalten, die alle dem kleinen Buckel zustreben. Darauf Alarm bei der Ersten, Schimmel rast mit einem Dreißig-Mann-Stoßtrupp los und kommt gerade noch rechtzeitig. Denn die Roten sind Peters, der sich kaltblütig mit seiner Maschinenpistole verteidigt, schon fast auf den Pelz gerückt. Im Triumph wird er zum eigenen Graben zurückgebracht.

Aber am nächsten Tag muß er schon wieder durch einen Stoßtrupp eingeholt werden, weil der Iwan ihn wieder gerade kassieren will, und am dritten Tag ist es noch einmal das Gleiche. Jetzt heißt er nur noch der „dolle Peters“. Schimmel droht, ihm die Freundschaft aufzukündigen, wenn er seinen Sport, im Niemandsland herumzukriechen, nicht aufgeben würde. Peters ist über so viel Fürsorglichkeit gerührt, nimmt sein Glasauge heraus und beginnt es mit dem be-

kannten gelben Tüchlein zu putzen. „Verfluchter Staub“, brummt er dabei, „immer fliegt einem etwas in die Pupille!“ Dann drückt er das Stück Glas wieder in die Augenhöhle, faltet das Tüchlein sorgfältig zusammen, sieht die Männer, die um ihn herumstehen, blinzelnd an und sagt: „Ich werde mich bessern, Jungens, das verspreche ich euch, ihr müßt mir nur etwas Zeit dazu lassen.“ Und dann schweift sein Blick hinüber ins Vorfeld und sein Lausbubengesicht straft alle seine guten Vorsätze Lügen. Verdammt nochmal, er ist schon ein Kerl, der dolle Peters! Er stammt übrigens aus Westfalen. Die Fünfhunderter gewinnen ihn richtig lieb.
Aber beim fünften Versuch gelingt es dem Iwan doch, ihn einzukassieren. Er lag zu dicht vor ihren Linien. Da bricht Schimmel mit zwei Zügen in die sowjetischen Gräben ein, krempelt sie um und holt den Leutnant Peters aus einem dicken Klumpen brüllender Russen heraus, die ihren Fang nicht zurückgeben wollen. Bis auf einen Messerstich in der Hüfte ist er unversehrt. Die Roten hatten ihn anscheinend für einen besonderen Spaß aufheben wollen, weil er ihnen so oft vor der Nase fortgeholt worden war.
Nach diesem, seinem letzten Streich, wird die Artillerie-Abteilung an einen anderen Frontabschnitt verlegt, und Peters nimmt Abschied. Als er in den Kübel klettert, der ein Stück hinter dem Gefechtsstand hält und ihn zur Abteilung zurückbringen wird, nimmt er noch einmal schweigend das Glasauge heraus und poliert es sorgsam mit dem gelben Tüchlein. Dann drückt er Schimmel und einigen seiner Männer, die ihn zum Wagen geleitet haben, die Hand, peilt mit dem übrig gebliebenen Auge hinüber zu den russischen Linien und sagt: „Ich geh' verdammt ungern hier weg, das dürft ihr mir glauben! Wir haben doch so gut zusammen gepaßt.“ Schimmel nickt lachend: „Ja, alter Freund, du hast uns immer so schön in Bewegung gehalten!“ Damit greift er in die Meldetasche und zieht einen handtellergroßen, aus Holz geschnitzten Spiegel hervor. Genau so einen Spiegel, wie ihn die Fünfhunderter am Kragen tragen. Er gibt ihn Peters in die Hand: „Zur Erinnerung an unseren Haufen!“ Der sieht lange auf die gekreuzten Gewehre, die auf dem schwarzen Untergrund schimmern, und auf die darunter liegende Handgranate. Dann setzt er mit einem Griff sein Auge wieder ein, greift in die Brusttasche, nimmt ein dunkles Etui aus weichem Leder heraus und drückt es Schimmel in die Hand: „Und dies hier zur Erinnerung an den dollen Peters!“ Noch ein Händedruck, Schimmel öffnet das Etui und hat

ein zweites Glasauge in der Hand. Peters blinzelt ihm mit dem gesunden Auge zu, sein Lausbubengesicht strahlt und die Gesichter der Männer ringsum leuchten auf und lächeln still. Sie haben ihn gut verstanden. Er selbst muß weg, aber sein Auge läßt er hier. Der Kübel zieht an, Peters steht hinten im Wagen und winkt mit beiden Armen. Sie winken alle zurück. Schimmel schiebt das Glasauge behutsam in das Etui zurück und gibt es Alf. „Paß gut darauf auf, Alf!" sagt er. Dann gehen sie langsam in die Stellung zurück.

NACHTANGRIFF

Einige Tage darauf macht der Häuptling abends den vereinbarten Gegenbesuch beim Nachbarregiment. Felix, Uwe, Prell, Schumm und die drei Ärzte begleiten ihn. Schimmel übernimmt solange die Führung des Bataillons, und Oskar von der Dritten ist Führer vom Grabendienst.

Nach dem Dunkelwerden, so gegen neun Uhr, hört ein Grabenposten bei der Zwoten drüben vom Iwan her kurze Rufe. Er macht sofort Meldung. Auch in den Gräben der Vierten werden hin und wieder undeutliche Kommandorufe aus der Richtung der feindlichen Linien gehört. Oskar, der gerade beim Kontrollgang durch die Gräben ist, vermutet zunächst, daß die Roten vielleicht eine Ablösung vornehmen, ruft dann aber doch vom Kompanie-Gefechtsstand der Vierten den Bataillonsunterstand an und unterrichtet Schimmel von der Ruferei drüben. Der denkt an die Meldung von der Zwoten, überlegt einen Augenblick und läßt dann lautlos das ganze Bataillon alarmieren. Die Männer beziehen ihre Plätze in den Gräben und manche knurren über die unnötige Ruhestörung. Sie wissen natürlich, daß der Häuptling mit den anderen Führern zum Nachbarn gefahren ist, und denken, Oskar habe als Führer vom Grabendienst für diese Abwechslung gesorgt. Als sich dann herumspricht, daß Schimmel den Alarm veranlaßt hat, sieht die Sache für sie schon spannender aus. ‚Der spürt es meist vorher im Urin', sagen sie und warten.

Drüben beim Iwan ist nun alles ruhig. Schimmel steht im Graben der Zwoten, bei dem Posten, der die ersten Rufe gehört hat, und flüstert mit ihm. Dann fordert er alle Männer an ihren Posten zu äußerster Wachsamkeit auf, geht hinüber zu seiner eigenen Kom-

panie und spricht mit Ehlers, Alf und den anderen Zugführern. Der Sturmmann Grabski führt den vierten Zug, Oberscharführer Wiesemann den dritten und Semm hat nach Hankes Tod dessen Zug übernommen. Sie haben ihn sich gewählt. Er ist ganz sicher der richtige Mann für sie und hat, bevor er nach Matzkau kam, schon manchen Zug geführt.
Schimmel glaubt nun fest an einen Nachtangriff der Roten. Er geht von seiner Kompanie zur Dritten hinüber. Oskar ist dort bei seinen Männern. Er meint, es sei doch sicher nur eine Ablösung gewesen und es würde alles ruhig bleiben. Aber Schimmel läßt das Bataillon noch weiter in Bereitschaft im Graben stehen und geht weiter zur Vierten. Dort hat der Kompanietruppführer Ladage in Prells Abwesenheit die Führung. Auch auf ihn ist Verlaß. Gerade will Schimmel sich wieder von ihm verabschieden, da hört ein Mann vom ersten Zug im Niemandsland etwas klirren. Es können Waffen sein. Seine Meldung läuft geflüstert von Mann zu Mann bis zum Kompanietrupp. In einer Nische der Grabenwand, kaum erkennbar im Dunkeln, steht Bohle, der Funktruppführer der Vierten, vor seinem UKW-Sprechgerät. Schimmel sagt etwas zu ihm, er drückt die Mikrophonraste und gibt an alle Kompanien durch: „Achtung! Geräusche im Niemandsland. Vermutlich klirrende Waffen. Erhöhte Wachsamkeit. Frage Viktor.“ Schimmel hat den zweiten Kopfhörer ans Ohr genommen. Es summt ein wenig, dann ein leises Knacken im Hörer und die ruhige Stimme von Kalle, dem Funktruppführer der Ersten: „Erste Viktor!“ Anschließend melden gleich die Zwote und Dritte, daß sie ebenfalls verstanden haben, und der Bataillonstrupp fragt, ob Schimmel bei der Vierten bleibe. Da hat also der wachsame Truppführer auch den zweiten Hörer am Ohr gehabt und gleich gemerkt, daß Bohle den Befehl aus erster Hand hatte. Schimmel läßt ihm sagen, daß er vorläufig dort bleibt. Dann ist wieder Ruhe. Aber nicht lange. Denn plötzlich geht bei der Dritten der Tanz los. Erst rasseln zwei Maschinengewehre, dann steigt eine Leuchtkugel und im gesamten Bataillonsabschnitt setzt das Feuer ein, aus allen Hand- und Maschinenwaffen. Auch bei der Vierten haben sie gerade noch im rechten Augenblick die schattenhaften Gestalten erkannt, die sich kaum gegen den dunklen Hintergrund abheben, und feuern aus allen Rohren. Der Feind greift stumm, geräuschlos und ohne Artillerieunterstützung an, aber den Männern des Bataillons kommt zugute, daß sie im Graben stehen und den Erdboden etwa in Augenhöhe vor sich

haben. So können sie die Umrisse der herannahenden Russen wenigstens ahnen. Die steigenden Leuchtkugeln hüllen dann alles in ihr blasses weißes Licht und nageln den von der schlagartigen Abwehr völlig verwirrten Iwan unmittelbar vor dem ersten Graben fest. Die ersten Handgranaten werden geworfen. Die Roten scheinen den Graben nicht zu erkennen, denn sie werfen viel zu weit. Dafür liegen die Handgranaten der Männer mitten zwischen ihnen. Immer neue Leuchtkugeln steigen auf, die Rotarmisten bieten vom Graben aus ein leichtes Ziel und werden in Scharen von den Garben der Maschinenpistolen niedergemäht. Die Ausrüstung der ersten Züge mit diesen Waffen bewährt sich jetzt deutlich. Ein Teil der Angreifer wendet sich zur Flucht und versucht in Richtung des eigenen Grabens zu entkommen. Die Klügeren werfen die Waffen weg und laufen mit erhobenen Armen auf die deutschen Linien zu, um auf diese Weise dem Gemetzel zu entgehen. So rasch, wie er gekommen, ist der ganze Spuk vorbei. Die letzten Leuchtkugeln verglühen langsam über dem Vorfeld. Wer sich nicht ergeben hat, ist verwundet oder tot. Die Flucht zurück, ins schützende Dunkel, ist wohl nur den wenigsten gelungen.
Die Gefangenen, denen der Schrecken über das rasende Abwehrfeuer noch sichtbar in den Gliedern sitzt, werden von den Kompanien gesammelt. Trotz der Dunkelheit versucht keiner von ihnen mehr, zu entkommen. Sie sind augenscheinlich froh, der Hölle entronnen zu sein. Für sie ist der Krieg zu Ende. Dicht aufgeschlossen, einer hübsch hinter dem anderen, stolpern sie durch die Finsternis hinter einem der Männer her zum Bataillonsgefechtsstand. Dort steht Ladowski vor dem Unterstand neben Schimmel und sagt: „Warum die Genossen sich nur immer wieder an unserem Abschnitt versuchen. Es ist mir ein Rätsel. Sie müßten doch von neulich noch die Schnauze voll haben. Verlieren die meisten Panzer hier, ihre halbe Infanterie, ihre Schlachter, und kommen heut abend wieder treudoof angelatscht!" Er schüttelt, bekümmert über soviel Sturheit, den Kopf. Uff, der dazu kommt und seine Rede gehört hat, meint, die Pans hätten eben Sportgeist und wollten um jeden Preis ihre Revanche haben. „Oder wir sind ihr ‚Soll'", sagt Schimmel.
Drinnen, im Gefechtsstand rasselt der Fernsprecher. Der Häuptling ist dran und will wissen, was zum Kuckuck denn eigentlich beim Bataillon losgewesen sei. Schimmel gibt einen knappen Bericht. Kaum zehn Minuten später ist der Häuptling mit den anderen Ka-

meraden da. Der Oberstleutnant und einige seiner Offiziere sind auch gleich mitgekommen. Er sieht sich die in dichten, dunklen Haufen gleich hinter dem Gefechtsstand stehenden Gefangenen an und schüttelt den Kopf, weil sich um deren Bewachung vom Bataillon so gut wie niemand kümmert. Ein Hauptmann macht darüber eine Bemerkung zu Felix hin. Der lacht leise: „Die sind doch froh, daß sie bei uns sind. Von denen haut keiner ab!"
Und Felix hat recht. Noch ist kein Gefangener je beim Bataillon geflohen, obwohl von einer vorschriftsmäßigen Bewachung fast nie die Rede war. Es ist eine merkwürdige Sache mit den Russen. So tapfer sie angreifen und so verbissen sie kämpfen, sind sie erst einmal gefangen und entwaffnet, ist es mit ihrem Widerstandswillen vorbei. Der Häuptling drückte es einmal so aus: „Es scheint so, als würfen sie mit den Waffen auch gleich ihre ganze Weltanschauung weg."
So hat es sich also von Anfang an beim Bataillon eingebürgert, daß die Gefangenen ohne viel Tam-Tam gesammelt, einige von ihnen verhört werden, und daß dann irgendein dazu bestimmter Mann mit dem ganzen Verein loszieht und sie hinten bei der nächsten Gefangenensammelstelle abliefert. Ob es nun zehn, hundert oder noch mehr sind, spielt dabei keine Rolle. Mehr als einen Mann stellt das Bataillon dafür nicht ab und der läßt sich oft genug noch sein Gewehr oder seine Maschinenpistole aus Bequemlichkeit von den Genossen tragen. Es ist noch niemals etwas dabei passiert. Im Gegenteil: einmal sollte – noch am Wolchow – der Rottenführer Scheffel von der Ersten, von seinen Kameraden ‚Schlappohr' genannt, an hundert Gefangene zurückbringen. Irgendwo beim Nachbarregiment waren die Roten durchgebrochen, tauchten plötzlich dicht neben der Gefangenenkolonne auf, an deren Spitze Schlappohr einsam dahintrottete, und eröffneten sofort das Feuer. Schlappohr, der seine Spritze einem der hinter ihm wandernden Genossen aufgepackt hatte, bekam einen Streifschuß am Oberschenkel gewischt und machte sich rechts vom Trampelpfad in einem flachen Graben lang. Als er dann etwas in seinem Rücken spürte, glaubte er nichts anderes, als daß ihm nun mit seiner eigenen Maschinenpistole das Lebenslicht ausgepustet werden sollte. Stattdessen drückte ihm der Iwan die Waffe in die Hand, schob sich neben ihn und bat: „Pan, schießen auf Bolschewik, wir nix mehr Krieg, nix mehr zurück!" Daraufhin verpaßte Schlappohr einigen der vorwitzigsten Rotarmisten drüben am Waldrand einen Denkzettel und überlegte, wie er sich am besten mit seinem Verein

absetzen könne. Als er sich einmal vorsichtig umschaute, sah er den ganzen Haufen dicht gedrängt den schmalen Graben hinter sich füllen. Vom Waldrand aus riefen die Roten ihren Kumpels zu, sie sollten zurückkommen, und hielten die Stelle, an der Schlappohr lag, dabei laufend unter Feuer. Doch keiner der Gefangenen lief zu ihnen hinüber. Schlappohr robbte etwas vor und wollte sich gerade in eine Buschgruppe schlagen, da bekam er noch einen Schuß ab, diesmal etwas tiefer wie das erstemal. Er ging zu Boden, seine Gefangenen hoben ihn auf und sausten mit ihm durch die Büsche. Er brauchte nur mit der Hand den Weg anzudeuten. So kamen sie richtig zur Sammelstelle, und die Pans lieferten Schlappohr gleich beim Hauptverbandsplatz ab. Er war der einzige Verwundete. Die Gefangenen waren mit heiler Haut davongekommen und noch vollzählig.
Später wurde der Einbruch bereinigt und danach erinnerte man sich plötzlich beim Bataillon, daß ja Schlappohr mit seinen Gefangenen ausgerechnet diese Ecke hatte durchlaufen müssen. Nach einigen Telefonaten stellte man fest, daß Schlappohr gerade auf dem Hauptverbandsplatz verarztet wurde und daß seine Gefangenen ihn dorthin gebracht hatten. Inzwischen ist er längst wieder zum Bataillon zurückgekehrt und die Männer gehen seit diesem Vorfall noch lascher mit den Gefangenen um.

NATÜRLICH SCHIMMEL!

Der Häuptling betritt mit seiner Begleitung den Gefechtsstand. Oskar, der gerade eingetroffen ist, macht Meldung. Alles hört interessiert zu. Der Häuptling fragt nach Schimmel. Ladowski sagt, der sei kurz zu seiner Kompanie hinüber und wolle gleich Ehlers und Kramer mitbringen, zur Gefangenenvernehmung. Ehlers und Kramer sprechen fließend Russisch. Sie sind die Dolmetscher des Bataillons. Ehlers hat in den dreißiger Jahren als ‚Spezialist‘ in der Sowjet-Union gearbeitet. Kramer ist Wolgadeutscher und hat pflichtgemäß in der roten Armee seine Dienstzeit abgeleistet. Er war sogar Schüler der berühmten „Frunse-Akademie“, brachte es schließlich bis zum Major und Bataillonskommandeur und ging gleich zu Beginn des Ostfeldzuges mit allen deutschstämmigen Soldaten seines Bataillons zu den deutschen Truppen über.
Die Wolgadeutschen sind zwar schon vor mehr als zweihundert Jah-

ren aus Deutschland ausgewandert, fühlten und handelten aber im entscheidenden Augenblick als Deutsche. Sie wurden von den Fronttruppen, zu denen sie übergingen, auch als solche anerkannt und kameradschaftlich aufgenommen, aber dann kamen sie ins Hinterland, wurden verhört, noch einmal verhört und immer wieder verhört. Obwohl sie alle ein sauberes Deutsch mit leicht schwäbelndem Dialekt sprachen und mit verblüffender Genauigkeit berichten konnten, aus welchen Dörfern ihre Vorfahren damals gekommen waren, wie sie geheißen hatten und vieles mehr, verhörte man sie ungerührt weiter und steckte sie schließlich in ein Lager wie alle anderen Gefangenen auch. Erst nach vielen Wochen hatte man sich durch alle möglichen Nachforschungen von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugt, holte sie wieder heraus und erkannte sie nunmehr auch amtlich als Deutsche an. Sie konnten nach Wunsch in die Wehrmacht eintreten, fanden allerdings im rückwärtigen Gebiet als Dolmetscher Verwendung, damit der Iwan sie nicht durch einen unglücklichen Zufall einmal in die Finger bekäme. Kramer wollte zu der Truppe, auf die er damals beim Übergang zu den deutschen Linien zuerst getroffen war, zur Waffen-SS. Er kam auch dorthin, wurde aber trotz aller Frontmeldungen auch weiterhin als Dolmetscher zu Gefangenenvernehmungen im Hinterland eingesetzt. Schließlich platzte ihm der Kragen, er ging zu seinem Vorgesetzten und schlug mit der Faust auf den Tisch. Der Sturmbannführer, dessen Aufgabe es war, Gefangene vernehmen zu lassen und die Ergebnisse zur Auswertung weiterzuleiten, wurde laut, Kramer wurde noch lauter und schließlich tätlich. So ging er wenig später nach Matzkau, kam von dort zum Bataillon und hatte auf diesem unerwarteten Umweg sein Ziel, als Soldat in die Hauptkampflinie zu kommen, endlich erreicht. Er kann es auch heute noch nicht fassen, wie schwerfällig und umständlich die Dinge in Deutschland gehandhabt werden, zumal wenn einer versucht, dorthin zu kommen, wohin viele um alles in der Welt niemals wollen, nämlich an die Front. Kramer ist von seinen Kameraden schon mehrfach als Zugführer vorgeschlagen worden. Nach Hartlebs Tod wollten ihn die Männer im großen Bataillonsthing zum Führer der Vierten wählen. Aber er schlug alles ab, wollte um keinen Preis von Ehlers und Schimmel fort und blieb Gruppenführer in der Ersten.
Eben – Oskar hat gerade seinen Bericht beendet – poltern die drei in den Gefechtsstand. Die Herren vom Heer staunen nicht schlecht

über den riesigen Ehlers. Er kann im Unterstand nur in gebückter Haltung stehen und selbst als Schimmel ihm schnell einen Schemel hinschiebt, um ihn aus dieser unbequemen Haltung zu befreien, ragt er auch im Sitzen mit dem Kopf noch fast bis zur feuchten Decke. Der schlanke, dunkelhaarige Kramer verschwindet fast neben Ehlers' riesiger Gestalt. Schimmel kratzt unterdessen am Eingang mit einem Knüppel den Dreck von seinen Stiefeln. Auch sein langer Wachmantel ist lehmverschmiert. Der Häuptling betrachtet ihn lächelnd und überlegt, wo er um alles in der Welt herumgekrochen sein mag. Denn draußen ist es verhältnismäßig trocken, auch in den Gräben. Dann stellt er ihn dem Oberstleutnant und seiner Begleitung kurz vor: „Und nun darf ich Sie mit unserem Benjamin im Bataillon bekannt machen. Er hat den Zauber heute abend als erster vorausgesehen und, wie wir ja eben hörten, auch danach gehandelt." Schimmel steht in seinem Mantel ohne Schulterstücke, auf dem Kopf eine Tarnmütze, grinsend vor den Kameraden vom Heer, denen er hier zum erstenmal begegnet. Der Oberstleutnant schlägt ihm wohlwollend auf die Schulter: „So so, Sie sind also der Mann, der zuerst gehört hat, was drüben los war, und haben sofort Meldung gemacht." Es ist klar, er hält ihn für den Grabenposten der Zwoten, den Oskar in seinem Bericht erwähnt hat. Schimmel liebt nun einmal solche Verwechslungen über alles und brüllt aus Leibeskräften: „Jawoll, Herr Oberstleutnant!" Der nickt und fährt fort: „Sie standen also auf Grabenposten und hörten drüben beim Feind Rufe, dachten sich, dort stimmt etwas nicht, und machten Meldung, *nicht* wahr?" Der Oberstleutnant ist überzeugt, sich in die einfache Denkweise eines Soldaten genau hineinversetzt zu haben. Dem Häuptling und den anderen Männern vom Bataillon macht die Sache Spaß. Sie haben derartiges ja schon oft erlebt und freuen sich im Voraus. Schimmel nimmt vor dem Oberstleutnant Haltung an und sagt: „Meldung habe ich nicht gemacht, sondern gleich das Bataillon alarmiert." Der Oberstleutnant macht immer noch ein wohlwollendes Gesicht: „So, sieh einer an, Sie haben also gleich das Bataillon alarmiert, haben also kurz entschlossen selbständig gehandelt. Eigentlich hätten Sie ja zwar erst einmal Ihren Kompaniechef alarmieren müssen, aber so wie Sie gehandelt haben, war es ja auch gut." Schimmel macht ein möglichst treuherzig-blödes Gesicht, die anderen stecken sich die Fäuste in den Mund. Auf die Frage, wie es ihm denn möglich gewesen sei, das Bataillon zu alarmieren, sagt Schimmel, der Melder habe grad neben

ihm gestanden und er habe diesen gleich losgejagt. „Tadellos!“ lobt ihn der Oberstleutnant. „Sie werden später mal ein guter Vorgesetzter sein. Sie haben gezeigt, daß Sie denken und auch selbständig handeln können. Ich werde mal bei Ihrem Kommandeur ein Wort für Sie einlegen. Ich denke, eine Auszeichnung haben Sie sich heute abend wohl verdient.“ Dabei lächelt er huldvoll erst dem Häuptling und dann wieder Schimmel zu. Der grinst ihn strahlend an und sagt mit zitternder Stimme: „Ach, Herr Oberstleutnant, das wäre schwer in Ordnung, wenn Sie beim Alten ein Wort für mich einlegen würden, der ist nämlich sonst nicht gut auf mich zu sprechen.“ Der Oberstleutnant und seine Offiziere ziehen die Augenbrauen hoch und ersterer bemerkt, daß man als junger Soldat eine andere Bezeichnung für seinen Kommandeur zu gebrauchen habe, nimmt das Wörtchen ‚Alter‘ aber scheinbar nicht weiter übel, sondern wendet sich an den Häuptling: „Kamerad Willi, es geht mich zwar nichts an, aber ich würde diesen jungen Soldaten doch zum EK II. einreichen.“ „Das EK II. hab ich schon, Herr Oberstleutnant!“ plärrt Schimmel dazwischen und bringt sich damit nun doch beinahe um das Wohlwollen des älteren Herren: „Na, zum Vorgesetzten sind Sie eben doch noch zu jung. Sie werden erst noch lernen müssen, daß man als Soldat erst redet, wenn man gefragt wird!“ und zum Häuptling: „Bischen vorlaut aber doch ein guter, wachsamer Soldat. Hat das Bataillon heute abend bestimmt vor größeren Ausfällen bewahrt. Ich glaube, Willi, du reichst ihn zum EK I. ein.“ Aber der Häuptling schüttelt bekümmert den Kopf und sagt: „Karl, ich glaube, damit ist es bei diesem Burschen nicht getan. Wie ich ihn kenne, wird er das EK I. gar nicht annehmen.“ Und als der Oberstleutnant nun Schimmel fragt, ob das stimme, brüllt der: „Zu Befehl, nicht annehmen!“ Damit wäre der Frieden nun wahrscheinlich aus gewesen, aber da dröhnt eine tiefe Stimme vom Eingang her: „Schimmel, du verflixter Lausebengel, jetzt hast du lange genug erwachsene Menschen an der Nase herumgeführt, zieh’ sofort den vergammelten Mantel aus, oder ich trichtere dir beim nächsten Magendrücken soviel Rizinus ein, daß du eine Woche lang nicht vom Donnerbalken herunterkommst!“ Das ist der Knochensäger, Obersturmführer Dr. Reiners. Er hat eben nach den Leichtverwundeten des Bataillons gesehen, die von den Sanitätern betreut werden, und steht schon eine Weile unbemerkt am Eingang. Der Oberstleutnant, dessen Gastfreundschaft sie eben noch genossen haben, tut ihm leid. Schimmel macht eine Wendung zu ihm

hin, nimmt die Hacken zusammen und brüllt: „Jawoll, Obersturmführer, Mantel ausziehen, aufhören, erwachsene Menschen an der Nase herumzuführen!“ Damit knöpft er seinen Mantel auf und zieht ihn aus.
Na ja, erst sind die Herren natürlich starr, aber dann stimmen sie in das befreiende Lachen der anderen Kompanie- und Zugführer ein. Der Oberstleutnant lacht am lautesten und meint, daß in diesem Haufen eben alles möglich sei. Der Häuptling erklärt ihm, daß Schimmel ihn während seiner Abwesenheit vertreten habe.
Aber der Herr ist immer noch nicht zufrieden: „Sagen Sie mal, Untersturmführer, ist Ihnen denn nicht der Gedanke gekommen, eben zur Vermittlung durchzurufen, um Ihren Kommandeur bei uns benachrichtigen zu lassen?“ „Nee, Herr Oberstleutnant“, grinst Schimmel ihn an, „sowas machen wir auch mal ohne unseren Häuptling. Warum sollten wir Sie in Ihrer Geselligkeit stören?“ Der Oberstleutnant nickt: „Gut, das erkenne ich an. Wenn ich Sie so betrachte, glaube ich Ihnen schon, daß sie solche Dinge allein schaukeln. Sie haben es ja getan. Aber hätten Sie nicht wenigstens Ihren Nachbarn verständigen können, um ihn zu warnen, falls es dort auch losgegangen wäre?“ „Aber, Herr Oberstleutnant, Sie werden doch nicht von Ihren Soldaten annehmen wollen, daß die Grabenposten dort weniger aufmerksam wären, als die unseren? Ich habe die beiden Nachbarn des Bataillons nicht alarmiert, weil ich eine zu hohe Meinung von ihnen habe und sie nicht erst auf Dinge aufmerksam machen wollte, die sie selbst sicher längst bemerkt hatten. Damit hätte ich sie ja beleidigt.“ Der Oberstleutnant lacht und bekennt sich geschlagen. Die anderen stimmen in das Lachen ein.
Dann wird der erste Gefangene zur Vernehmung vorgeführt. Es ist ein Feldwebel. Er staunt sichtlich, daß er in seiner Muttersprache angeredet wird und gibt bereitwillig Auskunft. Der nächste, ein Leutnant, ist zuerst wesentlich verstockter. Aber Kramer als ehemaliger roter Offizier weiß ihn zu nehmen, spricht in altvertrauter Manier mit ihm und bringt das Eis bald zum Schmelzen. Er bleibt bei solchen Vernehmungen immer gleichmäßig ruhig und gelassen und ist ja seit seiner Geburt mit der Mentalität dieser Menschen vertraut. So kommt einer nach dem anderen an die Reihe, und nach der zehnten Vernehmung kann der Häuptling abbrechen. Die Genossen haben alles ausgeplaudert. Ehlers und Kramer haben sich abgelöst. Man weiß genug. Jetzt ist auch klar, warum sie sich ausgerechnet das

Bataillon zum Ziel ihrer Angriffe ausgesucht haben. Man hat drüben herausbekommen, daß hier die Nahtstelle zwischen zwei Divisionen ist, und will unbedingt hier hineinstoßen, einen Brückenkopf bilden und das Korps sprengen. Danach will man die Divisionen vom Brükkenkopf aus aufrollen. Den Offizieren drüben ist gesagt worden, es handle sich hier um ein leicht zu überrollendes Infanteriebataillon. Wahrscheinlich ist damit der vom Bataillon abgelöste Haufen gemeint, der ziemlich zerschlagen war. Die Ergebnisse der Vernehmungen gehen noch in der gleichen Nacht zum Korps, die Kameraden vom Heer verabschieden sich, um noch eine Mütze voll Schlaf zu nehmen. Auch beim Bataillon 500 liegt bis auf die Posten bald alles in tiefer Ruhe, und die gefangenen Pans liegen dicht aneinandergedrängt hinter dem Gefechtsstand im Gras und schnarchen ebenfalls.
Am nächsten Morgen tritt zunächst Felix aus dem Gefechtsstand. Er reckt und dehnt sich ein wenig, und wie er sich umschaut, entdeckt er neben dem Eingang eine Konservendose, in der ein Pinsel steckt und ein Rest roter Farbe. Er dreht sich um und fragt Ladowski, wer denn hier mit roter Farbe zu streichen gehabt hätte. Ladowski fragt, warum und wieso, tritt gleichfalls hinzu, und Felix zeigt ihm die Dose. Ladowski betrachtet sie, zuckt dann mit den Schultern und kann sich keinen Reim darauf machen. Nun kommt auch der Häuptling zum Vorschein und schaut auf die Gefangenen, die sich allmählich erheben und in der Morgenfrühe fröstelnd herumstehen. Ladowski will zum Maschinengewehrstand hinübergehen. Der Häuptling winkt ihn zurück und befiehlt ihm, einen Mann vom Bataillonstrupp abzustellen, der die Russen zur Sammelstelle bringen soll. „Aber vor dem Abmarsch erst mit dem Haufen zur Küche, sollen dort erst verpflegt werden. Haben sicher Kohldampf, die Kerle!“ Ladowski nimmt die Hacken zusammen: „Jawohl, Bataillonsführer!“ und macht kehrt, Gerade in diesem Augenblick kommt Wilke vom Bataillonstrupp aus seinem Unterstand und reißt gähnend den Mund auf. Er scheint einen unheimlich weiten Schlund zu haben. „Na, Wilke, noch nicht richtig munter?“ fragt Ladowski freundlich. „Nee, vorläufig noch nicht“ grinst der zurück und gähnt von neuem herzzerreißend. „Zieh deinen Frack an und bring deine Spritze mit“, sagt Ladowski, „du machst mit den Pans hier eine Wanderung durch die Geographie. Dabei wirst du bestimmt munter werden.“ Wilke klappt jäh den Mund wieder zu. „Du kannst einem aber auch n'schönen Schreck einjagen“, murmelt er und verzieht sich wieder in seinen Unterstand.

Einen Augenblick später aber ist er fix und fertig zur Stelle und meldet sich bei Ladowski. Der teilt ihm seinen Auftrag mit, Wilke nickt und winkt den Gefangenen, ihm zu folgen. Als er sieht, daß sie ihn begriffen haben, zieht er ohne weiteres pfeifend, beide Hände in den Hosentaschen, die Maschinenpistole über der Schulter, los. Die Russen stutzen einen Augenblick. Sie haben sich ihren Abtransport sicher feierlicher vorgestellt. Aber Ladowski bedeutet ihnen, daß sie Wilke folgen sollen, und da traben sie los und hängen sich wie ein Schwarm an seine Fersen.

SPUREN IM LEHM

Während Ladowski nun endlich zum Maschinengewehrstand hinüber kann, um Guten Morgen zu wünschen und nach dem rechten zu sehen, hängt er seinen Gedanken nach. Es herrscht doch ein seltsamer dienstlicher Umgangston im Bataillon! Zu Anfang hat er sich darüber gewundert und wohl auch Anstoß genommen, denn ihm persönlich, dem früheren Untersturmführer, konnte niemand ‚zackig' genug auftreten. Aber nun gehört er schon seit langem zu den alten Hasen des Bataillons und hat sich daran gewöhnt. Vor allem aber hat er die Erfahrung gemacht, daß es tatsächlich so glänzend geht. Das hätte ihm früher einer weismachen sollen. Den hätte er für verrückt erklärt. Für Außenstehende bleibt der dienstliche Umgangston zwischen Führern und Männern beim Bataillon immer ein Geheimnis, weil er so gar nicht in das Schema der anderen Truppenteile paßt und natürlich erst recht nicht in die Dienstvorschrift. Hier wird alles ohne die kasernenhofüblichen Ruck-Zuck-Wendungen und Ehrenbezeigungen abgewickelt, Befehle und Entgegennahme der Befehle gleichen oft genug einer gegenseitigen Frozzelei, und dennoch, vielleicht gerade deshalb, werden die erteilten Befehle pünktlich, genau und zuverlässig ausgeführt. So wie bei Wilke eben war es im ganzen Bataillon. Ganz gleich, wer einen Befehl erteilt, ob es nun ein Gruppenführer oder der Bataillonsführer selber ist, derjenige, dem er gilt, führt ihn ohne Murren, sofort und ohne irgend einen Versuch, sich zu drücken, aus. Selbstverständlich gilt das auch für die Ärmelstreifenträger, die Führer des Bataillons, sobald sie einen Befehl von vorgesetzten Kameraden erhalten. Aber die Form, in der Befehle erteilt und entgegengenommen werden, spielt überhaupt keine Rolle. Ob man dabei die Hände in den Hosentaschen behält oder gerade

gähnt wie Wilke, das hat nichts mit der pünktlichen und zuverlässigen Ausführung zu tun. Eine Ausnahme macht dabei nur der Häuptling. Vor ihm nimmt jeder Haltung an, obgleich er am wenigsten Wert darauf legt.
Zwei Voraussetzungen machen diese formlose Disziplin möglich. Wer das Recht besitzt, Befehle zu geben, hat die selbstverständliche Pflicht, sich über die Notwendigkeit seines Befehls vorher Gedanken zu machen. Wer den Befehl erhält, braucht sich dann keine Gedanken mehr darüber zu machen, weil sein vorgesetzter Kamerad ihm diese Arbeit schon abgenommen hat. Er braucht also den Befehl nur noch auszuführen, vollständig und pünktlich auszuführen. Sein vorgesetzter Kamerad muß sich darauf verlassen können, genau wie er selbst sich darauf verlassen kann, daß der Befehl wirklich notwendig ist. Es ist eine Sache des gegenseitigen Vertrauens. Das gesamte Befehlswesen im Bataillon ist auf dieser Grundlage des Vertrauens von Mann zu Mann, von Kamerad zu Kamerad, vom Vorgesetzten zum Untergebenen und umgekehrt, aufgebaut. Das ist ein großes Werk. Der Kommandeur hat den Grundstein dazu gelegt, und sie alle haben daran mitgebaut, der Knochensäger mit seinen beiden Unterärzten Patric und Franzl genauso wie Felix, der Adjutant, wie die Kompanieführer Schimmel, Uwe, Oskar und Prell, die Zugführer Schilling, Grail und Decker, wie Ehlers, Schuler, Ladowski, Franke, der schwarze Paul und alle die hier Genannten und Ungenannten. Sie alle zusammen sind das Bataillon, sie alle haben Anteil an diesem Werk des gegenseitigen Vertrauens, sie sind dieses Werk selbst, und darum versagt es nie. Im glühenden Sonnenbrand, im schneidenden Eiswind, im wirbelnden Schnee, beim Rasseln der Panzerketten, beim Orgeln der Salvengeschütze, inmitten zerberstender Ruinen, und wenn der Tod in den Reihen der kämpfenden Männer umgeht – das Werk hält zuverlässig auch den härtesten Zerreißproben stand, in allen Schlachten, bis zum letzten Tage des Krieges. Und es wird standhalten in den harten Jahren der Gefangenschaft, des Hungers, der Not und des Elends. Es wird bei den letzten Überlebenden des Bataillons bestehen, dieses einmalige, große Werk des rückhaltlosen Vertrauens zueinander, der bedingungslosen, der wahren Kameradschaft. –
Der gute Ladowski hat sich also unter solchen und ähnlichen Gedanken im Maschinengewehrstand umgesehen und kehrt frühstückshungrig zum Gefechtsstand des Bataillons zurück. Da steht Grail, der

Flakzugführer, vor dem Eingang und betrachtet die Konservendose mit dem Pinsel und der roten Farbe. Sobald Ladowski bei ihm angekommen ist, fragt er ihn, wer die Dose dorthin gestellt habe. Ladowski weiß es nicht und fragt zurück, warum Grail sich dafür interessiert. Aber der knurrt nur etwas Unverständliches und tritt in den Gefechtsstand, um dem Häuptling die allmorgendliche Meldung zu machen. Er hält sich nicht lange auf und versetzt, als er wieder herauskommt, der Dose mit dem Pinsel einen wütenden Fußtritt. Felix und der Häuptling sehen sich fragend an. Ladowski kommt herein und lacht: „Na, unser alter Artilleriekommandant Grail ist ja ganz schön in Fahrt. Möchte wissen, wer ihn geärgert hat!" Das hört Petrus, der Melder, der auch gerade hereingekommen ist. „Wenn du wissen willst", sagt er grinsend, „was mit Grail los ist, dann geh mal rüber zu unserem Flakverein und sieh dir die Kanonen an. Paß aber auf, daß sie dich nicht steinigen! Die Brüder sind alle wild wie die Stiere und suchen nach Opfern." Der Häuptling und die anderen im Unterstand wollen nun natürlich wissen, was los sei. Da erzählt Petrus, daß jemand in der Nacht mit roter Farbe auf den Schutzschilden sämtlicher Geschütze die Abschußsilhouetten überpinselt und dazu auf jeden Schild mit dicken Buchstaben ein paar Worte gemalt habe, die zusammen den sinnigen Reim ergeben: „Grail schießt doch immer viel zu steil!" Die Buchstaben hingen zwar etwas schief nebeneinander, weil sie ja im Dunkeln gemalt worden seien, aber man könne es doch schön lesen. Der größere Teil des Bataillons sei schon auf den Beinen, um dem Fla-Zug einen Besuch abzustatten und das Drama zu betrachten. Der Gefechtsstand bebt vor Lachen. Dann will der Häuptling wissen, wie es denn möglich gewesen sei, an die Geschütze heranzukommen, ob denn der Posten geschlafen habe, das sei doch im Bataillon noch nie passiert. Petrus schüttelt den Kopf. Es habe bestimmt kein Posten geschlafen, aber die Geschütze ständen doch hinter der Bodenwelle etwas in der Mulde, und die Kanoniere hätten, um bei Regen nicht im Schlamm zu stehen, ringsum, besonders vor den Geschützen, einen breiten flachen Graben ausgehoben. Flach, damit sich in der Dunkelheit keiner die Knochen darin bräche, und doch breit genug, um das Wasser abfließen zu lassen. In diesem Graben müsse der Täter an die Geschütze herangekommen sein. Peikert, sein besonderer Freund, habe ihm im Lehm die genauen Spuren gezeigt. Der Posten stände ja hinter den Geschützen bei der Munition, und so hätte der andere – kaum fünf Meter weiter – eben ungestört

malen können. Der ganze Fla-Zug sei tödlich beleidigt und habe Rache geschworen. Zum Glück sei der Lehm im Graben etwas feucht, und wer dahindurchgekrochen sei, müsse sich auf jeden Fall mit Lehm beschmiert haben. Die vom Fla-Zug hätten ja bei jeder Kompanie ein paar Freunde und versuchten nun herauszubekommen, wer nach dem russischen Angriff am vergangenen Abend mit lehmbeschmierten Klamotten in den Unterstand gekommen sei. Erneutes Gelächter belohnt Petrus für seinen Bericht, und Ladowski wandert gleich hinüber zum Fla-Zug. Dort stehen schon eine Menge Kameraden von den Kompanien herum und betrachten die verschandelten Geschützschilde. Die Kanoniere machen böse Augen und fluchen über die Neckereien ihrer Kameraden. Zwerg Nase, Peikert und noch ein paar andere versuchen stumm, die rote Farbe mit Messern abzukratzen. Aber das Zeug sitzt fest und rührt sich kaum. Sie werden noch allerhand Zeit damit zu tun haben, ihre Schutzschilde wieder in den alten Zustand zu bringen.
Später kommt auch der Häuptling mit Felix und den Ärzten und sieht sich die Geschichte an. Grail hat sich schon etwas beruhigt. Er kann sogar schon wieder lachen über den Streich, schwört aber doch, er werde es dem Bruder, der das fabriziert habe, gehörig heimzahlen. Aber vorläufig ahnt noch kein Mensch, wer es war, und das ganze Bataillon lacht über Grail und seine Mannen. Schadenfreude ist eben die schönste Freude. Gerade will der Häuptling mit seiner Begleitung den Rundgang fortsetzen, da kommen ihm Prell, Oskar und Uwe entgegen und dahinter wandern Ehlers, Schuler und Schimmel. Plötzlich fällt dem Häuptling ein, wer am vergangenen Abend den ganzen Mantel voller Lehm hatte, und auch dem Knochensäger geht ein Licht auf und er lacht: „Mensch, da überleg ich mir noch eben bei den Geschützen, wer wohl das Ding gelappt hat, und dabei kommt doch nur einer richtig in Frage!“ Franzl will wissen, wen er meine. „Na“, sagt der Doktor, „dann schaut euch doch mal den Klub an, der da gerade ankommt. Wer von denen hat denn jetzt das allertreueste Schafsgesicht aufgesetzt?“ Sie schauen alle den Ankommenden entgegen und Patric sagt mit seiner dunklen, melodischen Stimme: „Unser Schimmel sieht heute morgen wunderbar brav aus!“ „Klar“, stimmt ihm Felix zu, „und das alles unmittelbar nach einem Nachtangriff, bin mal gespannt, wann dieser Himmelhund endlich erwachsen sein wird!“ Sie müssen wieder lachen und stecken die Ankommenden damit an. Nur Schimmel lacht nicht mit, sondern blickt von

einem zum anderen und fragt: „Was ist denn los mit euch? Hat wieder einer einen unanständigen Witz verzapft?“ Felix schüttelt den Kopf: „Du alter Gauner hast es gerade nötig! Wie bringst du es bloß fertig, so ein treudoofes Gesicht zu machen?“ Schimmel zuckt mit den Schultern, als verstünde er ihn nicht, sieht hinüber zum Fla-Zug und sagt: „Wir wollten grad mal rüber. Stimmt es, daß jemand die ganzen Donnerbüchsen mit Farbe bekleckst hat?“ Wieder antwortet ihm dröhnendes Gelächter und Dr. Reiners sagt: „Schimmel, Schimmel, denke dran, was aus dir noch werden kann!“ Der ist aber nicht aus der Ruhe zu bringen, sieht den Doktor erstaunt an und meint: „Hast wohl gestern abend bei den Kollegen drüben ein bißchen viel gefeiert, was?“ Dann steckt er die Hände in die Taschen und stiefelt am Häuptling vorbei weiter zum Fla-Zug. Ehlers und Schuler bleiben bei den anderen stehen und wollen wissen, warum sie denn eigentlich alle so gelacht hätten. Der Knochensäger klärt die anderen über die verräterischen Lehmspuren auf, und da lachen sie alle erst richtig los, bis auf Ehlers und Schuler. Die haben in der Nacht schon genug gelacht, als Schimmel ihnen alles erzählte. Denn die drei haben keine Geheimnisse voreinander. Und dann beobachtet die ganze Gesellschaft schmunzelnd, wie Schimmel beim Fla-Zug ankommt, immer wieder kopfschüttelnd mit Grail spricht und sich genau die Fußabdrücke im Lehm des Grabens zeigen läßt. Er bückt sich sogar mehrfach, betrachtet alles ganz genau, geht vom Ende des Grabens emsig suchend durchs Gras auf einen Busch zu und erklärt Grail, Peikert und einigen Kanonieren scheinbar den Weg, den der nächtliche Bösewicht genommen haben muß, um an die Geschütze heranzukommen. Grail und seine Männer nicken zustimmend und scheinen von Schimmels Spähtrupp-Erfahrungen überzeugt. Aber wie genau er es wissen muß, welchen Weg der Täter genommen hat, das ahnen sie nicht. Die Gruppe um den Häuptling und den Knochensäger hinten macht derweil den stillen Beobachter, bis der Doktor sagt: „Wenn ich noch lange hier stehe, krieg' ich 'nen Lachkrampf.“ Da drehen sie ab und wandern langsam weiter. Später kommt Schimmel hinter ihnen her und sie hören ihn zu Grail sagen: „Also, Lothar, das ist klar, daß ich dir helfe, den Kerl zu finden. Und dann spielen wir dem zusammen einen Streich, daß er sich vor Wut in den Bauch beißt.“ Der Häuptling beißt sich in die Zunge, so gewaltsam muß er das Lachen unterdrücken, und auch die anderen halten nur mit Mühe die Luft an. Felix und Franzl schaffen es nicht mehr und wiehern los! Schimmel, der sie

mit Grail gerade eingeholt hat, sieht sie verständnislos an und tippt sich an die Stirn. Grail nickt dazu und knurrt: „Na, lacht man! Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“
Das Wort hängt noch in der Luft, da hören sie hoch über sich Motoren dröhnen, blicken nach oben und schon sieht sich jeder nach einer geeigneten Deckung um. Denn die Vögel, die da plötzlich aus den Wolken stoßen, haben eine verteufelte Ähnlichkeit mit russischen Jägern. Sie stürzen sich steil herab, auf den Bataillonsabschnitt zu und schießen aus allen Rohren. Sicherlich wollen sie ihre Brüder von der Schlachtfliegerinnung rächen. Bei beiden Nachbarn beginnt die Flak zu ballern und auch die verunstalteten Bofors-Geschütze des Fla-Zuges bellen in rasendem Schnellfeuer auf. Es ist ein ganzer Schwarm Jäger, etwa zwanzig Maschinen, und sie lassen sich nicht im geringsten von dem Flakfeuer beeindrucken. Zwei von ihnen trudeln auf einmal, eine dritte fliegt in der Luft auseinander, die anderen stürzen stur weiter auf ihr Ziel, den Bataillonsabschnitt, zu. Alles ist in Deckung gegangen, nur der Fla-Zug und die in Windeseile von den Grabenposten der einzelnen Kompanien auf Dreibein gestellten leichten Maschinengewehre sind aktiv.
Von der Schirrmeisterei her rennen zwei Gestalten im leichten Trab auf die Stellung des Flakzuges zu. Der eine von den beiden hat einen großen Blechkübel in der Hand. Es ist Grail. Der andere, Schimmel, trägt zwei kleinere. Bei den Geschützen stellen sie die Kübel ab. Es ist Farbe, Tarnfarbe, die sie mit viel Überredungskunst beim Bataillonsschirrmeister losgeeist haben. Und nun beweist Grail, daß er doch nicht zu steil schießt. Fünf der angreifenden roten Vögel putzt er weg, in acht weitere teilt sich die Flak der beiden Nachbarn, den Rest machen zwei plötzlich auftauchende deutsche Jäger fertig. Ein Iwan nach dem anderen zieht mit Rauchfahne dem Erdboden zu. Unmittelbar nach dem Angriff beginnen die Fla-Männer ihre Schutzschilder neu zu bemalen, und gegen Mittag ist die Schmach wieder verschwunden und von frischer Farbe bedeckt. Alle paar Minuten tippt der riesige Zwerg-Nase mit der Fingerspitze auf die frisch gestrichenen Schilde, um zu prüfen, ob die Farbe noch klebt. Er kann es nicht abwarten, die so schmählich von böser Bubenhand ausgelöschten Abschußsilhouetten neu erstehen zu lassen.

HOHE SCHULE DES STERBENS

Nachmittags setzt mit einem Schlag schweres Trommelfeuer auf den ganzen Frontabschnitt ein. Eine Stunde, zwei Stunden hämmern die Roten mit allen Kalibern auf die Gräben und Löcher, und die Unterstände beben, wenn die Siebzehn-zwo ihre Rieseneier dicht daneben ablädt. Die Grabenposten haben sich in die überdeckten Maschinengewehrstände gedrückt und ziehen die Köpfe zwischen die Schultern, wenn die schweren Brocken dicht vor ihnen und zwischen ihnen krepieren. Und plötzlich starren sie mit wachsamen Augen durch die Schießscharten ins Vorfeld hinaus, denn da drüben schieben sich Panzer aus dem Waldrand und dicht hinter ihnen kommen wieder die breiten Wellen der russischen Infanterie. ‚Alarm!' gellt es durch die einzelnen Kompanieabschnitte. Ohne auf das schwere Feuer zu achten, poltern die Männer in die Gräben und Stellungen, in fliegender Eile werden Handgranaten griffbereit nebeneinander gelegt, Munition klargemacht, die Handfeuerwaffen entsichert, und dann beobachtet alles gespannt das Vorfeld. Die ersten Panzer rollen auf die Gräben zu, die Panzergranaten bersten mit hellem trockenem Knall in allernächster Nähe. Die Maschinengewehre der Panzer klopfen hart und gleichmäßig ihr monotones Lied. Dann sind sie heran. Zwei, drei, jetzt ein vierter werden mit Nahkampfmitteln ausgeschaltet, fünf brechen durch, überrollen die Gräben und kurven, wild feuernd, auf die Stellung des Fla-Zuges zu, dessen Geschütze zwar feuern, aber keine Wirkung erzielen können, da die Granaten an den Stahlkästen abprallen. Zwei Panzer werden noch von der Bataillonsreserve mit Haftladungen geknackt, die anderen drei rollen seitlich um die Fla-Stellung herum, um sie dann zu überrollen. Doch da ist Schilling schon mit seinen Pionieren zur Stelle. In breitem roten Strahl zischen die Flammenwerfer auf und suchen durch Ritzen und Schlitze ihren Weg ins Innere der Riesen. Das brennende Öl findet schon irgendwo einen Eingang, und bald brennen die Kolosse mit dem fünfzackigen Stern am Turm lichterloh. Vorn tobt

noch der Infanteriekampf. Immer neue Wellen kommen heran, und bald ist es soweit, daß die Männer aus den Gräben heraus zum Gegenstoß antreten müssen. Wieder stoßen die Kompanien in der urtümlichen Keilform in den Feind und werfen ihn in blutigem Nahkampf zurück. Der Kampf wogt hin und her. Erst als die Dämmerung ihre ersten Schleier über das Land zieht, wird es ruhiger.
Die gefallenen Rotarmisten liegen an manchen Stellen regelrecht übereinander und sehen im schwindenden Tageslicht wie kleine braune Hügel aus auf dem zertrampelten grünen Gras und der von vielen Soldatenstiefeln aufgewühlten dunklen Erde. Aber auch viele hellere, feldgraue Flecke heben sich deutlich von den braunen Hügeln ab. Während der geschlagene Feind in wilder Flucht dem schützenden Waldrand entgegenjagt, aus dem er hervorbrach, sammelt das Bataillon seine Toten. Viele, die morgens noch herzlich über die rotbemalten Geschützschilde lachten, liegen nun still und stumm. Und hinten, beim Verbandsplatz liegen die Verwundeten auf Tragbahren, Zeltplanen oder Decken und werden von den Ärzten und Sanitätern versorgt.
In seinem engen, feuchten Unterstand, mit Schimmelpilzen an der Decke, steht der Bataillonsarzt, den die Männer in stiller Verehrung den Knochensäger nennen. Auf dem rohen Holztisch vor ihm liegt ein Schwerverwundeter. Reiners operiert, sein Vetter, der rothaarige Ire Patric, und der dunkle Wiener Franzl assistieren ihm. Der Schwerverwundete auf dem Tisch aber ist Grail, der Fla-Zugführer. Er denkt jetzt nicht mehr an seine bemalten Geschütze, sondern liegt mit geschlossenen Augen und stöhnt jedesmal leise auf, wenn der Arzt mit seinem Besteck in die breit klaffende Wunde an der Seite des Unterleibs fährt.
Einer der Panzer, die den Fla-Zug überrollen wollten, hat sein Geschützrohr genau dorthin gerichtet, wo Grail stand. Sekunden bevor Schilling den Panzer mit seinem Flammenwerfer erwischte, lag Grail schon neben dem Trichter, den die Granate gerissen hatte. Einige seiner Männer lagen dicht bei ihm. Sie waren tot.
Jetzt ist der Arzt fertig. Verbände werden angelegt, und Grail sachte vom Tisch gehoben. Während er die Augen aufschlägt und suchend um sich blickt, legen die Sanitäter schon den nächsten Kameraden auf den Tisch. Es ist der schwarze Paul, der Kompanietruppführer der Zwoten. Er hat die Augen weit geöffnet und lächelt die Ärzte an. Es ist genau das gleiche Lächeln, das er als Stepptänzer in Frack und

Zylinder auf dem Podium zeigt. Alle drei Ärzte nicken ihm ermunternd zu, dann schlägt Franzl vorsichtig die Zeltplane von Pauls Leib zurück und nimmt behutsam die zerfetzten Uniformstücke fort. Überall quillt dunkles Blut hervor. Während Franzl noch die letzten Stoffetzen entfernt, beugen sich die drei Ärzte gleichzeitig über den zerrissenen Unterleib. Zerfetzte Därme hängen heraus, und immer noch quillt das Blut wie ein müder Strom hervor. Reiners klappt mit der Pinzette die aufgerissene Bauchdecke auseinander und schiebt die zerstörten Därme zur Seite. Dann sehen sie sich alle drei an. Paul lächelt immer noch, und jetzt fragt er: „Na, Knochensäger, ist wohl mit deiner Kunst nicht mehr zu flicken, was?" Der Obersturmführer schiebt die Unterlippe etwas vor und schüttelt leichtverneinend den Kopf. Paul lächelt auch jetzt noch: „Los, bringt mich raus, damit ihr hier weitermachen könnt!" sagt er. Reiners nickt. Gemeinsam mit den Sanitätern fassen die Ärzte an und tragen ihn hinaus. An einer Birke neben dem Eingang setzen sie ihn behutsam ab. Uwe, sein Kompanieführer, wird gerade am Oberarm verbunden und fragt: „Was ist los mit Paul, seid ihr schon fertig mit ihm?" Reiners winkt leicht ab. Uwe hat verstanden. Er schiebt den Sanitäter, der ihn verbindet, beiseite und sagt mit veränderter, rauher Stimme: „Hör auf, Dolzihn, nachher kannst du weitermachen, ich muß zu Paul!" Er erhebt sich von der Kiste und geht, während die halbe Mullbinde noch von seinem Arm herabhängt, auf Paul und die Ärzte zu. Patric hat Paul eine zusammengerollte Decke unter den Kopf geschoben. Paul sieht, wie die Sanitäter den nächsten Schwerverwundeten in den Unterstand tragen. Er hebt den Kopf und sieht Reiners an: „Ich will euch nicht aufhalten." Reiners winkt ab: „Du hältst uns nicht auf, Paul!" Dann ist Uwe heran und kniet neben Paul nieder. Der sieht ihn an und streckt suchend die rechte Hand aus. Uwe blickt Reiners in die Augen. Der nickt. Auch die anderen Ärzte nicken kaum merklich mit den Köpfen. Uwe zieht die Pistole aus dem Stiefelschaft, wo er sie noch vom Nahkampf her trägt, entsichert sie und gibt sie Paul in die Hand. Dessen Finger schließen sich fest um den Griff, seine Augen lassen Uwe nicht aus: „Danke, alter Junge, machs gut, sag den Jungens, sie sollen Haak zum Kompanietruppführer wählen, und grüß sie alle!" Uwe nickt: „Ist gut, Paul, geht alles in Ordnung, war eine gute Zeit mit dir, leb wohl, Paul!" Paul lächelt wieder, versucht sich aufzurichten. Franzl stützt ihn. Paul hebt die Pistole zur Stirn: „Wiedersehen, ihr Brüder!" Reiners lächelt ihn an: „Wiedersehen,

Paul, halt uns einen Platz frei dort oben!" Paul nickt, dann drückt er ab. Ein heller trockener Knall, und der schwarze Paul hat seinen letzten Marsch angetreten.
Die anderen Verwundeten schauen herüber. Einer der Sanitäter nimmt eine Zeltbahn und deckt Paul langsam zu. Uwe nimmt seine Pistole aus der zusammengekrampften Faust zurück, drückt Paul die weitgeöffneten Augen zu und legt den Zipfel der Zeltbahn, den ihm der Sanitäter hinhält, über das Gesicht, das sein Lächeln behalten hat. Die Ärzte streichen hie und da eine Falte an der Zeltbahn glatt, erheben sich dann und treten wieder in den Unterstand, um weiter zu operieren, um zu helfen, wo noch geholfen werden kann. Aber es werden Kameraden in den Unterstand getragen, bei denen jede ärztliche Kunst vergebens ist, Kameraden, die nicht einmal mehr ein Wunder retten könnte, wenn es ein solches Wunder gäbe. Die Ärzte wissen es. Und wenn die Männer noch bei Bewußtsein sind und Reiners ansehen, wissen sie es auch. Er macht ihnen nichts vor. In seinen Augen ist Gewißheit. Das ganze Bataillon weiß: Reiners operiert nicht nur im Unterstand. Oft rollt er mitten im Angriff mit seinen beiden gepanzerten Sanitätsfahrzeugen, mit den zwei Unterärzten und dem Sanitätstrupp an und versorgt schon inmitten der angreifenden Kompanien die ersten Verwundeten. Nicht selten kommt es vor, daß in den hin und her wogenden Kämpfen plötzlich der Feind dicht bei den unbewaffneten Sanitätswagen steht. Dann müssen die Ärzte und ihre Sanitäter zu den Maschinenpistolen greifen und gemeinsam mit den im Nahkampf stehenden Kameraden die Verwundeten decken. Alle drei Ärzte tragen über dem Sturmabzeichen und dem Verwundetenabzeichen das EK I. und darüber die Nahkampfspange. Reiners besitzt die silberne und wird bald die goldene erhalten.
Aber das alles ist es nicht. Die Männer verehren ihn vor allem deshalb, weil sie sich fest darauf verlassen können, daß er ihnen ganz ehrlich zu erkennen gibt, wenn es vorbei ist mit dem Stürmen, falls sie einmal verwundet vor ihm liegen sollten. Er zuckt dann nicht mit den Schultern, wirft nicht mit lateinischen Ausdrücken um sich, gibt keine ausweichenden Antworten. Er hilft, und wenn er nicht mehr zu helfen vermag und Patric und Franzl ihm diese Gewißheit durch ihre Blicke bestätigt haben, dann sieht er den, der da vor ihm liegt und dessen Uhr langsam am Auspendeln ist, nur an. Viele wissen dann sofort, daß es nun endgültig und für alle Ewigkeit vorbei ist. Andere wieder lauschen einen Herzschlag lang in sich hinein und können es

noch nicht fassen, daß ihr junges und doch noch so kurzes Leben schon vorbei sein soll. Sie suchen seinen Blick und fragen wohl auch: „Ist wohl zu Ende mit mir?" oder: „Knochensäger, schaffen wir es noch?" Dann sagt er schlicht: „Nein, wir schaffen es nicht mehr", oder auch: „Ja, es geht zu Ende." Manchmal setzt er auch noch hinzu: „Du wirst nicht mehr viel Zeit haben. Hast du noch einen Wunsch?" Aber dann haben sie keine Wünsche mehr, die Männer, außer dem einen eben, daß man ihnen die entsicherte Pistole in die Hand drückt, und wenn die Hand schon zu schwach ist, daß die Kameraden sie stützen und ihnen helfen, die Mündung richtig an die Schläfe zu setzen. Sie brauchen dann nur noch den Abzug durchzuziehen, um wieder mit allen vereint zu sein, die mit ihnen stürmten und schon vor ihnen den Marsch ins große Feldquartier angetreten haben.
Viele schwerverwundete Männer des Bataillons, die einen Transport zum Hauptverbandsplatz nicht mehr überstanden hätten, sind auf diese Art still aus der Mitte ihrer Kameraden gegangen.
Auch heute bleibt der schwarze Paul nicht der einzige, der diesen Weg geht und lieber unter den vertrauten, liebgewordenen Kameraden, im heimatlichen Raum des Bataillons stirbt, als unter Fremden auf dem Hauptverbandsplatz. Bei Einbruch der Dunkelheit liegen neben Paul fünf andere stumme Gestalten, von ihren Kameraden mit den gefleckten Zeltbahnen zugedeckt. Morgen werden sie mit den Gefallenen, die hinter den Gefechtsständen aufgereiht liegen, in die dunkle Erde gelegt, mit den Gesichtern nach Osten, so daß ihre erloschenen Augen der aufgehenden Sonne entgegen blicken. Die Männer, die gestern noch mit ihnen gemeinsam im Kampf standen, werden ihnen die entsicherten Waffen in die erstarrten Fäuste drükken, damit sie gerüstet sind auf ihrer letzten und ewigen Wacht, und werden sich dabei um keinen der Befehle kümmern, die da besagen, daß jede Waffe Wehrmachtseigentum, ihr Verlust zu melden und leichtfertiger Verlust durch Unachtsamkeit strafbar ist. Der Häuptling hat einmal gesagt: „Wenn wir fallen, dann ist es wohl das mindeste, daß man uns die Waffen, mit denen wir gekämpft haben, beläßt. Mit ihnen sind wir vertraut und können wir Zwiesprache halten, wenn auch unser Mund verstummt ist. Mit dem ‚Dank des Vaterlandes' können wir dann nichts mehr anfangen. Er wird in unseren Gräbern ohnehin nicht mehr zu vernehmen sein." – Morgen also sollen die Toten auf diese Art in die Erde gebettet werden.
Aber es sieht so aus, als sollte es für das Bataillon kein Morgen mehr

geben und niemanden mehr, der die Toten begraben kann. Denn, während die Verwundeten noch zum Abtransport fertig gemacht werden, greift der Russe noch einmal an. Ein ganzes Meer von Leuchtkugeln hängt plötzlich über dem Niemandsland und weist den in dichten Rudeln inmitten russischer Infanterie im Schrittempo anrollenden Panzern den Weg. Zwar prallt der Angriff im Abschnitt des Bataillons wieder ab. Auch wird trotz der allseitigen Infanteriesicherung fünf Panzern das Lämpchen ausgeblasen. Aber die anderen schwenken ab, vereinigen sich mit den Massen, die beim linken Bataillonsnachbarn angreifen und erzwingen dort gegen zweiundzwanzig Uhr den Durchbruch. Eine halbe Stunde später ist der Feind auch beim rechten Nachbarn durch. Beide Angriffskeile schwenken nun auf das Bataillon zu und greifen es in den Flanken an, um es aufzurollen.
Doch die Flanken halten stand. ‚Bataillon 500 hält oder fällt!' Wieder einmal bewährt sich die alte Parole. Genau genommen halten und fallen die Männer zur gleichen Zeit. Die einen schießen, springen die Panzer mit Haftladungen an oder jagen, mit dem Nahkampfdolch in der einen, der Pistole in der anderen Faust, mitten zwischen die russischen Infanteristen und kämpfen alleine gegen zehn oder mehr Gegner, die anderen treten indessen ganz unvermittelt den großen Marsch an, von dem man sagt, daß es der letzte sei. Ob sie nun lautlos vornüber fallen und mit weit aufgerissenen Augen in die großen feurigen Mündungsblitze der Panzerkanonen sehen, die dicht vor ihnen aufleuchten, oder ob sie noch einmal verwundert aufschreien, weil sie spüren, wie etwas Fremdes in ihren Körper schlägt und ihr Herz mit einem Ruck stehen bleibt, es ist gleich. Ihre Hände greifen nach den Leuchtkugeln am dunklen Himmel, die das brechende Auge für Sterne halten mag, aber da hat das Leben den Körper schon verlassen und läßt ihn zerbrochen zurück. Sie hören nicht mehr den wilden Kampfruf ihrer Kameraden, sehen nicht mehr, wie die über sie hinwegspringen und den Gegenstoß vortragen, spüren keinen Hunger mehr, keine Schmerzen, nichts mehr . . .
Viele, sehr viele Herzen hören in dieser Nacht auf zu schlagen, Herzen von Guten und weniger Guten, von Starken und weniger Starken, Herzen, die immer rasch und ungestüm klopften, weil ihre Träger die Sterne vom Himmel pflücken wollten, und Herzen, die ruhig und gelassen schlugen, weil die Männer, denen sie gehörten, die Unerreichbarkeit der Sterne längst erkannt hatten.

DER DURCHBRUCH

Um Mitternacht ist das Bataillon schon vollständig eingeschlossen. Das Korps hat kurz zuvor die beiden Nachbarn, bei denen die Durchbrüche erfolgt sind, und damit den ganzen Frontabschnitt zurückgenommen, um eine Umfassung größeren Ausmaßes zu verhindern, das Bataillon aber hat gleichzeitig den Befehl erhalten, seine Position zu halten, starke Feindkräfte auf sich zu ziehen und damit die Zurücknahme der Front zu decken. Später soll es sich dann ebenfalls auf die befohlene Linie zurückziehen, dazu aber erst einen neuen Befehl abwarten. Das ist deutlich genug. Blohm lacht nur einmal kurz und grimmig auf, als ihm dieser ‚Befehl' übermittelt wird, reißt sich von seinem Platz bei der Ersten, wo der Druck am härtesten ist, los und stapft zum Bataillonsgefechtsstand. Nach einigen Minuten hat er endlich das Korps am anderen Ende der Leitung und fragt schlicht, warum man denn nicht mit allen verfügbaren Reserven die beiden Einbrüche abriegele, anstatt zu türmen. Der Ia beim Korps schnaubt vor Zorn und will wissen, wer zum Teufel es sich herausnehme, vom Korps Rechenschaft über angeordnete Maßnahmen zu fordern. Blohm bleibt ruhig und sagt, er sei der Führer des Bataillons, das vom Korps dazu ausersehen sei, verheizt zu werden. Er sagt ‚verheizt', wie es jeder Soldat im ersten Graben auch sagt. Der Ia wird noch zorniger und sagt: „Moment mal, bleiben Sie am Apparat!" Dann meldet sich der Kommandierende des Korps persönlich, etwas erregt, und als Blohm seinen ruhigen sachlichen Ton beibehält, immer erregter. Blohm wird nur einmal laut und scharf, als der Kommandierende ihm bedeutet, Befehle, die erteilt würden, seien auch auszuführen, und der Ausführende habe sich im Übrigen keine Sorgen darüber zu machen. Blohm erwidert, er habe ein Bataillon Soldaten zu führen, von denen in den letzten Stunden ein erheblicher Teil gefallen und ein noch größerer Teil verwundet sei, er könne als verantwortlicher Führer dieser Männer nicht umhin, sich über die Maßnahmen des Korps Gedanken zu machen. Im Übrigen verlange

6

er, daß vom Korps sofort etwas unternommen würde, um den Transport der Verwundeten des Bataillons zu dem neuen, weit entfernten Hauptverbandsplatz zu gewährleisten. Darauf brüllt der Kommandierende, der Bataillonsführer habe nichts zu verlangen, höchstens höflich zu bitten. Er würde sicherlich noch einiges mehr sagen, wenn es jetzt nicht in der Leitung knackte und eine heisere Stimme in hartem Deutsch vernehmbar würde: „Nix mehr bitten, hier russisch Kamerad kommen gleich und holen Verwundete von Bataillon, holen ganze Bataillon, ganze SS-Sturmbataillon 500!"
Damit ist also auch die Leitung zum Korps unterbrochen. Blohm ist sich im Augenblick darüber klar, daß der Nachrichtendienst der Roten im Hinterland wieder einmal ausgezeichnet funktioniert hat. Er ruft noch in die Muschel: „Na, dann kommt mal und holt uns, Genossen, wir werden euch genau so würdig empfangen, wie wir es schon seit heute nachmittag tun!" legt den Hörer auf, winkt Felix und verläßt den Gefechtsstand. Und schon kommen die Roten. Von allen Seiten rennen sie wütend und verbissen gegen das Bataillon an, das sich nun eingeigelt hat. Immer von neuem werden sie abgewiesen. Um die Morgendämmerung wird es vorübergehend etwas ruhiger. Aber beim ersten Sonnenstrahl rollen wieder die Panzer an, und die russische Infanterie stürmt mit lautem „Urrä"-Gebrüll hinter ihren Panzern her. Rings um die Stellung des Bataillons brennen und qualmen die mit Nahkampfmitteln vernichteten Panzer. Es sind nun schon über dreißig, die da regungslos im Gelände herumstehen. Vom Korps kommt noch ein Funkspruch an, der dem Bataillon befiehlt, abends um 21 Uhr die Stellung zu räumen und sich auf die neue Hauptkampflinie zurückzuziehen. Sonst kommt nichts, keine Artillerieunterstützung, keine Panzer, keine Reserven. Es kommt auch niemand, um wenigstens die Verwundeten aus dieser Hölle von glühenden Stahlsplittern, dunklen Erdfontänen und stinkendem Pulverqualm herauszuholen.
In breitem Strom fließt das Blut des Bataillons, der dunkle Boden saugt es gierig auf. Die russische Erde scheint unersättlich. Vielleicht wird sie später einmal an diesen Opferstätten die Blumen besonders leuchtend blühen, das Gras besonders dicht und grün sprießen lassen. Aber jetzt nicht, jetzt werden Herbstblumen und spärliches Gras von den Stiefeln der kämpfenden Männer zertrampelt, und das Blut fließt und versickert in dem aufgewühlten Boden. In den wenigen Unterständen, die den Einschlägen der schweren Granaten noch standge-

halten haben, stapelt man förmlich die Schwerverwundeten übereinander. Die Leichtverwundeten kämpfen ohnehin gleich nach Anlegen des Notverbandes weiter. Am frühen Nachmittag bricht der Russe für kurze Zeit in die Igelstellung ein. Sechs Panzern gelingt es, die wie wild auf die rote Infanterie feuernden Bofors-Geschütze zu überrollen und niederzuwalzen. Unterscharführer Peikert springt einen der donnernden Riesen an und setzt ihm die letzte Haftladung, die der Fla-Zug noch besitzt, seitlich an den Turm. Dabei fällt er. Wenig später wird der Einbruch wieder bereinigt. Die Panzer werden von der Eingreifreserve unter Führung des Kommandeurs geknackt. Er selbst legt zwei von ihnen lahm. Die eingebrochene Infanterie wird im Nahkampf wieder geworfen. Und wieder nur wenige Minuten später brausen fünf Wellen von Schlachtflugzeugen und Bostonmaschinen, letztere aus den Kriegshilfslieferungen der USA, heran, laden ihre Bombenlast über dem Bataillon ab und feuern in immer neuen Anflügen mit allen Bordwaffen in die Igelstellung hinein. In ohnmächtiger Wut sehen die Männer des Bataillons die tieffliegenden Maschinen herankommen. Manche feuern mit ihren Handfeuerwaffen darauf, sehen aber bald die Zwecklosigkeit ein. Auch wird ja jeder Schuß im Erdkampf gebraucht. Endlich machen deutsche Jäger dem ungleichen Duell ein Ende. Aber der Druck der Roten wird immer stärker. Jetzt setzen sie Stalinorgeln ein. Augenscheinlich wollen sie diesen störenden Punkt in ihrer Front nun mit aller Gewalt aus dem Wege räumen. Und das haben die Herren vom Korps natürlich vorausgesehen. Man kann sich leicht ausrechnen, wann das Bataillon aufgerieben sein wird. Bis zum Abend wird es nicht mehr dauern.
Blohm beißt sich auf die Lippen, wie immer, wenn er mit einem Entschluß ringt. Er drückt dem Melder, der schon einen blutverschmierten Verband trägt, einen Zettel in die Faust, auf den er in fliegender Hast ein paar Zeilen gekritzelt hat. Der fegt damit zum Funkwagen, der wunderbarerweise noch heil ist. Die Funker hocken, Kopfhörer an den Ohren, an ihren Geräten. Galz, der Funkmeister, nimmt den Zettel entgegen, überfliegt ihn, läßt ihn in rasender Eile verschlüsseln und jagt ihn über die Vierzig-Siebzig-Watt-Station in den Äther hinaus.
Es vergehen ein paar bange Minuten. Mehrfach schlägt es dicht neben dem Funkwagen ein. Galz sieht Petrus, den Bataillonsmelder an, der dicht neben ihm steht: „Wenn der Kasten wenigstens noch so

lange steht, bis wir den Antwortspruch haben!“ Petrus nickt, Galz horcht und ist nur noch Ohr. Plötzlich gibt es ihm einen Ruck, auch der Funker neben ihm fährt zusammen und schreibt mit fliegenden Händen die leise tönenden Morsezeichen auf den Meldeblock. Der Fuchsbau, d. h. die Kommandozentrale des Reichsführers in Ketschendorf bei Fürstenwalde, hat den Spruch des Bataillons bestätigt. Die Funker atmen auf. Petrus jagt zum Häuptling zurück und meldet, daß der Funkspruch angekommen und quittiert ist. Der nickt nur und gibt sofort Befehl, alles zum gewaltsamen Durchbruch vorzubereiten. Durch Sprechfunk läßt er die Kompanieführer zu sich rufen. Wenig später stehen sie schon, eng an die Rückwand des Gefechtsstandes gedrückt, vor ihm. In knappen Worten teilt er ihnen mit, in welcher Ordnung der Durchbruch erfolgen soll. Jede Kompanie stellt einige Männer für den Transport der Verwundeten ab. Die Sorge um die Verwundeten war es in erster Linie, die den Häuptling zu diesem Schritt veranlaßt hat. Während er noch spricht, kommt wieder ein Melder vom Funkwagen. Blohm nimmt ihm den Spruch ab, hält ihn mit beiden Händen, sieht kurz darauf und gibt ihn weiter an Felix: „Lies vor!“ sagt er und blickt irgendwo in die Weite des blauen Himmels. Felix hebt das Blatt und liest laut vor: „RFSS *mit Maßnahmen des Bataillonsführers einverstanden.* Bataillon ab sofort aus Kommandogewalt des Korps genommen, Bataillon handelt selbständig nach Befehl des Bataillonsführers. Nach Durchbruch kein Verbleib in HKL. Bataillon rückt über Welikije-Luki nach Butitino. Dort weitere Befehle!“ Unterschrift: „RFSS.“

Einen Augenblick ist nur das Bersten der Panzergranaten und das Orgeln der Salvengeschütze zu hören. Dann sagt der Häuptling: „Durchbruch 12.35 Uhr. Uhrenvergleich: es ist 11.58 Uhr. Alles klar?“ Die Kompanieführer stellen ihre Uhren nach der angegebenen Zeit und machen, daß sie zu ihren Kompanien kommen. Alles wird zum Durchbruch fertig gemacht, die Verwundeten auf Tragbahren geschnallt. Natürlich reichen die Tragen nicht aus, und es werden in äußerster Eile aus dünnen, abgeschossenen Birkenstämmen und Zeltbahnen Nottragen hergestellt. Dann ist es soweit. Die Erste und Zwote bilden den Stoßkeil und brechen den Kessel auf, die Dritte und Vierte bilden die Flankensicherung für die letzten noch einsatzfähigen Fahrzeuge und für die Verwundeten, die getragen werden müssen. Der Pionierzug unter Schilling und der Schwere Granatwerfer-Zug mit dem Bataillonstrupp bilden die Nachhut. Schimmels

Erste zählt noch vierundachtzig einsatzfähige Männer, Uwes Zwote noch sechsundvierzig und die Dritte und Vierte zusammen nicht mehr als die Erste. Schillings und Deckers Züge sind noch nahezu vollzählig und auch der Bataillonstrupp unter Ladowski lebt noch.
Punkt 12.35 Uhr geht es los. Die Erste tritt, von der Zwoten verstärkt, in breitem, tiefgestaffeltem Keil zum Stoß an. Der Iwan setzt sofort Panzer ein, um den schon im Nahkampf stehenden Sturmkeil abzufangen. Aber er schafft es nicht. Fünf Panzer werden wieder im Nahkampf geknackt, die anderen drehen ab und versuchen, in weitem Bogen ausholend, das sich jetzt entfaltende Bataillon in der Flanke zu packen. Die rote Infanterie wird geworfen und vorn ein kurzes Wegstück freigekämpft. Dicht hinter der Spitze fahren die Sanitäts-Fahrzeuge, dahinter der Funkwagen und noch ein Stück weiter zurück der Kfz 15. Alle Wagen sind randvoll mit Schwerverwundeten beladen, daneben und dazwischen laufen die Männer mit den Tragen, auf denen weitere Schwerverwundete liegen. Kurze Zeit geht es zügig voran, dann hat der Russe sich gefangen und die Spitze prallt auf den ersten Sperriegel. Er besteht aus wild feuernden Ratsch-bumm-Geschützen und Massen roter Infanterie. Der Funkwagen bekommt einen Treffer direkt in den Motor und bleibt stehen, Reifen und Lenkung sind aber noch intakt. Er wird an einen der Sanitätswagen angehängt, und weiter geht es im Schritt-Tempo hinter der Spitze her. Die hat jetzt den Sperriegel gestürmt und kämpft ihn nieder. Dabei werden vier russische Lastkraftwagen erbeutet. Auch zwei der Ratsch-bumm-Geschütze fallen unversehrt der Spitze in die Hand. Sie werden natürlich sofort umgedreht und Zwerg Nase nimmt mit den überlebenden Männern des Fla-Zuges die beiden Panzer in der rechten Flanke aufs Korn. Zwei Schuß auf den einen, fünf auf den anderen, dann sind sie beide erledigt. Die Lastkraftwagen werden mit Verwundeten beladen und die Männer, die vorher die Tragen schleppen mußten, können nun helfen, die Flanken zu verstärken. Die sowjetischen Geschütze werden vom zweiten Sanitätswagen und vom Kfz 15 ins Schlepp genommen. Vorne bricht die Spitze den nächsten Sperriegel auf und erbeutet dabei einen T 34, der im Gebüsch stand und seinen Turm gerade auf die Fahrzeuge des Bataillons schwenkte. Der Kommandant des Panzers hat leichtsinnigerweise das Turmluk aufgelassen und hing mit dem Oberkörper heraus, fühlte sich wohl sicher in dem mit Pak und zahlreichen schweren Maschinengewehren gespickten Sperriegel. Während Schimmel

und Uwe mit ihren Männern den Riegel niederkämpften, umgingen ihn Schuler mit dem Kompanietrupp und Kramer mit seiner Gruppe seitlich. Ulfes schickte den leichtsinnigen Panzerkommandanten mit einem genau gezielten Kopfschuß auf die lange Reise. Er fiel nach vorn und blieb auf dem Turmrand hängen. Die Männer warfen sich auf die Infanterie, die rings um den Panzer und vor ihm in den Mulden lag und sich zum Nahkampf stellte. Alf Schuler sprang unterdessen auf den Panzer, zog den toten Kommandanten aus dem Luk, stieg hinein und forderte die Besatzung auf, sich zu ergeben. Die quetschte sich dann auch prompt an ihm vorbei und stieg durch den Turm aus, draußen von den Männern liebvoll empfangen, die inzwischen die Infanterie niedergekämpft hatten. So ist nun der Panzer unbeschädigt in ihrer Hand. Gleichzeitig ist auch der Hauptriegel aufgebrochen und wieder ein kurzes Stück Weges frei. Die ersten Gefangenen werden eingebracht, über vierzig Mann. Über den erbeuteten Panzer herrscht natürlich stiller Jubel. Uwe als ehemaliger Panzermann steigt sofort als Kommandant ein, auch ein Richtschütze wird bei der Zwoten aufgetrieben. Aber ein Panzerfahrer ist im ganzen Bataillon nicht zu finden. Die Männer sehen sich kurz und erstaunt an, als in der wenige Minuten dauernden Kampfpause die Meldung umläuft ‚Panzerfahrer nach vorn!' Einer der Schwerverwundeten meldet sich. Aber ihm sind beide Beine zerschossen und so kann er natürlich nicht fahren. Schon rufen ein paar Stimmen: Laßt doch den Kasten stehen, wir kommen auch so durch! Aber wer läßt schon einen einsatzfähigen Panzer mit Kanone und gestapelter Munition stehen? Einen Panzer, der fahren und schießen kann, wenn man nur damit umzugehen versteht? Kramer schafft schließlich Abhilfe. Er nimmt sich den gefangenen russischen Panzerfahrer vor, redet kurz mit ihm und steigt dann hinter ihm her zu Uwe und dem Richtschützen Balk in den Stahlkasten. Ulfes übernimmt Kramers Gruppe, und es geht wieder weiter. Die Gefangenen werden in die Mitte genommen, zu den Fahrzeugen. Der T 34 brummt tief wie ein vorweltliches Ungeheuer und rumpelt los.
Zweihundert Meter weit geht es voran, dann taucht rechts von dem kleinen Heerwurm ein Rudel von dreizehn T 34 auf. Uwe im Turm des Panzers gibt seine Befehle an Kramer, der gibt sie auf russisch an den Fahrer weiter. Es klappt tadellos. Der Iwan am Steuerknüppel tut wie ihm befohlen. Kein Wunder, wenn ein ehemaliger Major der Roten Armee am Maschinengewehr sitzt und kommandiert. Die Kol-

legen im Panzerrudel wundern sich wohl, daß einer ihrer Wagen so dicht an dem feindlichen Haufen fährt. Aber sie begreifen erst, als Uwe den ersten von ihnen in Brand geschossen hat. Nun feuern sie auch, treffen aber den einzelnen Panzer nicht, sondern dafür zwei der Lastkraftwagen. Die Verwundeten brüllen auf, als der eine der Wagen Feuer fängt, der andere sich schräg legt, weil ihm ein Vorderrad weggeschossen ist. In fliegender Eile werden die Verwundeten abgeladen. Jetzt müssen die Gefangenen sie tragen. Inzwischen hat Uwe den vierten gepanzerten Bruder mit dem gleichen Stern am Turm in der Optik. Auch die zwei erbeuteten Paks nehmen die russischen Panzer aufs Korn. Vier davon bleiben noch auf der Strecke. Die anderen drehen um und flüchten. Uwe rumpelt mit seinem Kasten vor zur Spitze, die schon wieder einen Sperriegel berennt. Im letzten Augenblick erkennt er gerade noch eine überschwere russische Pak zwischen den Birken auf sich gerichtet und kann zuerst schießen. Die russische Infanterie stiert mit entsetzten Augen auf den eigenen Panzer, der da auf ihre Schützenlöcher zurollt und unentwegt über ihre Köpfe weg auf die hastig in Stellung gebrachten Geschütze schießt. Der Bataillonsführer ist mit dem Pionierzug vorn an der Spitze und hilft, den Durchbruch erzwingen. Neue Gefangene werden in die Mitte zu den Fahrzeugen gebracht. Schilling hat seine Mütze verloren, die Haare hängen ihm in die Stirn, er brüllt Schimmel zu: „Verflucht, wie weit sind die Brüder denn heute Nacht getürmt?“ Schimmel zuckt mit den Schultern, weist mit dem Knüppel einmal ringsum in die Runde und brüllt lachend zurück: „Haben sich nicht einmal Zeit genommen, ihre Klamotten mitzunehmen!“ Und es sieht wirklich mehr nach überstürzter Flucht als nach geordneter Absetzbewegung aus. Überall stehen Fahrzeuge, Feldküchen, sogar ein schwerer Funkwagen. Und das Heeresgut liegt verstreut im Gelände. Hier müssen Trosse von Infanterieeinheiten am Vorabend vom russischen Durchbruch in schönster Ruhe überrascht und überstürzt geflohen sein. Neben den gefallenen Russen liegen da und dort auch deutsche Heereskameraden tot im Gelände. Vor einem niedrigen Erdbunker liegt ein toter Zahlmeister in Waffenrock und Pyjamahose. Er hatte sich augenscheinlich schon zur Ruhe gelegt, als die Roten kamen und ihm zur ewigen Ruhe verhalfen. Sein Gesicht ist eine unkenntliche Masse. Sie müssen ihm mit den Stiefeln hineingetreten haben, immer wieder. Die Männer, die vorbeikommen und ihn sehen, denken: hoffentlich war er schon vorher tot. Schimmel bückt

sich, fährt mit der Hand in den Halsausschnitt und sucht nach der Erkennungsmarke, mit der anderen Hand tastet er über die Brusttasche nach dem Soldbuch. Es ist nicht mehr da. Die Erkennungsmarke bricht er auseinander, steckt die eine Hälfte mit dem Band wieder zurück, die andere nimmt er mit. Dann dreht er den Toten um, so daß das zerstörte Gesicht im Gras liegt und nicht mehr zu sehen ist. Auch den anderen Toten werden die Hälften der Erkennungsmarken abgenommen. Dann formiert sich der Keil aufs Neue und stößt weiter vor.
Jetzt schlägt den Männern Infanteriefeuer entgegen, auch schwere Maschinengewehre fallen bedachtsam klopfend ein. Uwes Panzer rollt auf die kaum erkennbaren Stellungen der Roten zu. Da blitzt es weiter hinten hell auf, ein Krach, und neben dem Panzer steigt eine Erdfontäne auf. Uwe versucht, den Gegner auszumachen. Endlich erkennt er, daß es ein deutscher Panzer ist. Aber da blitzt es auch schon wieder bei ihm auf und im nächsten Augenblick schlägt es dumpf im T 34 an, ein Ruck, und beizender Pulverdampf füllt den Wagen. Uwe kennt das alles aus alten Tagen. Er ist achtmal mit seinem Panzer abgeschossen worden, und jetzt das neuntemal, von einem eigenen Kameraden, der natürlich nicht ahnen kann, daß der T 34 eine deutsche Besatzung hat. Uwe stößt das Turmluk auf, schreit: „Aussteigen!" und fragt, ob noch alles lebt. Kramers Stimme ist sofort im Kopfhörer, auch Balke meldet sich. Uwe wiederholt seinen Ruf „Aussteigen!" noch einmal und entert selbst durch das Luk. Balke kommt gleich hinterher. Nach einer Minute taucht auch Kramer auf. Uwe winkt ihm, er soll sich beeilen. Aber Kramer schüttelt den Kopf, ruft etwas, das Uwe nicht verstehen kann, und macht keine Anstalten, auszusteigen. Uwe klettert also wieder zum Turm hinauf und Kramer schreit ihm ins Ohr „Fahrer schwer verwundet". Sie steigen beide noch einmal hinab in den Kampfraum des Panzers, der jetzt ganz voller Qualm ist. Uwe muß husten, kriegt keine Luft mehr, taucht aber tiefer und sieht wie durch einen dunklen Schleier, daß Kramer den verwundeten Russen vom Fahrersitz hochstemmt. Uwe faßt mit zu und gemeinsam booten sie den stöhnenden Mann aus. Von draußen helfen Balke und ein paar herzuspringende Männer. Dann laufen sie alle, den schwerverwundeten Russen zwischen sich, geduckt von dem Panzer weg, der gerade einen neuen Treffer erhält. Hinter einem umgestürzten deutschen Schwimmwagen verbinden sie den Fahrer. Vorn stürmt die Spitze wieder. Sie hören das

rhythmische ‚Abschlachten, Abschlachten!‘ Die Sanitätswagen rasseln dicht an ihnen vorüber. Patric springt herzu, duckt sich, um vor den zwitschernden Infanterie- und Maschinengewehr-Geschossen Schutz zu suchen, und untersucht sorgfältig den Panzerfahrer. Ein Granatwerfer ist mit seinem kurzen ‚plopp‘ zu hören, seine Granate schlägt unmittelbar vor dem Schwimmer ein und wirft Dreck auf den Wagen und ihre Köpfe. Instinktiv hält Patric beide Hände über den Verwundeten. Dann sagt er: „So, die Verbände sitzen erst mal. Nachher sehen wir in Ruhe nochmal alles nach“, winkt einigen Gefangenen, die unweit in Deckung liegen. Sie kommen gebückt heran, haben längst begriffen, daß der Soldat mit dem feuerroten Haarschopf ein Arzt ist, heben auf seinen Wink ihren verwundeten Landsmann auf, und nehmen ihn mit dorthin, wo auch die anderen Gefangenen mit den Verwundeten des Bataillons vor dem wütenden Feuer der eigenen Genossen Schutz suchten. Uwe, Kramer und Balk laufen vor, zur Spitze, Patric zu den haltenden Sanitätswagen. Vorn haben sie die erste Bresche geschlagen, aber jetzt taucht in den Flanken rote Infanterie in hellen Scharen auf. Die Ärzte und Sanitäter heben ihre Maschinenpistolen und helfen den Männern der Flankensicherung die drohende Gefahr abschlagen. Vorn haben sie nun freie Bahn geschaffen, und langsam rückt der ganze Keil wieder vor. Die Gefangenen nehmen die Verwundeten wieder auf und laufen im Schutz der Fahrzeuge mit ihnen in der Mitte. Noch einmal flackert vorn Maschinengewehrfeuer auf, auch die Flanken werden ständig heftig von den Roten angegriffen. Aber dann ist es geschafft. Zwei Panzer schieben sich über eine große Wiese auf die Spitze zu, noch ein Stückchen näher und noch eins, dann fliegt bei beiden das Turmluk auf und die schwarzen Uniformen der Kommandanten kommen zum Vorschein. Sie winken mit beiden Armen. Dicht vor den ersten Männern des Bataillons halten die Panzer an, die Kommandanten lachen über das ganze Gesicht und rufen irgendetwas, was bei dem Lärm der schweren Motoren kein Mensch verstehen kann. Die Männer antworten ihnen genau so unverständlich, aber alles lacht und versteht sich auch ohne Worte. Endlich schweigen die Motoren und nun geht das Hin- und Hergerufe noch einmal von vorne los. Der eine Panzerkommandant ist Leutnant, der andere Feldwebel, und der schreit: „Kein Schwein hat mehr geglaubt, daß ihr noch lebt, nach dem Zauber, der die ganze Nacht bei euch los war!“ Dabei zeigt er in die Richtung, aus der die Männer kommen. Der Leutnant blickt auf die Schwer-

verwundeten, die von den gefangenen Russen getragen werden, und ist still. Als dann die Sanitätswagen heran sind und die Panzerkommandanten sehen, wie die Jungens darin übereinander liegen, wird auch der Feldwebel still. Sie klettern beide aus ihren Türmen und helfen, die Verwundeten auf den Panzerhecks nebeneinander zu legen. Dann fahren sie eine weite Kurve und rollen neben dem Bataillon her zur deutschen Hauptkampflinie. Die langen Rohre ihrer Kanonen sind drohend zurückgerichtet, aber die Roten haben scheinbar endlich die Schnauze voll und melden sich nicht mehr erheblich. Ab und zu peitscht in den Flanken noch ein Gewehrschuß auf, auch ein Maschinengewehr setzt noch ein paarmal zögernd ein. Aber dann bleibt es ruhig. Schon sind überall im Gelände die vertrauten feldgrauen Uniformen zu sehen, und dann ist die eigene neue Hauptkampflinie erreicht. Es ist der Abschnitt des Regiments, das als rechter Nachbar neben dem Bataillon lag, bevor der Iwan durchbrach und sie sich befehlsgemäß absetzen mußten. Ihr Kommandeur, der Oberstleutnant, ist nicht mehr bei ihnen. Er wurde beim Durchbruch der Roten schwer verwundet und ist längst zurückgeschafft worden.

ABSCHIED UND BEGEGNUNG

Die Heereskameraden nehmen die Fünfhunderter wie totgeglaubte Brüder auf. Jeder möchte ihnen etwas zustecken. Dabei haben sie selbst fast ihren ganzen Troß verloren und nichts Richtiges zu beißen.

Blohm läßt die beim Durchbruch gefallenen und mitgeschleppten Männer in eine lange Reihe legen. Dann geht er erst zu den Schwerverwundeten und sagt jedem von ihnen ein paar Worte zum Abschied. Das hat seinen guten Grund. Sie werden ja nun zum Hauptverbandsplatz gebracht, dort noch einmal ärztlich versorgt und dann ins Lazarett transportiert. Der eine oder andere von ihnen wird später ein Bein, einen Arm weniger haben. Sie werden GvH geschrieben und irgendwo bei einem Ersatzhaufen in der Heimat Schreiber, Kammerbulle, Waffenwart oder auch Zug- oder Kompanieführer, Spieß oder Taktiklehrer sein. Sie werden ihren durch Kampf und Blut wiedererworbenen alten Dienstgrad haben und bald einen neuen dazu. Auf dem Kragen werden sie wieder die Spiegel mit den Runen tragen und auf der Brusttasche die im Bataillon erworbenen

Tapferkeitsauszeichnungen. Sie werden nicht mehr unter Hunger, Dreck und Läusen leiden, nach dem Dienst Zeit genug haben, um ins Kino zu gehen oder ihrer Frau, ihrem Mädel einen langen Brief zu schreiben. Ihr Leben wird, soweit das im Krieg für einen Soldaten in der Heimat überhaupt möglich ist, ruhig und geordnet verlaufen. Den Verlust des Beins oder des Armes werden sie hinnehmen lernen, und an die Prothese werden sie sich auch gewöhnen. Aber in stillen Stunden werden sie auf ihrer Stube sitzen, in sich hineinhorchen und werden glauben, die Kameraden vom Bataillon singen zu hören. Und dann werden sie über sich selbst den Kopf schütteln und plötzlich begreifen, daß sie Heimweh haben, richtiges Heimweh zu dem verlorenen Haufen ihres Sturmbataillons 500.
Sie werden Briefe schreiben an den Häuptling und an die anderen Kameraden, kurze, knappe und oft unbeholfene Briefe, wie sie auch die anderen hin und wieder noch schreiben, die längst an die Prothesen gewöhnt sind und lange vor ihnen zum Hauptverbandsplatz kamen. Es wird nicht viel darin stehen, in diesen Briefen, und doch wird jedes Wort sagen, wie dem Schreiber ums Herz ist! Blohm kennt diese Briefe gut, zu gut. Und darum eben nimmt er nun von jedem der Schwerverwundeten Abschied. Er hat mit ihnen zusammen einen sauberen Kampf gekämpft und gute Kameradschaft gehalten. Sie sind ihm wahrhaftig ans Herz gewachsen und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er sie jemals wiedersieht. Auch die anderen Männer kommen und drücken denen auf den Tragbahren noch einmal die Hand. Schimmel steht bei Grail, als Blohm an dessen Trage tritt. Grail lächelt matt und sagt leise: „Der Schimmel ist doch der größte Himmelhund im ganzen Bataillon! Willi, er war es, der meine Kanonen bepinselte!“ Er will noch weiter sprechen, aber Blohm sieht, wie schwer ihm jedes Wort fällt, und hebt die Hand: „Laß gut sein, Lothar, streng dich nicht an, ich weiß auch so, was du sagen willst.“ Grail lächelt wieder, dreht den Kopf zu Schimmel hin, läßt ihn wieder zurückfallen und sagt: „Aber rausgehauen hat der Satan uns doch wieder nach alter Manier!“ und als der Häuptling nickt: „Ich komme wieder, ich meine, wenn ich mal wieder in Ordnung bin, dann komme ich wieder! Willi, versprich mir, daß du dafür sorgen wirst, daß ich wieder zu euch komme!“ „Geht klar, Lothar“, nickt ihm Blohm zu, „du kommst wieder zum Bataillon. Sieh zu, daß wir nicht zu lange auf dich warten müssen.“ Grail ist zufrieden, aber zu Schimmel sagt er noch: „Dann kannst du nochmal versuchen, meine Kano-

nen zu bemalen, es wird dir nicht mehr gelingen, wir passen dann besser auf!“ Schimmel grinst ihn an: „Mal sehen, alter Kanonenkönig, das nächstemal nehme ich gelbe Farbe.“ Sie lächeln sich alle drei an. Dann werden die Verwundeten in Sanitätsfahrzeuge verladen. Schimmel hilft mit, Grails Trage in das Fahrzeug zu schieben, beugt sich vor, drückt ihm nocheinmal die Hand: „Machs gut, Lothar, komm bald wieder! Und, wie gesagt, das nächstemal gelbe Farbe!“ Grail lacht kurz auf: „Du kannst es ja nochmal probieren, aber wenn wir dich schnappen, quetschen wir dich durchs Geschützrohr!“ Ein Sanitäter schlägt die Türe zu und die Fahrzeuge setzen sich eins nach dem anderen vorsichtig in Bewegung und ziehen, die Unebenheiten im Gelände vermeidend, davon.

*

Der Funktrupp des Bataillons setzt einen Spruch an den Fuchsbau ab und meldet den geglückten Durchbruch und die Verluste. Abends ziehen die Reste des Bataillons in Welikije-Luki ein und am nächsten Tag um die Mittagszeit in Butitino. Sie marschieren in aufgelöster Ordnung. Die Erste ist noch am stärksten. Sie hat noch zweiundfünfzig Mann und hält die Spitze, bildet auf der Rollbahn einen dicken Klumpen, in dem die Männer zu dreien, zu fünfen oder auch zu sechsen nebeneinander laufen. Die Waffen haben sie nach Jägerart am langen Riemen über die Schulter gehängt, und es sieht so aus, als stützten sie sich beim Marschieren darauf. Ganz vorn wandern Schimmel, Ehlers, Alf Schuler und Leo Grabski. Schimmel stößt bei jedem Schritt seinen Stock hart in den Straßenstaub und blickt zu Helmut Ehlers empor, der ein Maschinengewehr wie ein Kinderspielzeug auf der Schulter trägt und mit lauter Stimme redet.
Dahinter traben, immer mit ein paar Metern Abstand, die Reste der anderen Kompanien in der gleichen Ordnung. Vornweg zwischen einigen Kameraden der Kompanieführer und dann die anderen im Pulk. Pionierzug, schwerer Granatwerferzug und Fla-Zug machen den Schluß des Bataillons. Der Knochensäger mit seinen Unterärzten und Sanitätern ist mit allen Fahrzeugen schon am frühen Morgen nach Butitino gerollt und macht dort Quartier.
Als das Bataillon in Butitino ankommt, stehen gleich bei den ersten Häusern zwei große Personenkraftwagen. Einer davon hat den Korpsstander auf dem Kotflügel. Ein paar Meter daneben steht eine

Gruppe höherer Offiziere und blickt den Männern entgegen. Auf der anderen Straßenseite stehen Soldaten aller Dienstgrade in schwarzen Panzeruniformen. Ein Stück voraus taucht plötzlich ein Kradfahrer auf, jagt im Höllentempo auf die Spitze des Bataillons zu und tritt gewaltsam auf die Bremse, daß sich das Krad halb um sich selber dreht. Es ist Ladowski, der mit dem Knochensäger vorausgefahren war. Weiß der Himmel, wo er schon wieder das Krad her hat. Er fragt nach dem Häuptling, gibt Bescheid, daß das Quartier am anderen Ende der Ortschaft liegt, und fährt langsam am Bataillon entlang, um dem Häuptling Meldung zu machen. Die Spitze setzt sich wieder in Bewegung und erreicht die Offiziersgruppe an der Straße. Ein General tritt aus der Gruppe hervor, bleibt davor stehen, und es hat den Anschein, als erwarte er von dem Führer des zerschlagenen Bataillons eine Meldung. Es erfolgt keine. Langsam ziehen die Pulks, die vor wenigen Tagen noch stolze Kompanien waren, vorbei. Der Kommandierende General des Korps, dem das Bataillon noch am Tage zuvor unterstellt war, steht, und sein Gesichtsausdruck scheint ein wenig ratlos. Die Männer haben das Reden eingestellt und ziehen schweigend vorbei. Mehr als einhundertachtzig Mann mögen es nicht mehr sein, und wenn es nach dem Willen dieses Generals gegangen wäre, dann wären es noch viel weniger oder niemand mehr.
Ganz zum Schluß, etliche Meter hinter dem letzten Pulk, wandert ein einsamer Mann. Er hat eine verstaubte Uniform an, die Schulterklappen eines einfachen Schützen und keinerlei Tapferkeitsauszeichnungen. Nur das goldene Verwundetenabzeichen leuchtet unter dem Staub hervor von der Brusttasche. In der rechten Hand hält er einen Knotenstock, die linke ruht auf der Mündung der russischen Maschinenpistole, die ihm am langen Riemen über der Schulter hängt. Den Kopf mit der Tarnmütze hält er gesenkt und es sieht aus, als sinne er über etwas nach, das er nicht begreifen kann. Nun spürt er die Blicke der Offiziere am Straßenrand. Mit einem Ruck hebt er den Kopf und sieht dem General direkt in die Augen. Stolz und Mitleid, Trauer und leichte Verachtung liegen in seinem Blick. Sie erkennen es alle, der General und auch die Offiziere, die hinter ihm stehen. Und sie wissen, ohne daß es ihnen erst jemand zu sagen braucht, wer dort an ihnen vorüber geht. Ein Oberst mit dem Ritterkreuz hebt plötzlich die Hand an den Mützenschirm. Die anderen Offiziere folgen seinem Beispiel. Stumm stehen sie und grüßen den einsamen Wanderer, dessen Augen nun den General freigeben und sich ihnen voll herz-

licher Kameradschaftlichkeit zuwenden. Er weiß, ihr Gruß gilt seinem Bataillon, dessen letzte Männer da vorne in dichten Pulks die Straße entlang ziehen. Sie haben die Hände noch an den Mützenschirmen, als der einsame Wanderer längst vorüber ist. Auch der General steht noch am gleichen Fleck und schaut hinter dem klein gewordenen Bataillon her. Sein Gesicht hat den verwunderten Ausdruck verloren. Als er sich dann umwendet und mit schweren Schritten auf seinen Wagen zugeht, blickt er vor sich hin auf den Boden, als suche er dort etwas, etwas, das er selbst nicht mehr zu finden hofft, und das ihm auch niemand ersetzen kann.

WIR BLEIBEN!

Das Bataillon hat von Butitino nach Opotschka verlegt und wartet auf neue Fahrzeuge und neue Fla-Geschütze. Frische Mannschaften sind schon vor ein paar Tagen eingetroffen, und ihre Kompanien haben nun wieder ihre „Sollstärke". Auf der Straße und vor den Häusern von Opotschka stehen die Männer und warten auf den befohlenen Waffenappell. Die Nachmittagssonne ist noch warm, aber man kann den nahenden Abend schon ahnen. In dem großen Raum, der einmal die rote Ortsmiliz beherbergt hat und jetzt dem Bataillon als Schreibstube dient, ist es ganz still. Blohm steht am Fenster und schaut hinaus auf seine Männer. Neben ihm werkt Karl, der erste Gefechtsschreiber, an einem groben Holztisch herum. Nun wendet sich Blohm ihm zu. Karl schmückt geschäftig wie ein heimlicher Weihnachtsmann den Tisch. Frische grüne Birkenzweige rahmen die große, von Messern zerhackte Holzplatte ein und geben ihr ein festliches Aussehen. Auf den oberen Teil der Tischplatte legt Karl fünf Urkunden mit Adler und Dienstsiegel und auf jede Urkunde ein Paar Kragenspiegel, die er aus einem schmalen, länglichen Holzkästchen nimmt. Der eine Spiegel ist jeweils schwarz und trägt die silbern schimmernden Runen, der andere ist ebenfalls schwarz und trägt die Dienstgradabzeichen, die auf den Urkunden verzeichnet sind. Er rückt und ordnet hie und da noch ein wenig, greift dann noch einmal in das schmale Holzkästchen und zieht ein ganzes Bündel schwarzer Bänder mit silbernem Rand und silbern gestickten Buchstaben hervor, löst den Faden, der das Bündel zusammenhält, breitet ein Band nach dem anderen auf dem Tisch aus und streicht jedes behutsam glatt. Immer ein Band schön neben das andere und dann die nächste Reihe darunter. Als er fertig ist, füllen die schwarzen, silberbestickten Bänder die ganze noch verbliebene Fläche des Tisches aus.
Und da liegen sie nun, unter den Urkunden und Spiegeln, eingerahmt von frischen Birkenzweigen, die Ärmelstreifen der Waffen-SS. Es sind alle da, keiner fehlt. Silbern leuchten die Namen ruhmreicher

Divisionen und Regimenter der jungen Truppe, alle die Namen, unter denen sie groß wurde, von der „Leibstandarte" bis zu „Thule" und „Westland".
Karl wirft noch einen letzten Blick auf den Tisch, wendet sich dem Häuptling zu und sagt: „Alles klar zur Bescherung!" Dabei leuchten seine Augen wie die eines großen Jungen, der helfen darf, für seine jüngeren Brüder den Gabentisch zu decken. Der Kommandeur nickt still und sieht wieder zum Fenster hinaus auf die Straße, wo mittlerweile der Waffen-Appell schon in vollem Gange ist. Die Pflege der Waffen wird im Bataillon sehr, sehr ernst genommen und der Waffen-Appell mit einer Gründlichkeit durchgeführt, die sicherlich ohne Beispiel ist. Die Männer wissen seit langem, daß sie keinen kasernenhofüblichen ‚Anschiß' bekommen, wenn ihr Kompanieführer mit ihrer Waffe nicht zufrieden ist, sondern daß er ihnen in aller Ruhe zeigt, wo es hapert. Hat er ihnen alles genau gezeigt und erklärt, läßt er sich nach Schluß des Appells von dem betreffenden Kameraden, der sich die Waffenpflege einmal zu leicht gemacht hat, sein Reinigungszeug geben und bringt dann selbst die Waffe in den untadeligen Zustand, in dem sie zu sein hat. Er beweist dem Mann, daß man auch seine Waffe in diesen Zustand bringen kann. Es kommt nur ganz selten vor. Aber das steht fest: wem die Waffe einmal von seinem Kompanieführer gereinigt wurde, bei dem wird es nicht ein zweitesmal nötig sein.
Der Appell verläuft, wie ja überhaupt der ganze Dienstbetrieb im Bataillon, ruhig und ohne laute Worte. Blohm sieht von seinem Platz am Fenster aus, daß die Männer der Zwoten und Dritten bebereits wegtreten. Weiter links, bei der Ersten und hinten, bei der Vierten, sind sie noch dran. Da tritt Felix neben den Kommandeur, schaut gleichfalls einen Augenblick hinaus und fragt dann, auf den Tisch deutend, ob er die Kameraden holen lassen soll. Blohm nickt, Felix schickt Petrus, den Melder, der gleich darauf auf seinem schweren Motorrad die Straße entlangfegt. Der Häuptling sieht ihm nach und muß plötzlich daran denken, wieviel Blut um Opotschka vergossen wurde damals, als die Totenkopf-Division unter ihrem unvergeßlichen Kommandeur, Obergruppenführer Eicke, den Ort stürmte. Nicht lange, und Petrus kommt mit lautem Signal zurück, das Kraftrad voll beladen. Prell sitzt im Seitenwagen und hält Decker fest, der vor ihm auf der Spitze des Beiwagens reitet und beide Beine baumeln läßt. Auf der Verstrebung zwischen Krad und Beiwagen

sitzt Kühne, der Führer des ersten Zuges in der Dritten, Genter, der bei der Dritten die Scharfschützen führt, hängt hinter Petrus auf dem Sozius und hält ihm alle Augenblicke für ein Stück die Augen zu. Dabei hat Petrus ein tolles Tempo drauf und läßt vor lauter Übermut das Signalhorn mit voller Kraft ertönen. Blohm sieht sich die laute, rasende Fuhre an. Wie hat das Leben diesen Männern schon mitgespielt! Und doch können sie immer noch wie ausgelassene Jungen sein. Und schon poltern sie herein, reißen sich zusammen und melden sich in tadelloser Haltung. Der Häuptling sieht sie der Reihe nach an. Dann treten sie zu Felix hinüber, der an seinem Schreibtisch sich noch ein paar Notizen macht. Einen Augenblick sieht Blohm ihm zu und horcht dabei auf die Schritte, die im Flur draußen herankommen. Mit einem Ruck wird die Tür aufgerissen, Ladowski, der Führer des Bataillonstrupps, tritt herein und meldet sich gleichfalls zur Stelle. Blohm sieht sie noch einmal alle an. Dann sagt er: „Ihr ahnt wohl, warum ich euch rufen ließ." Sie nicken und er fährt fort: „Ich freue mich, daß ich es sein darf, der euch die Dienstgradabzeichen und Spiegel aushändigt. Ihr habt dem Bataillon und der Truppe Ehre gemacht. Es ist nicht nötig, noch Worte darüber zu machen." Er wendet sich Felix zu, der aufgestanden ist und sich von Karl ein Paar Untersturmführer-Schulterstücke geben läßt. Er reicht sie dem Kommandeur weiter, tritt dann hinter Ladowski, knöpft ihm die Schulterklappen ab und steckt sie in die Tasche. Vor Ladowski steht nun der Kommandeur, zieht ihm die Stege der Schulterstücke durch die Schlaufen und knöpft sie fest. Dann drückt er ihm fest die Hand. In Ladowski Gesicht zuckt es ein wenig. Es sieht aus, als wolle er etwas sagen. Aber dann sagt er doch nichts und blickt geradeaus. Kühne bekommt die Hauptscharführer-Schulterklappen auf den Waffenrock, Genter wird Unterscharführer, Decker und Prell werden Untersturmführer wie Ladowski. Es bedeutet für sie alle die Rückversetzung in den alten Dienstgrad. Sie sind nun, wie es so schön heißt, ‚rehabilitiert'. Das Kriegsgerichts-Urteil, die damit verbundene Degradierung und alles andere gehören der Vergangenheit an. Einer nach dem anderen treten sie an den geschmückten Tisch neben dem Fenster, nehmen ihre Beförderungsurkunden in die Hand und lesen sie durch. Dann sehen sie alle fünf wortlos auf die Ärmelstreifen und Kragenspiegel, die auf den Urkunden lagen und die sie nun in Händen halten.
Blohm, Felix und Karl stehen genauso wortlos im Hintergrund, ne-

ben dem Schreibtisch. Petrus, der Melder, steht bei der Tür und starrt zur Decke. Ladowski sieht den Ärmelstreifen seines alten Regiments „Westland“ an. Er weiß: wenn er ihn an sich nimmt, wird er innerhalb von vierundzwanzig Stunden wieder zu diesem Regiment in Marsch gesetzt. Er kann auch einen der anderen Ärmelstreifen vom Tisch nehmen, irgendeinen, und wird in genau der gleichen Zeitspanne zu der Einheit in Marsch gesetzt werden, für deren Ärmelstreifen er sich entschieden hat. Wenn er dann dort ankommt, wird er den Streifen am linken Unterarm tragen, dort, wo jetzt noch der matthelle fingerbreite Streifen leuchtet. Auf seinem rechten Kragenspiegel werden dann wieder die Runen glitzern und auf dem linken die silbernen Sterne seines Dienstgrades. Außer seinen Vorgesetzten wird niemand wissen, woher er kommt, und die werden nicht darüber sprechen. Danzig-Matzkau wird ausgelöscht sein. Er wird wieder eine Kompanie führen und bald Obersturmführer sein.
Das alles weiß Ladowski. Und doch greift er nicht zu. Neben ihm steht Decker. Seine Männer nennen ihn Uff. Wie mag es in ihm aussehen? Er schaut auf die Ärmelstreifen, nimmt plötzlich den der „Leibstandarte“ auf. Es ist seine alte Division. Prell und Ladowski, zwischen denen er steht, denken im gleichen Augenblick: ‚Er geht also fort von uns, der Uff!‘ Kühne und Genter sehen durchs Fenster auf die Straße. Der Waffenappell ist nun überall vorbei. Die meisten Männer haben ihre Waffen schon in die Quartiere gebracht und stehen nun wieder plaudernd in Gruppen zusammen. Dann ist Gesang zu hören. Genter und Kühne schauen nach links, dorthin, woher der Gesang kommt. Sie erkennen Uwe und Schimmel, um die sich die Männer ihrer beiden Kompanien geschart haben. Es sind zumeist die Männer, die schon lange beim Bataillon stehen, die Überlebenden. Bei vielen leuchten weiße Verbände. Die Leichtverwundeten der letzten Kämpfe, die ihre Verwundungen bei der Truppe ausheilen. Sie stehen und hocken auf zerschossenen Mauerresten und singen das Lied, das im Bataillon entstanden ist, ihr Lied. Der Gesang schwillt mächtig an und dringt durch die Fenster herein:

„SS-Bataillon 500!
Verlorner Haufen werden wir genannt.
Wir stürmen und kämpfen für unser deutsches Land!
Wir stürmen und sterben, und lachen dabei,
Denn für uns da gilt nur eines.
Daß unser Deutschland bleibt frei!

Kameraden, wenn ich falle,
Grabt mich im Vorfeld ein!
Dann höre ich euch stürmen,
Kann immer bei euch sein.
Stumm schreit ich euch zur Seite,
Bereit zur stillen Tat,
Und ich bleib euch auch im Tode
Ein treuer Kamerad!"

Als sie draußen die dritte Strophe anstimmen, legt Uff den Ärmelstreifen der Leibstandarte langsam wieder auf den Tisch zurück. Seine Spiegel, den mit den Runen und den mit den Sternen, legt er dazu. Dann tritt er ans Fenster, schaut auf die singenden Kameraden und lauscht den Worten der dritten Strophe. Hell und klar schallen sie herein:

„Und wolln uns andre schmähen,
So kümmert uns das nicht!
Wir kämpfen als Soldaten,
Tun schweigend unsre Pflicht!
Und müssen wir auch sterben,
So ist's uns einerlei,
Denn für uns da gilt nur eines,
Daß unser Deutschland bleibt frei!"

Während sie auf der Straße draußen die letzten Zeilen singen, tritt Uff vom Fenster weg zum Kommandeur hin. Auch die anderen legen ihre Spiegel auf den Tisch zurück. Sie werden sie nicht gebrauchen. Sie werden beim Bataillon bleiben und ihre alten Kragenspiegel, die mit den gekreuzten Gewehren und der Handgranate darunter, weitertragen. Sie werden von der Anordnung des Reichsführers, sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden in die von ihnen gewünschte Einheit zu versetzen, keinen Gebrauch machen. Sie alle kennen nur eine Einheit, in der sie leben, kämpfen, stürmen und, wenn es sein muß, auch sterben wollen. Es ist die Einheit, in der sie eine wirkliche Heimat gefunden haben, in der sie zu Hause sind, ihr Bataillon! Der Kommandeur sieht sie mit hellen Augen an. Prell sagt: „Wir bleiben! Es wird doch weiterhin Platz für uns hier sein?" Blohm nickt: „Es wird immer Platz für euch sein hier, solange das Bataillon lebt!" Sie

reichen sich alle die Hände und bilden für eine kleine Spanne Zeit eine lebende Kette. Dann lösen sich die Hände wieder und sie treten hinaus zu den singenden Kameraden, zu denen sie gehören, jetzt und in alle Ewigkeit!

LEOS LETZTER SPÄHTRUPP

Wenige Tage später geht das Bataillon wieder über Welikije-Luki nördlich des Stangenwaldes in Stellung, gar nicht weit von der alten Stellung entfernt, in der es kurz vorher so schwere Verluste erlitten hat. Wieder wird es in die Nahtstelle zwischen zwei Heeresdivisionen eingeschoben. Und hier geschieht es dann mit Leos letztem Spähtrupp.

Leo Grabski führt in der ersten Kompanie den vierten Zug. Als das Bataillon in Butitino einzog, marschierte er mit Alf Schuler, Helmut Ehlers und Schimmel noch in der ersten Reihe. Seine Männer nennen ihn Leo, den Sanftmütigen, denn seine Stimme hat immer einen freundlichen sanften Klang, verliert ihn auch nie, ganz gleich, ob der Iwan angreift, ob es in den Nahkampf geht oder ihn dieser oder jener Kamerad einmal ärgert. Leo bleibt immer gleichmäßig ruhig und freundlich, ein vorbildlicher Soldat, Kamerad und Mensch. Sonst hätten sie ihn bestimmt nicht zum Zugführer gewählt.

Leo gehört mit Schuler, Ehlers und Schimmel zum ständigen Spähtrupp der ersten Kompanie, auf den das Bataillon bei schwierigen Unternehmungen – Fernspähtrupps bis zu fünfzig Kilometern hinter den feindlichen Linien – meist zurückgreift. Er ist ein alter Hase im Spähtrupplaufen und natürlich auch wieder mit dabei, als gleich am ersten Tage in der neuen Stellung beim Feind Geräusche zu hören sind, die auf Ablösung schließen lassen. Schimmel fällt diesesmal aus, da er zu einer Kompanieführer-Besprechung im Bataillons-Gefechtsstand zu erscheinen hat. Alf, Helmut und Leo knobeln den Spähtrupp untereinander aus und die beiden ersten machen lange Gesichter, als Leo das kürzeste Hölzchen zieht. Kurz nachdem Schimmel zu seiner Besprechung abgezogen ist, verläßt auch Leo mit zwei Männern seines Zuges den Graben und verschwindet mit ihnen – es sind der Grainer Franzl und Pieter van den Bosch – im Niemandsland, über dem schon die Dämmerung hängt.

Eine Stunde darauf kommt dann Schimmel zurück und erhält Mel-

dung, daß der Spähtrupp seit einer Stunde unterwegs ist. Er steht mit Ehlers und ein paar Männern im Graben und lauscht hinüber, zum Feind. Drüben ist alles ruhig und bleibt es auch die ganze Nacht hindurch. Beim Morgengrauen stehen Ehlers und Schimmel mit Schuler und anderen Kameraden wieder im Graben und horchen in den grauen Nebel hinaus. Der Spähtrupp kommt nicht. Als es vollends hell wird, kommt der Kommandeur in den Graben und will wissen, was los ist. Schimmel hebt die Schultern, läßt sie wieder fallen und sieht über die Blende ins Vorfeld. Dann bittet er den Kommandeur um Erlaubnis Nachsuche zu halten. Er will mit ein paar Männern los, um die drei zu suchen, Leo, den dunkelhaarigen Tiroler Bergbauernsohn Franzl und den weißblonden Holländer Pieter. Aber während er noch mit dem Häuptling spricht, setzt mit einem Donnerschlag die russische Feuerwalze schwerster Kaliber auf den Bataillonsabschnitt ein, und gleich darauf greift der Iwan an, kommt wieder mit Panzern und einer Unmenge Infanterie. Der Angriff wird abgewiesen, die Panzer werden geknackt und die Infanterie marschiert gleich kompanieweise zur Hölle.
Die Roten kommen an diesem Tage noch fünfmal wieder, und als es Abend wird, liegen ihre Toten wieder in kleinen Hügeln übereinander. Wer nicht kommt, sind Leo und seine Männer. Eine Nachsuche bis dicht vor den feindlichen Graben bringt keinen Erfolg. Auch die Gefangenen des Tages wissen im Kreuzverhör von Ehlers und Kramer nichts über einen deutschen Spähtrupp zu berichten. Sie sind erst in der vorhergehenden Nacht in den Abschnitt gekommen. Wieder vergehen zwei Tage voll schwerer Kämpfe. Am dritten Tag entdeckt Paule, der Sanitäter der ersten Kompanie, wie sich im Vorfeld einer der dort liegenden Russen aufzurichten versucht. Er muß erst mehrmals hinsehen, bis ihm klar wird, daß da tatsächlich noch einer lebt. Dann verständigt er die Grabenposten, klettert über die Blende und kriecht zu dem Mann hin. Es ist ein russischer Leutnant mit etlichen Orden. Er hat einen Bauchschuß. Paule verbindet ihn notdürftig und zieht ihn zum Graben zurück. Die Kameraden heben ihn in den Graben und bald liegt er im Kompaniegefechtsstand auf dem Strohlager und sieht dankbar auf Schuler, der ihm tropfenweise schwarzen Tee auf die Lippen träufelt. Schimmel ruft den Knochensäger an, und Kramer vernimmt solange den Leutnant. Er ist der erste Gefangene, der von Leo weiß. Nach seiner Darstellung ist, kurz bevor seine Einheit in den Abschnitt kam, bei der von ihnen abge-

lösten Truppe ein deutscher Spähtrupp aufgelaufen. Was aus ihm geworden ist, weiß er nicht zu sagen. Dann rumpelt draußen der Sanitäts-Panzerwagen, der Knochensäger tritt in den Unterstand, sieht sich den Schwerverwundeten an, versorgt ihn und nimmt ihn mit zum Verbandsplatz.
Damit scheint also das Rätsel um Leo und seine Männer gelöst. Der Spähtrupp ist aufgelaufen, wie die meisten es im Stillen schon befürchtet haben. Aber Schimmel schüttelt immer wieder den Kopf und grübelt darüber nach, wie es dazu kommen konnte. Schließlich war Leo ein alter Hase in diesem Sport, und so einfach aufzulaufen war ganz und gar nicht seine Art. Aber passiert ist es nun einmal, und die drei werden niemals zurückkommen.
Niemals? Vier Tage sind vergangen, seit der schwerverletzte Leutnant seine Aussage gemacht hat, sieben Tage, seit der Spähtrupp den Graben verließ. Da winkt drüben beim ersten russischen Graben, vierhundert Meter entfernt, jemand mit einer weißen Fahne. Die Grabenposten im ganzen Bataillonsabschnitt sehen es und machen Meldung. Gleich stehen alle Männer im Graben und spähen hinüber. Wer einen Feldstecher hat, sieht, wie drüben ein Rotarmist ins Niemandsland kommt. Mit der rechten Hand schwenkt er einen Stock, an dem ein weißes Tuch befestigt ist, mit der linken führt er eine feldgraue Gestalt, offensichtlich einen deutschen Soldaten. Sie halten auf den Abschnitt der vierten Kompanie zu und bleiben etwa auf halbem Wege stehn. Prell klettert, einen weißen Lappen in der Hand, aus dem Graben und läuft auf die zwei Gestalten zu. Da dreht sich der Rotarmist um und geht langsam zu seinem eigenen Graben zurück. Die einsame Gestalt in feldgrauer Uniform zwischen den schweigenden Fronten macht ein paar vorsichtige Schritte, stolpert und bleibt wieder stehen.
Da erkennt einer die beiden matthellen Streifen am Ärmel und sagt: das ist Leo! Nun ist Prell bei ihm, die Kameraden sehen vom Graben aus, wie er mit einem Ruck stehen bleibt, so als hätte er sich vor etwas Unfaßbarem erschrocken. Dann nimmt er den anderen, es ist wirklich Leo, sie erkennen es nun alle, ganz behutsam in den linken Arm und führt ihn, mit der rechten Hand den weißen Lappen leicht bewegend, auf den Graben zu. Als sie dort ankommen, prallen einige der Männer entsetzt zurück, fassen sich aber und helfen Leo vorsichtig in den Graben. Einige beißen sich auf die Zähne, daß man es knirschen hört, anderen werden die Augen naß. Plötzlich steht der Häuptling

unter ihnen, blickt Leo an und nimmt ihn unter den rechten Arm. Prell faßt ihn wieder unter den linken und so gehen sie langsam auf den Gefechtsstand zu. Die Männer stehen stumm, schauen hinter ihnen her und sehen auf Leos Rücken. Dort ist ein Pappschild befestigt, auf das in klobiger Schrift die Worte gemalt sind: ‚Vom Spähtrupp zurück!'
Im Bataillonsgefechtsstand ist es totenstill, als wenige Minuten darauf Schimmel, Ehlers, Schuler und Kramer eintreten. Leo sitzt auf dem Feldstuhl des Häuptlings an der Rückwand, hinter dem Brettertisch. Das Tageslicht fällt durch die offene Tür des Unterstands mitten auf sein Gesicht. Das Gesicht ist blutverkrustet. Anstelle der Augen hat es zwei leere blutige Höhlen mit Rändern aus verbranntem Fleisch.
Schimmel bleibt einen Augenblick vor dem Tisch stehen und sieht in dieses Gesicht. Es ist das Gesicht eines seiner besten und nächsten Kameraden. Langsam hebt er die Hände und streicht leicht über die leeren blutigen Augenhöhlen: „Leo, alter Junge, da bist du ja wieder! Wir haben uns Sorgen um dich gemacht. Schön, daß du wieder zu Hause bist!" und er streichelt weiter über das zerstörte Gesicht. Der Sitzende neigt den Kopf ein wenig vor und öffnet zum erstenmal seit seiner Rückkehr den Mund, um zu sprechen. Zu sprechen? Ja, bestimmt will er jetzt sprechen. Aber es geht nicht. Er wird es nie mehr können. Er hat keine Zunge mehr, auch der Mund ist eine blutige Höhle. Sie haben ihm nicht nur die Augen mit glühenden Eisenstäben ausgebrannt, sondern auch die Zunge herausgeschnitten.
Nur hören kann Leo noch. Er kann auf die behutsamen Fragen der Kameraden Antwort geben. Sie sagen ihm, er soll bei ‚ja' mit dem Kopf nicken und ihn bei ‚nein' zur Seite wenden. Sie quälen ihn aber nicht mit vielen Fragen. Nur ob Grainer und van den Bosch tot sind, wollen sie wissen. Leo nickt. Schimmel fragt: „Gefallen?" Leo wendet den Kopf zur Seite. Also nicht gefallen! „Haben sie sie genau so gequält?" Leo nickt. „Und dann getötet?" Er nickt wieder. „War es – ein Kommissar?" Leo nickt abermals. Noch ein paar Fragen und sie wissen, daß es der Kommissar der abgelösten Einheit war, die jetzt etwa zwölf Kilometer hinter der roten Hauptkampflinie in einem Wald liegt, und daß der Kommissar im letzten am Waldrand stehenden Haus sein Quartier hat. Leo hat sich den Weg und die Umgegend auf dem Marsch als Gefangener der Roten eingeprägt. Da hatte er seine Augen noch.

Während sie um ihn herumstehen und Schimmel seine Fragen stellt, hängen Leos Arme seitlich herab. Seine Hände sind durch den Tisch verdeckt. Niemand merkt, daß er dort mit dem Handrücken die Pistole des Häuptlings spürt, die am Koppel über der Stuhllehne hängt. Niemand sieht, daß er sie aus der weichen Ledertasche zieht, mit dem Daumen entsichert. Draußen ist die Stimme des Knochensägers zu hören und der Baß Patrics. Leo muß instinktiv fühlen, daß sie jetzt alle für kurze Zeit zum Eingang blicken. Er hebt die Pistole, faßt mit der linken Hand den Lauf und setzt ihn genau dorthin, wo er sein Herz schlagen fühlt. Unmittelbar unter der Mündung spürt er es jetzt für den Bruchteil einer Sekunde. Dann drückt er ab. Er fühlt noch, wie ihn einer bei den Schultern faßt. Es ist Schimmel, der sich über den Tisch wirft. Aber er kann ihn nicht mehr aufhalten. Leo Grabski, Zugführer in der ersten Kompanie, einer der besten Soldaten des Bataillons, ist schon auf dem großen Marsch. Er hört nicht mehr, wie die Pistole zu Boden fällt, auch nicht mehr, wie der Knochensäger leise sagt: „Welcher Ochse hat ihm die Pistole gegeben!" Sie erkennen erst danach, wie es geschehen konnte.
Später legen sie ihn hinter den Gefechtsstand, in eine Decke gerollt und mit einer gefleckten Zeltbahn zugedeckt. So wartet er hier, wartet auf jemand ganz bestimmten, auf den, der ihm die Augen ausstach und die Zunge herausschnitt, auf den Kommissar! Die Kameraden rüsten sich schon, um ihn zu holen. Sie kriechen ins Vorfeld und holen einige der gefallenen Rotarmisten, schleifen sie zum Graben, werfen sie über die Blende und ziehen ihnen die blut- und dreckverkrusteten dunkelbraunen Uniformen von den erstarrten Gliedern. Bald stecken Schimmel, Kramer, Schuler und Kalle, der Funktruppführer in russischen Uniformen. Um den Riesen Ehlers einzukleiden, müssen erst zwei Schneider wie die Besessenen arbeiten. Selbst der Rock des Größten unter den toten Russen war noch viel zu eng und zu kurz an den Ärmeln. Sie setzen ein Stück in den Rücken ein, auch die Ärmel werden angestückelt. Für die Dunkelheit muß es reichen. Der Riese wird zudem die breiten Schulterstücke eines Majors tragen.
Bei Anbruch der Dunkelheit machen sich drei starke Stoßtrupps fertig. Jeder zählt vierzig Mann. Die Erste holt den Kommissar, weil Leo zur Ersten gehörte. Die anderen drei Kompanien stellen je einen der Stoßtrupps. Der Häuptling selbst übernimmt die Führung. Mit Beginn der Dunkelheit treten sie aus dem Graben und schleichen sich durchs Niemandsland hinüber zum Feind. Drüben zischt eine Leucht-

kugel hoch, aber da sind sie schon vor dem ersten Graben und rollen ihn auf. Dann erweitern sie ihren Einbruch auf die zwei dahinterliegenden Gräben, rollen auch diese auf gut zweihundert Meter Breite auf, lösen sich dann wieder vom Feind und verschwinden ebenso plötzlich im Niemandsland, wie sie gekommen sind. Sie haben keine Gefangenen gemacht und auch keiner der eigenen Männer ist bei dem Unternehmen gefallen, nur ein paar leicht verwundet. Aber sie haben die feindliche Hauptkampflinie für einige Zeit aufgerissen und ihren fünf Kameraden von der Ersten die Möglichkeit erkämpft, ‚durchzusickern'. Die marschieren nun schon weit hinter der feindlichen Front.

Nachdem die erste Erregung abgeklungen ist, stehen die Männer dann wieder im Graben oder vor den Unterständen und sehen in die Nacht hinaus. In Gedanken begleiten sie die fünf, Schimmel, Ehlers, Kramer, Schuler und Kalle, der das kleine UKW-Funkgerät auf dem Rücken hat. Langsam wird es Mitternacht. Drüben bleibt alles ruhig. Die meisten Männer legen sich schlafen. Nur die Posten und die Funker sind wachsam. Die Geräte bleiben die ganze Nacht auf Empfang. Gegen zwei Uhr nachts glauben einige der Grabenposten weit im feindlichen Hinterland, kaum noch vernehmbar, Feuer aus Maschinenwaffen zu hören. Und dann steigen wirklich auch ein paar Leuchtkugeln wie kleine Bälle auf und erheben sich ein kleines Stück über den Horizont. Dann ist wieder alles dunkel und ruhig. Es geht langsam auf den Morgen zu. Plötzlich knackt es in den Kopfhörern aller Sprechfunkgeräte und eine ruhige Stimme sagt: „Erbitten Stoßtrupp auf Punkt vier!" Dann knackt es wieder, die Stimme ist fort, und nur das leichte Rauschen der atmosphärischen Störungen bleibt zurück. Die Funker brauchen eine Sekunde, um sich von ihrer Überraschung zu erholen. Dann geben sie die Meldung weiter, und nun wird alles lebendig. Wieder sammeln sich die Stoßtrupps im Graben. Sie haben in voller Montur geschlafen und stehen in wenigen Sekunden bereit, treten an und schleichen wieder fast unhörbar durchs Niemandsland. Diesesmal brechen sie die feindliche Hauptkampflinie genau gegenüber dem Abschnitt der Vierten auf, vierhundert Meter von der Einbruchstelle des vergangenen Abends. Wieder bemerken die roten Posten sie erst, als sie schon da sind, und die beiden ersten Gräben sind in kurzer Zeit aufgerollt. Während sie auf den dritten Graben vorstoßen und die Einbruchstelle ausweiten, steigt dicht vor ihnen eine rote Leuchtkugel auf, zerplatzt in der Luft und spuckt drei

kleine grüne Sterne aus, die langsam verglühend zu Boden sinken. Sofort drücken die Stoßtrupps dorthin, von wo die Leuchtkugel abgeschossen wurde, und sind unmittelbar darauf mit den erwarteten Kameraden vereint. Sie nehmen den kleinen Trupp der fünf Männer mit ihren zwei Gefangenen in die Mitte und lösen sich so rasch wie möglich wieder vom völlig verwirrten Feind, dem diese beiden genau gezielten Unternehmungen in der Nacht unheimlich genug vorkommen müssen.
Sobald der eigene Graben erreicht ist, geht es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: ‚Sie haben den Kommissar mitgebracht!' Ja, sie haben ihn mitgebracht. Er steht im Bataillonsgefechtsstand und Schuler nimmt ihm den Knebel aus dem Mund. Dann schneidet Ladowski ihm auf einen Wink Schimmels die Handfesseln auf. Sein Gesicht sieht genau so aus, wie sie es sich nach allem, was er mit Leo und seinen Männern gemacht hat, vorgestellt haben. Die Vermutung, die ja nahe lag, bestätigt sich. Er sieht sich jetzt erstaunt um und bewegt die Hände ein wenig, um das Blut wieder zum Kreisen zu bringen. Der andere Gefangene ist noch jung und hat ganz helles Haar. Er scheint sehr verängstigt. Aber Kramer redet ein paar Worte mit ihm und da beruhigt er sich zusehends. Dann stellt Kramer dem Kommissar einige Fragen auf russisch. Der antwortet in fließendem Deutsch und schaut dabei mit lauerndem Blick von einem zum andern. Felix fragt ihn, ob er der Schweinehund sei, der Gefangenen die Augen aussteche. Da grinst er hämisch und spuckt auf den Boden. Ehlers versetzt ihm eine Ohrfeige, die ihn dazu veranlaßt, gleich nocheinmal auszuspucken. Nur sind diesesmal einige Zähne dabei.
Draußen beginnt es langsam hell zu werden. Sie treten hinaus und stellen den Kommissar neben Leo, der dunkel und stumm unter der Zeltbahn liegt. Langsam kommen immer mehr Männer heran, sehen den Kommissar an und warten schweigend. Als die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont wirft, nehmen sie Leo auf und bringen ihn zu seinem Grab, dicht bei der verkrüppelten Birke, hinter dem Gefechtsstand der Ersten. Einer deckt das Gesicht auf, ein anderer schiebt den Kommissar heran, damit er dieses Gesicht noch einmal sieht. Er kneift die Augen zusammen und zieht den Kopf zwischen die Schultern. Sie lassen ihn stehen und tragen Leo fort, begraben ihn, wie sie alle Toten des Bataillons begraben, mit dem Gesicht nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen. Seine Maschinenpistole, die im Unterstand zurückgeblieben war, drücken sie ihm entsichert in die

Hände. Der Kommandant spricht ein paar stille Worte. Schimmel sagt, daß Leo nun trotz seiner toten, leeren Augenhöhlen die Sonne aufgehen sieht. Sie sind alle davon überzeugt, daß es wirklich so ist. Und dann gehen sie zurück zum Gefechtsstand und tun, was sie Leo und seinen beiden Männern schuldig sind, und was den Unternehmungen dieser Nacht erst ihren klaren und tiefen Sinn gibt.
Wenige Tage später wird das Bataillon aus dem Abschnitt herausgezogen. Die Ablösung kommt und die Männer blicken beim Verlassen der Stellung alle noch einmal zu Leos Grab hinüber. Niemals werden sie sein Gesicht vergessen können, ein langes, schmales Gesicht mit leeren, blutigen Höhlen dort, wo einmal die hellen Augen leuchteten, und mit einem Mund, der keine Zunge und keine Sprache mehr hatte. Der Sturmmann Leo Grabski, den sie den ‚Sanftmütigen' nannten, behält einen besonderen Platz in ihren Herzen.
Die fünf von der Ersten, die den Kommissar inmitten seiner eigenen Truppe fingen, werden niemals darüber sprechen. Aber das Unternehmen wird im ganzen Frontabschnitt bekannt, und die Kameraden vom Heer beiderseits des Stangenwaldes sprechen noch lange davon.

BASKA

Wer vom Bataillon erzählen will, darf Baska nicht vergessen. Eigentlich müßte man Fräulein Baska zu ihr sagen, wenn man sie anredet. Aber Schimmel, zu dem sie nun gehört, nennt sie einfach Baska, und da sie nichts dagegen einzuwenden hat, hält das ganze Bataillon es ebenso. Sie wurde in einer kleinen Hütte, mitten im dunklen Wald bei Luga geboren. Weder ihre Mutter, die sie zärtlich betreute, noch ihr Pflegevater, der alte russische Waldhüter Stephan, dachten jemals daran, daß Baska eines Tages mit einem fremden deutschen Soldaten fortgehen würde. Aber ‚Der Mensch denkt und Gott lenkt' sagt ein altes Sprichwort. Irgendwann einmal kam also einer dieser fremden Soldaten in die Hütte zum alten Stephan, setzte sich auf die rohe Holzbank neben der Tür, lehnte seinen derben, mit allerlei Brandmalerei verzierten Stock an die Wand und lächelte zu Baska hinüber. Die stand neben ihrer böse blickenden Mutter und wußte nicht recht, was von dem Eindringling zu halten war. Der unterhielt sich lange Zeit mit Stephan. Sie nahmen beide immer wieder ihre Hände zu Hilfe, um Worte, die sie nicht in die Sprache des anderen zu übertragen vermochten, doch irgendwie auszudrücken. Als der Soldat schließlich die Hütte wieder verließ, sah er natürlich wieder zu Baska hinüber und auch zu Ljuba, ihrer Mutter, die nun schon gar nicht mehr so böse blickte. Sie hatte mit feinem Instinkt schon gefühlt, daß der Fremde nichts Böses im Sinne hatte. Der kam am anderen Tage wieder, brachte einen ganzen Brotbeutel voller Leckerbissen mit und teilte sie unter den Hüttenbewohnern aus. Hartes, gutes Brot, Wurst und andere Dinge. Es schmeckte allen dreien, Baska, Ljuba und Stephan, sichtlich und hörbar gut, und sie sahen den Soldaten am Abend gar nicht gerne wieder ziehen. Bevor er aus der Hütte trat, strich er Baska leicht über den Kopf. Sie war wirklich sehr schön. Stephan ging dann noch ein kleines Stück neben ihm her und sie redeten beide mit Mund und Händen.

Später, als Stephan wieder neben dem Ofen in seiner Hütte saß, rief

er Baska zu sich und hieß sie sich zu ihm setzen. Er schaute eine Weile in die dunkelrote Glut des Ofengewölbes, begann zu sprechen und sagte Baska, daß er beschlossen habe, sie dem deutschen Soldaten zu geben. Der sei gut und jung dazu, Baska würde es bestimmt gut bei ihm haben. Sicher besser, als hier in der kleinen Hütte. Stephan sah dabei Baska in die schönen dunklen Augen, dachte daran, daß sie in der Blüte ihrer Jugend stand und gute kräftige Kost nötig hatte, um sich voll zu entwickeln. Er selbst konnte ihr diese Kost nicht mehr bieten. Seit dem großen Krieg war das Wild in den Wäldern weniger geworden, nur selten fing sich noch ein Hase in den Schlingen, die er stellte, und vom Rotwild war schon gar nichts mehr zu sehen. Stephan und Ljuba waren beide alt und genügsam. Sie kamen auch mit einem Stück Brot und einer Schüssel Kascha aus. Aber Baska, dieses junge blühende Frauenzimmer, mußte etwas Vernünftiges in die Knochen bekommen. Darum wolle er sie also dem Soldaten geben. Stephan bekreuzigte sich und betete leise, daß Baska bei den Soldaten nichts geschähe. Denn es war ja Krieg, und Soldaten waren zum Kämpfen da. Auch Baska würde an der Seite des jungen Soldaten den Krieg zu spüren bekommen. Aber sie würde es gut bei ihm haben. Das gab den Ausschlag.
Am anderen Tag kam der Soldat zum drittenmal und brachte noch zwei seiner Kameraden mit. Der eine war so groß wie ein Riese und mußte sich in der Hütte ducken, um nicht mit dem Kopf gegen die Decke zu stoßen. Der andere war so groß wie der junge Soldat, den Baska und Ljuba nun schon kannten. Er sprach Stephan in seiner Muttersprache an. Ljuba und Baska horchten erstaunt auf, als sie die russischen Worte hörten. Auch der Riese redete die Sprache ihrer Heimat. Die beiden sahen Ljuba und Baska an und sagten, daß sie beide wunderschön seien. Dann aber setzten die Männer sich zusammen, und Stephan erzählte leise, was Ljuba erlebt hatte, und wie es zu Baskas Geburt gekommen war.
Später stellte der junge Soldat zwei Flaschen Schnaps auf den Tisch und schob Stephan ein Paket mit Brot, Speck und anderen guten Dingen zu. Es sollte ein Trost für ihn und für Ljuba sein, die sich ja doch nun recht einsam vorkommen würden. Dann standen sie auf. Stephan rief Baska, die neben ihrer Mutter in der Stubenecke saß, zu sich. Er wußte aber genau, daß sie sich nicht freiwillig von ihrer Mutter trennen würde. Und darum tat er etwas Ungewöhnliches. Er nahm einen breiten Lederriemen vom Wandhaken, schnallte Baska

daran fest und gab das andere Ende dem jungen Soldaten in die Hand. Deutlicher konnte er seinem Willen nicht Ausdruck geben. Er streichelte ihr noch einmal über den Kopf und sprach ihr gut zu. Dann mußte er plötzlich Ljuba zurückhalten, die mit schmalen, funkelnden Augen auf die Soldaten zuging. Baska drängte ihr entgegen. Für einen kleinen Augenblick legten sie noch einmal ihre Köpfe aneinander. Aber dann zog Stephan Ljuba sanft zurück, und die drei Soldaten verließen mit Baska die Hütte. Mit einem letzten Blick auf die Mutter folgte sie ihnen und wehrte sich nicht. Sie sah ein, daß es keinen Zweck hatte. Aber als sie ein kleines Stück in den Wald hineingegangen waren, hörten sie Ljubas laute Klagen von der Hütte her. Da blieb Baska stehen und klagte ebenfalls laut und hemmungslos. Der junge Soldat streichelte sie immer wieder und sprach ihr gut zu, nahm alle Worte zusammen, die er finden konnte. Endlich beruhigte sie sich, und sie gingen weiter. Ja, so fing es an mit Baska. –
Die drei Soldaten kommen auf ein paar Häuser zu, bei denen es von deutschen Kameraden nur so wimmelt. Von allen Seiten laufen sie herbei und staunen Baska mit großen Augen an. Die vielen fremden Männer verwirren sie ein wenig. Als der eine oder andere sogar versucht, sie anzufassen, wird sie böse und funkelt die Männer aus wilden Augen an. Sie ziehen die Hand schnell wieder zurück. Der junge Soldat hat natürlich, bevor sie zu den Häusern kamen, den Lederriemen abgenommen und fortgesteckt. Baska steht frei zwischen den Männern und überlegt bestimmt, ob sie jetzt nicht zur heimatlichen Hütte und zu ihrer klagenden Mutter zurückkehren soll. Aber der junge Soldat ahnt ihre Gedanken und sagt zu ihr: „Baska, du willst wieder zurück, ja? Aber ich will gut zu dir sein! Du wirst es nicht bereuen, wenn du bei mir bleibt!“ Und wenn sie auch die Worte nicht verstehen kann, so hört sie doch am Klang der Stimme, wie sie gemeint sind, und – bleibt.
Das Bataillon hat also nach Luga verlegt und ist wenige Tage darauf wieder in die Hauptkampflinie gegangen. Baska lebt sich schnell ein und ist natürlich der erklärte Liebling des ganzen Bataillons. Sie wird von allen freundlich und verständnisvoll behandelt und verwöhnt, auch verpflegungsmäßig. Und sie entwickelt sich in kurzer Zeit zu einer wahren Schönheit. Groß und kräftig, mit leuchtenden Augen, trägt sie eine stolze, selbstbewußte Haltung zur Schau und zieht aller Blicke auf sich. Auch Soldaten und Offiziere anderer Truppenteile werfen ihr verliebte Blicke zu, und manch einer versucht so-

gar Schimmel zu bewegen, sich wieder von ihr zu trennen und sie ihm zu überlassen. Der lacht nur, sieht Baska an, die an seiner Seite geht, und sagt: „Baska, der möchte dich gerne mitnehmen. Willst du mit ihm gehen?“ Wenn sie dann den Fremden anblickt, ihre Lippen sich öffnen und die schneeweißen Zähne hervorschimmern, dann bekommt der andere es regelmäßig mit der Angst, macht einen Rückzieher und sagt wohl: „Das ist ja eine Wölfin!“ Dann lacht Schimmel wieder und meint, Baskas Vater möge vielleicht ein Wolf gewesen sein, aber ihre Mutter bestimmt nicht!
Denn so hat Stephan den Männern die Geschichte von Baskas Abstammung erzählt: ihr Vater war ein alter, mächtiger Leitwolf, der größte und stärkste seines Rudels. Stephan hatte ihn des Nachts oft dicht bei seiner Hütte heulen hören, wenn der Mond voll am Himmel stand, oder wenn er das verstreute Rudel zusammenrief, hatte ihn sogar zweimal im Mondlicht auf der Lichtung auf den Hinterkeulen sitzen sehen, den Fang senkrecht nach oben gereckt beim Rufen. Seitdem hatte Stephan davon geträumt, Ljuba, seine große Wolfshündin, von dem alten Kämpen belegen zu lassen. Als Ljuba in die Hitze kam, hatte er sie nachts am Rande der Lichtung angebunden und die ganze Nacht kein Auge zugetan. In der nächsten Nacht wartete er wieder und dann – hörte er die mächtig orgelnde Stimme des alten Wolfs ganz dicht bei der Hütte. Ljuba gab mit einem langgezogenen Heulton Antwort. Dann wurde es ruhig. Morgens lag Ljuba ruhig und friedlich neben der alten Tanne, an die er sie gebunden hatte. Nur die Spuren ringsum verrieten, daß sie mit dem Leitwolf Hochzeit gehalten hatte. Von diesem Tag an hielt Stephan sie wieder in der Hütte. Der alte Wolf aber strich in den folgenden Nächten stundenlang um die Hütte herum und schickte seinen wilden Ruf in die Nacht. Ljuba wollte dann jedesmal hinaus und kratzte an der festen Tür der Hütte. Aber Stephan ließ sie nicht mehr fort. Nach dreiundsechzig Tagen legte sie sich nieder und gebar ein kleines wolliges Tierchen, kräftiger als Ljuba selbst es bei ihrer Geburt gewesen war. Und sie war doch ein großes, starkes Tier. Bald war das Kleine nicht mehr klein, sondern schon fast so groß wie die Mutter und wenig später sogar ein Stück größer als sie und ein ganzes Teil schwerer. Aus dem Bau und aus jeder Bewegung sprach deutlich der Wolfsvater. Stephan erkannte ihn täglich in Baska wieder.
Man kann sie also wirklich für einen Wolf halten! Groß und von mächtiger Gestalt steht sie neben ihrem Herrn, der Kopf mit dem

langen Fang und den festen, scharfen Wolfszähnen darin ist ganz der ihres Vaters. Der Nacken ist breit und verrät die ungeheure Kraft, die in ihr steckt. Dabei steht sie auf hohen, sehnigen Läufen und die dicke, buschige Rute reicht bis zum Boden. Das Fell ist grauschwarz gemischt, das Haar lang und fest. Im Widerist ist sie sechsundziebzig Zentimeter hoch und ihr Gewicht von fünfundachtzig Pfund ist auch unter den größten Schäferhunden ungewöhnlich.
Zuerst bleibt sie immer im Unterstand, wenn es zum Angriff geht oder ihr Herr an einem Späh- oder Stoßtrupp-Unternehmen beteiligt ist. Aber dann, eines Tages, fällt Schimmel am Wolchow bei einem Spähtrupp in ein Sumpfloch, knapp achtzig Meter vor dem russischen Graben, und versackt bis zur Brust darin. Drei volle Stunden bemühen sich die Kameraden, ihn aus dem zähen, saugenden Morast freizubekommen. Dann haben sie es endlich geschafft, gerade als ein russischer Stoßtrupp auftaucht, um nach dem Rechten zu sehen. Es kommt zum Nahkampf. Karelat fällt und Schimmel bekommt einen Kolbenhieb über den Kopf, so daß sie ihn besinnungslos zurücktragen müssen. Seit diesem Tag läßt sich Baska nicht mehr in den Unterstand sperren. Sie zerreißt jeden Riemen und wühlt sich unter der Eingangstür hindurch, um ihrem Herrn zu folgen.
So geht sie in Zukunft eben mit, erkennt sehr schnell, worum es hier geht, und wird zu einem gefährlichen Kämpfer, ohne daß es ihr erst jemand zu zeigen braucht. Eines Tages tritt das Bataillon wieder einmal bei einem Angriff der Sowjets zum Gegenstoß an. Die Männer stehen bereits im Nahkampf, da fliegt Baska plötzlich mit dumpfem Knurren an ihrem Herrn vorbei und reißt einen russischen Oberleutnant, der mit erhobenem Dolch auf Schimmel zusprang, zu Boden. Der Russe sticht zu und sie fühlt, wie der Dolch über ihre Rippen fährt und das Fell zerschneidet. Da beißt sie zu und hat mit einem Griff ihrer starken Zähne dem roten Offizier die Gurgel zermalmt.
Seitdem ist sie verändert. Sobald sie einen Russen wittert, sträuben sich ihr die Nackenhaare, und ein dumpfes, drohendes Knurren entringt sich ihrer Brust. Sie läuft nun jeden Spähtrupp mit und warnt ihren Herren und die anderen Männer lange, bevor diese etwas erkannt haben. Nicht lange, und sie geht alleine, auf eigene Faust vor und macht feindliche Horch- und Grabenposten unschädlich. Es geschieht immer auf die gleiche Art. Sie bleibt plötzlich stehen und drückt sich an Schimmels Schenkel. Der faßt im Dunkeln nach ihrem Nacken und streicht ihr, wenn er das Knurren hört, leicht über den

Kopf. Einen Augenblick später löst sich Baska dann von ihm und verschwindet lautlos im Dunkeln. Die Männer gehen zu Boden und warten. Manchmal hören sie etwas plumpsen, aber meist hören sie überhaupt nichts. Auf einmal steht dann Baska wieder vor ihnen, drückt ihren starken Kopf gegen Schimmels Körper und läßt sich von ihm streicheln. Wenn sie dann weitergehen, hat Schimmel die linke Hand in Baskas Nackenhaar und läßt sich von ihr führen. Und jedesmal, wenn sie dann stehen bleibt und leise knurrt, liegt ein feindlicher Posten vor ihnen, stumm und leblos, mit zerbissener Kehle.
Sie gewöhnt sich auch an, nachts in der Stellung vor dem Unterstand zu schlafen. Und es kann keiner zu Schimmel, den sie nicht erst beschnuppert hat. Sie kennt längst alle Männer des Bataillons. Aber obgleich die das wissen, ist es doch immer wieder ein unheimliches Gefühl, mit einer Meldung zum Führer der Ersten zu müssen und plötzlich den Schatten des mächtigen Tieres auf sich zukommen zu sehen. Wenn sie die Männer berochen und den Weg freigegeben hat, folgt sie ihnen in den Unterstand, bleibt zwischen ihnen und Schimmel stehen und verfolgt jede Bewegung mit funkelnden Augen und geöffnetem Fang. Wenn die Männer den Unterstand wieder verlassen, so folgt Baska ihnen hinaus und legt sich wieder lautlos nieder.
In manchen Nächten aber hebt sie den Kopf, windet ins Niemandsland hinaus, läuft in den Unterstand und stößt Schimmel knurrend den Kopf in die Seite. Der weiß dann schon, was los ist. Er ist inmitten der einsamen Wälder der Ost-Brandenburger Grenzmark aufgewachsen, und vom ersten Tage seines Lebens an sind stets Hunde um ihn gewesen. Er kann in den Augen der Vierbeiner lesen und versteht ihre Sprache. Wenn also Baska ihn nachts aus dem Schlaf aufstört, ist Sekunden später lautlos die Kompanie alarmiert, und der anschleichende Feind wird gebührend empfangen.
Das alles muß man miterlebt haben, um zu verstehen, daß Baska eines Tages das Eiserne Kreuz erhält. Als Blohm, der Kommandeur, es ihr umhängen will, benimmt sie sich gänzlich unmilitärisch und knurrt das schwarze Kreuz mit dem silbernen Rand nur mißtrauisch an. Erst nachdem Blohm es Schimmel übergeben hat, läßt sie es sich an dem ums Doppelte verlängerten Band um den Hals hängen. Sie bekommt dazu noch einen ganzen Kranz aus dicker Fleischwurst, und der ist ihr so sympathisch, daß sie ihn ohne Zögern zwischen die Zähne nimmt.
Wenige Tage später wird Baska auch mit dem Infanterie-Sturmabzei-

chen und dem silbernen Verwundetenabzeichen ausgezeichnet. Sie hat inzwischen außer dem Messerstich des russischen Oberleutnants zwei Streifschüsse erhalten. Der eine hat aus ihrer rechten Flanke ein Stück Fleisch herausgerissen und eine breite Narbe hinterlassen. Der andere hat den rechten Vorderlauf gestreift. Auch dort ist die Narbe zu sehen. Baska ist zu einem sturmerprobten Soldaten geworden. Bei jedem Angriff läuft sie nun neben Schimmel an der Spitze der Ersten, und sobald es zum Nahkampf kommt, fliegt ihr mächtiger Körper wie ein Pfeil durch die Luft, und ihre Zähne suchen die Kehlen der Angreifer. Bei jedem Spähtrupp ist sie dabei und verhilft ihm zum Erfolg. Nachdem die ersten Winternebel über das weite Feld gezogen sind, kommt es oft vor, daß nach einem Angriff der eine oder andere Kamerad verwundet im Vorfeld oder auch weit draußen im Niemandsland liegt und daß die im Nebel umherirrenden Sanitäter ihn nicht finden. An solchen Tagen steigt Schimmel mit Baska aus dem Graben und streift mit ihr das Niemandsland ab. Ehlers und einige seiner Männer sind meist mit von der Partie. Immer wieder löst sich dann Baska von ihnen und verschwindet im Nebel. Wenn sie wieder auftaucht und Schimmel mit dem Fang anstößt, folgen ihr die Männer und finden mit Sicherheit einen der verwundeten Kameraden. Wenn Schimmel ihr dann den Kopf krault und sie lobt, leuchten ihre Augen voller Freude und Stolz hell auf. Bis zur Sonnenwende rettet sie achtzehn Männern des Bataillons das Leben. Als erstem und einzigem Vierbeiner wird ihr daraufhin das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen. Der Bataillonsschirrmeister besorgt breite, weiche Lederriemen und blanke Messingschnallen. Belmont, Zugführer in der Zwoten und im zivilen Leben Sattler, nimmt mit Schimmels Hilfe Maß und fertigt ein schönes Brustgeschirr für Baska an. Ihre Auszeichnungen werden auf dem Brustgeschirr befestigt, so daß sie sie nun auch tragen kann. Allerdings ist sie ohne das Brustgeschirr glücklicher. Schimmel legt es ihr nur bei feierlichen Anlässen an, so bei der stillen Julfeier im Unterstand und beim Einzug des neuen Jahres.
Diese Silversternacht hat es in sich. Am ganzen Frontabschnitt herrscht Ruhe. Punkt zwölf zischt beim Bataillonsgefechtsstand eine rote Leuchtkugel in den dunklen Nachthimmel. Sofort steigen auch bei den Kompanien rote Leuchtkugeln auf, hinterher weiße, dann grüne, ein Maschinengewehr rattert los, andere fallen ein, Gewehrschüsse, Pistolenschüsse mischen sich in das Konzert, und dann

bummst es bei den Bofors. Bei den beiden Nachbarn des Bataillons geht die Knallerei nun auch los und bald steht der ganze Himmel über der deutschen Frontlinie im Lichte der Leuchtkugeln und Leuchtspurgeschosse. Ein riesiges, bizarres Feuerwerk funkelt und knattert in die Nacht empor: die Wolchowfront schießt das neue Jahr ein!

DIE TODESRUNE

Drei Wochen später: der Schnee wirbelt in dicken Flocken vom tiefhängenden Wolkenhimmel und deckt langsam die toten Russen im Niemandsland zu. Es ist der 20. Januar 1944. Der Russe hat mit einer starken Stoßarmee aus dem Oranienbaumer Brückenkopf heraus den Einschließungsring um Leningrad durchbrochen und versucht nun seinerseits, die 18. Armee einzukesseln. Die ganze deutsche Front bei Leningrad und Nowgorod ist zurückgenommen worden, nur der Wolchowbrückenkopf liegt noch als Sperriegel vor den endlosen Sümpfen und wird nach wie vor erbittert verteidigt. Am äußersten rechten Zipfel kämpft das Bataillon. Die Männer wehren den wie wahnsinnig anrennenden Feind immer von neuem ab. Um vier Uhr nachmittags beginnt es schon, dunkel zu werden. Zwei Stunden später, gegen sechs Uhr, wird die Infanterie-Division an der linken Flanke des Bataillons zurückgenommen, und die Fünfhunderter haben natürlich diese Absetzbewegung zu decken. Sie haben einen Funkspruch aufgefangen, aus dem sie wissen, daß ein Stück weiter ihre Kameraden von der zweiten lettischen Freiwilligenbrigade kämpfen. Sie decken unter ihrem Kommandeur Standartenführer Voldemar Veiss ebenfalls die Absetzbewegung einer Division. Es ist immer das gleiche Lied. In der Nacht kommt der Russe mit zahlreichen Panzern. Elf davon werden ausgeschaltet. Die anderen haben genug und drehen ab. Der kommende Tag wird wieder hart und schwer. Panzer, Schlachtflieger, Stalinorgeln und Infanterie in unabsehbaren Mengen werden gegen sie eingesetzt. Das Bataillon hält und fällt. Sie fangen wieder einen Funkspruch auf, nach dem sich nun auch die tapferen Letten langsam und hart kämpfend vom Feind lösen. Aber die Russen sind schon beiderseits der lettischen Brigade vorbeigestoßen und versuchen, sie zu überflügeln. Das Bataillon hält seinen Abschnitt immer noch. Dann hat der Russe die leeren Räume zu seinen beiden Seiten erkannt und

stößt vorbei, den abgezogenen Heeresverbänden nach. Das Bataillon kämpft weiter und hält. Alle Fahrzeuge sind zerschossen und ausgebrannt. Jede Stunde nimmt ein paar Männer für immer aus dem Kreis der Kameraden. Endlich haben auch die Bofors keine Granaten mehr, und die Kanoniere sprengen ihre Geschütze. Es ist vollkommen unmöglich, sie etwa im Mannschaftszug durch den Schnee und Morast zu bringen.

Am 24. Januar kommt ein Funkspruch, der nach dem Bataillon und seiner jetzigen Stellung fragt. Keine Viertelstunde, nachdem die Antwort heraus ist, kommt der Absetzbefehl. Die deutsche Front ist schon siebzig Kilometer zurück, und man rechnet höheren Orts nicht mehr damit, daß dem Bataillon der Durchbruch gelingen wird. Wie sich doch die Lage immer wiederholt! Die Männer stehen einen Augenblick im wirbelnden Schnee und hören ihrem Kommandeur zu, der den Funkspruch in Händen hält und ihnen sagt, wo etwa die eigene Linie jetzt verläuft. In der Nacht bereiten sie dann alles vor, verteilen die letzte Munition und den letzten Proviant und brechen im ersten Tageslicht auf. Der Russe hat sie inzwischen schon überall umgangen. Sie müssen sich erst jeden Schritt, jeden Meter freikämpfen. Wer fällt, den decken schnell die Schneeflocken zu. Wer verwundet wird, den schleppen sie mit. Aber immer wieder müssen sie die Verwundeten im weichen Schnee absetzen, um sich erst ein weiteres Wegstück freizukämpfen. Wenn sie dann zurückstapfen, um die Kameraden wieder aufzunehmen, sind diese oft schon von einer dünnen Schneeschicht bedeckt und rühren sich nicht mehr, halten noch die Pistole in den verkrampften Fäusten, weil sie den kämpfenden Kameraden den Weg nicht noch schwerer machen wollten, als er ohnehin schon ist. Am ersten Tage schaffen sie zwanzig Kilometer, am nächsten werden es nicht mehr als zehn. Immer wieder treten ihnen sowjetische Verbände entgegen und verlegen ihnen den Weg. Wenn sie auch weiterhin diese starken Feindkräfte genau in ihrer Marschrichtung antreffen, werden sie die eigenen Linien tatsächlich nie mehr erreichen, wie man es sich höheren Orts ja auch ausgerechnet hat. So weichen sie in der Nacht vor einem neuen Sperrgürtel, aus dem ihnen die ersten Schüsse entgegenschlagen, zurück und schlagen einen weiten Bogen. Der Weg wird damit zwar länger, aber sie können besser marschieren, wenn man dieses mühsame Stapfen und Stolpern durch den hohen Schnee wirklich noch als Marschieren bezeichnen will.

Am 28. Januar sichtet ein deutscher Aufklärer den langsam durch den Schnee ziehenden Haufen, zieht zwei Schleifen und fliegt dann in knapp zehn Meter Höhe seitlich an ihnen vorbei. Die Besatzung fällt buchstäblich aus den Wolken, als sie erkennt, daß es deutsche Soldaten sind, die sich dort langsam ihren Weg durch Schnee und Morast suchen und ihnen zuwinken. Der Flugzeugführer wackelt zum Gegengruß ein paarmal mit den Flächen und zieht die Maschine hoch. Der Funker haut schon auf seine Taste und meldet ihre Entdeckung. Sie können es immer noch nicht fassen, hier, weit im Hinterland der russischen Stoßarmeen, noch eine deutsche Einheit gefunden zu haben. Der Chef der Luftflotte ordnet an, Fühlung mit der einsam wandernden Einheit zu halten. Doch da taucht am Horizont ein Rudel sowjetischer Jäger auf, und der Aufklärer muß verschwinden.
Die Männer unten im Schnee sehen ihm nach und stapfen weiter. Sie kommen auf ein paar Hütten zu, bei denen Soldaten und Fahrzeuge zu sehen sind. Schüsse flackern auf, dann setzt Maschinengewehrfeuer ein. Sie kämpfen den Widerstand nieder und wärmen sich an den brennenden Fahrzeugen, die von den Roten selbst im letzten Augenblick in Brand gesteckt wurden. Die haben sich solange zurückgezogen und warten, bis die so plötzlich erschienenen Deutschen weitergezogen sind. Es ist eine Nachschubeinheit, und die Männer können ihre Marschverpflegung aus den brennenden Fahrzeugen doch noch wesentlich ergänzen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit, sie sind schon wieder auf dem Marsch, liegt ein Surren in der Luft, wird lauter, und bald fegen zwei deutsche Zerstörer über den Haufen hin. Der eine wirft eine längliche Metallhülse mit einem roten Wimpel daran ab. Einer der Männer stapft hin, hebt sie auf und gibt sie dem Kommandeur. Der holt einen Zettel daraus hervor, liest ihn durch und gibt ihn an Uwe weiter, der ihm am nächsten steht. Es ist eine Meldung mit dem genauen Standort, an dem sich das Bataillon im Augenblick befindet, und mit der Anweisung, das Bataillon solle sich beim Anflug deutscher Maschinen in Hakenkreuzformation aufstellen, um nicht irrtümlich mit dem Feind verwechselt und angegriffen zu werden.
Die Zerstörer sind wieder angeflogen. Diesmal werfen sie zwei runde Metallbehälter an Fallschirmen mit Munition und eiserner Ration ab, die langsam herniedersinken. Die Männer winken, die Maschinen wippen ein paarmal und drehen wieder ab.
Am Tag darauf ist es diesig. Man kann nicht weit sehen. Und wieder

sind Flugzeuggeräusche zu hören. Es sind Motoren mit hoher Tourenzahl, keine ‚Nähmaschinen' oder IL 2, die einen ganz anderen Klang haben. Das Geräusch kommt schnell näher, es müssen wieder eigene Maschinen sein. Die Männer ziehen sich auseinander, die Kompanieführer winken sie hierhin und dorthin und dann stehen sie im Schnee und bilden ein für die anfliegenden Maschinen gut erkennbares Hakenkreuz. Die dunklen Gestalten in den grüngefleckten Tarnanzügen oder feldgrauen Mänteln heben sich deutlich vom weißen Schnee ab. Die vier schnellen zweimotorigen Maschinen halten genau darauf zu und schießen aus allen Rohren. Endlich haben die Männer erkannt, daß es keine deutschen Zerstörer, sondern Boston-Maschinen mit dem roten Sowjetstern unter den Flächen sind, und werfen sich in den Schnee. Aber ob sie nun stehen oder liegen, sie heben sich gleich scharf vom weißen Untergrund ab und bieten ein allzugutes Ziel. Die Maschinen schießen aus allen verfügbaren Öffnungen, werfen Bomben zwischen die Männer und schießen wieder. Unten müssen sie wehrlos den ganzen Zauber über sich ergehen lassen. Mancher weint vor Wut, weil neben ihm die Kameraden sterben und er ihnen nicht helfen kann. Die Tränen tropfen in den Schnee und gefrieren sofort, bilden kleine, winzige Kristalle. Das Blut tropft nicht, sondern fließt in schmalen Rinnsalen in den Schnee. Es gefriert auch, aber es werden keine Kristalle daraus, nur dunkle Flecken.
Endlich haben die tapferen Helden der Luft genug oder keine Bomben und Munition mehr, ziehen hoch und verschwinden in den tiefhängenden, schneeschweren Wolken. Die Männer erheben sich und versorgen die Verwundeten. Wilke von der Dritten hat eine ganze Ladung Bombensplitter in den Rücken bekommen. Der längste Splitter ist auf der anderen Seite wieder hinaus und hat ihn mit der Spitze an den hartgefrorenen Boden genagelt. Er liegt da und stöhnt. Als die Kameraden ihn verbinden wollen, sehen sie, was mit ihm geschehen ist. Einer ruft nach dem Knochensäger. Der kniet ein Ende weiter im Schnee und leistet Gusleb, dem Führer des ersten Zuges der Dritten, ärztliche Hilfe. Patric und Franzl sind noch weiter fort und werden selbst gerade von Sanitätern verbunden. Patric hat es an der Schulter erwischt, Franzl am linken Arm. Da brüllt wieder einer der Männer, die neben Wilke knien, nach dem Knochensäger. Gusleb richtet sich auf und sagt zu Reiners: „Los, sieh da erst mal nach dem rechten, ich komme schon zurecht." Er hat die Granate einer Bordkanone in die Hüfte bekommen, die Hüfte ist weg, auch der halbe

Leib aufgerissen, so daß er seine hervorquellenden Därme sehen kann. Reiners sagt ruhig: „Erst muß ich dich fertig machen!“
In diesem Augenblick beginnt Wilke zu schreien. Es hört sich grauenhaft an. Er schreit immer lauter und schlägt mit den Beinen wie verrückt in den Schnee. Seine Hände wühlen den Schnee vor seinem Gesicht auf und versuchen, ihn wegzufegen. Die Kameraden neben ihm werfen sich über seine Beine und drücken sie fest an den Boden, zwei andere halten seine Hände fest. Aber er schreit noch immer wie ein waidwundes Tier. Oskar, sein Kompanieführer, kann es nicht mehr anhören und drückt Wilkes Gesicht fest in den Schnee. Die anderen Männer atmen auf. Gusleb drückt jetzt Reiners energisch zur Seite und sagt: „Los, hau ab und hilf ihm!“ Reiners nickt und läuft hinüber zu Wilke. Als er dessen Rücken sieht, der vollkommen zerfetzt ist, und den langen Bombensplitter, der ihn wie ein abgebrochener Speer durch den Schnee hindurch an den Boden genagelt hat, weiß er, daß hier kein Arzt mehr helfen kann. Er gibt Oskar einen Wink, der läßt Wilkes Kopf los, und sofort fängt er wieder an zu brüllen. Aber als er merkt, daß der Arzt bei ihm ist, wird er still. Reiners faßt den langen Bombensplitter und zieht ihn mit behutsamer Hand hoch. Er muß fest zufassen, bevor sich der wie eine Säge gezackte Stahlkeil aus der Erde hebt. Sobald der Splitter sich bewegt, muß Wilke vor Schmerzen wieder schreien. Aber Reiners zieht langsam weiter, dann hat er mit einem Ruck den Splitter heraus und wirft ihn zur Seite in den Schnee. Es ist ein Stück des Bombenmantels, fast sechzig Zentimeter lang und dreimal so breit wie eine Seitengewehrklinge.
Einer der Männer wirft eine Zeltbahn auf den Schnee. Sie legen Wilke darauf. Er kann es nicht mehr lange machen, denken sie und schauen auf ihn herab. Reiners verbindet ihn noch, so gut er kann, nützen wird es nichts mehr. Beim Verbinden sieht er hinüber zu Gusleb. Der sitzt halb aufgerichtet, Decker vom schweren Granatwerferzug stützt ihm den Rücken, und Prell gibt ihm gerade die Pistole in die Hand. Der Arzt will etwas hinüber rufen, da fängt Wilke erneut an zu schreien und Reiners Worte gehen in dem Schreien unter. Als Gusleb drüben abdrückt und der Schuß aufpeitscht, wird Wilke still. Er versucht noch, den Kopf zu drehen, will etwas sagen. Aber er schafft es nicht mehr. Der Tod ist ihm zuvorgekommen. Im gleichen Augenblick läßt Decker auch Gusleb in den Schnee gleiten, den immer frohgelaunten Gusleb, der ja auch Wilkes Zugführer war. Nun sind sie

wieder in der gleichen Marschkolonne, denkt Reiners, richtet sich auf und wendet sich dem nächsten Verwundeten zu. Dabei sieht er flüchtig, daß sie auch dem Häuptling die Uniform ausgezogen haben und ihm einen Verband um die Brust legen. Wenige Meter daneben kniet Schimmel und hat den Kopf seiner Hündin zwischen den Händen. Ehlers und Schuler verbinden den linken Hinterlauf des Tieres. Reiners kniet neben Kattler vom Pionierzug nieder und legt ihm einen Oberschenkelverband an. Er hört den Häuptling fragen, wie es Baska gehe. Ehlers antwortet, es sei eine tüchtige Schmarre, aber Sehnen und Muskeln seien nicht verletzt. Schimmel spricht leise und beruhigend auf die Hündin ein.
Endlich sind alle Verwundeten versorgt. Dreiviertel des Bataillons hat es diesmal erwischt, einen großen Teil so schwer, daß er getragen werden muß. Für die zweiundzwanzig Toten kratzen sie Löcher in die harte Erde, geben ihnen ihre Waffen in die Hand und schieben Schnee und Erde über die Zeltbahnen, mit denen sie sie zugedeckt haben. Der Schlamm aus Schnee und schwarzer russischer Erde braucht ihnen nicht gerade ins Gesicht zu fallen. Dann stapfen sie weiter.
Es ist noch immer diesig. Langsam beginnt feiner Graupelschnee zu fallen und nimmt jede Sicht. Dazu kommt ein scharfer Wind auf und schneidet den Männern in die Gesichter. Sie durchqueren sumpfiges Gelände und sinken bei jedem Schritt fast bis zum Knie in den Morast. Vorn, an der Spitze, geht der Kommandeur, neben ihm Schimmel mit Baska, die auf drei Beinen läuft und den linken Hinterlauf nachschleifen läßt. Plötzlich hebt sie den Kopf, stößt den langen Fang in die Luft und knurrt böse. Der Häuptling und Schimmel bleiben stehen und starren voraus in den rieselnden Schnee. Die Landschaft liegt weiß und schweigend vor ihnen. Und wieder knurrt die Hündin. Die Männer der Spitzengruppe suchen – die Maschinenpistolen im Anschlag – jeden Meter der weißen Fläche ab. Schimmel beobachtet Baska und sagt: „Iwans sind keine vor uns, Baska knurrt die Wolken an." Der Kommandeur hebt die Hand und ruft: „Los, weiter!" Sie stapfen wieder ein Stück voran, wachsam und bereit. Baska läuft ein paar Meter voraus, stößt wieder den Fang in die Luft, als wolle sie die Wolken fassen, und knurrt mit gesträubtem Nackenhaar dumpf auf. Dann kommt sie auf Schimmel zu, faßt ihn mit den Zähnen am Mantel und hält ihn fest. Er bleibt stehen. Sofort läßt Baska ihn wieder los und knurrt den Himmel an. Die Männer stehen und suchen von neuem die Gegend ab. Schimmel sagt leise: „Ich glaube, es sind

wieder Flugzeuge im Anflug.“ Er zeigt mit der Hand in die Wolken und fragt: „Baska, wo ist der Feind?“ Die Hündin knurrt böse und sieht aufgeregt nach oben. Der Kommandeur ruft: „Alles Fliegerdeckung, unter die Büsche und in den Schnee!“ Dabei ist noch nichts zu hören. Rechts und links, in einiger Entfernung von ihrer Marschkolonne, stehen Ginsterbüsche und kleine verkrüppelte Birken. Ein Teil der Männer macht sich dort hinüber, andere legen sich, wo sie gerade stehen, in den Schnee, schieben ihn etwas zur Seite und werfen ihn dann mit den Händen über die Schultern zurück auf ihre Körper.

Nun ist ein leises, fernes Summen zu hören. Noch eine Weile, und sie können die Motoren der anfliegenden Maschinen erkennen. Und dann zieht die erste Maschine, dicht unter den tiefhängenden Wolken fliegend, seitlich an ihnen vorbei. Es folgt eine Kette von drei weiteren. Wieder sind es Zweimotorige, können eigene Flugzeuge sein. Die Maschinen verschwinden im Dunst, das Motorengeräusch wird schwächer, dann wieder lauter. Sie haben gedreht und kommen zurück. Diesmal fliegen sie tiefer, sind aber im wirbelnden Schnee noch nicht einwandfrei auszumachen. Die Männer vom Fla-Zug rufen, es seien deutsche Maschinen. Sie müssen es ja am besten wissen.

Und wieder wird das Klopfen der Motoren lauter. Der Häuptling steht auf. Überall kommen die Männer hoch. Diesmal werden sie kein Hakenkreuz mehr bilden. Der Häuptling ruft Schimmel etwas zu. Der gibt den Befehl weiter. Er fliegt von Mann zu Mann. Und als nun die Maschinen zum drittenmal anfliegen, sehen die Besatzungen unter sich im Schnee ein großes Zeichen. Sie erkennen wohl, daß dort eine Truppe im Schnee steht. Aber sie erkennen nicht, daß es eigene Kameraden sind. Denn die sollen ja – laut Befehl – beim Anflug ein Hakenkreuz bilden. Könnten sie doch ahnen, welch ein furchtbares Unglück die Männer dort unten erst vor wenigen Stunden mit ihrem Hakenkreuz hatten! Aber sie ahnen es natürlich nicht, glauben vielmehr, es handle sich um eine russische Infanterieeinheit und das Zeichen, das sie bilden, sei ein Flieger-Erkennungszeichen des Gegners.

Es kommt wie es kommen muß: die Führermaschine gibt Feuerbefehl, die Piloten drücken die Steuerknüppel nach vorn und stoßen tiefer zur Erde. Und dann bellen die Bordkanonen auf, und die Maschinengewehre der Heinkel 111 nehmen die Männer dort unten unter Feuer. Die haben im letzten Augenblick, als sie sahen, wie die

Maschinen plötzlich nach unten stießen, Unrat gewittert. Einer brüllt „Deckung!“ und alles läßt sich einfach vornüber in den weichen Schnee fallen. Die Geschosse pfeifen über die Köpfe der ersten hinweg und treffen dafür die weiter zurück liegenden ins Leben.
Sie liegen genau so, wie sie gestanden haben. Als die letzte Maschine über sie weg ist und einkurvt, kann der Bordschütze auf einmal dort im Schnee eine große Todesrune erkennen. Bevor er Soldat wurde und in den Krieg zog, war er Jugendführer. Er kennt die alten Runenzeichen und er weiß, daß auch seine Kameraden in den anderen Maschinen sie erkennen müssen, auch der Hauptmann in der Führungsmaschine. Aber der hat sich entweder nie um Runen gekümmert oder sie längst wieder vergessen.
Dem Bordschützen der letzten Maschine steigt es heiß in die Augen, als sie gerade zum neuen Angriff ansetzen will. Jetzt kommen sie wieder von vorn, und er kann die Rune klar erkennen. Eine Lebensrune ist es, gebildet aus den Leibern der Kameraden. Wenn man aber darüber hinweggebraust ist und zurückschaut, ist es eine Todesrune.
Der Bordschütze schreit ins Kehlkopfmikrophon: „Karl, nicht schießen, es sind die Kameraden, die wir suchen, die SS-Kameraden. Sie bilden eine Rune, nicht schießen!“ Und Karl, seinem Flugzeugführer, einem jungen Leutnant, kommt das Zeichen dort im Schnee auch plötzlich so bekannt vor, als habe er es irgendwo schon einmal gesehen, er weiß nur nicht genau, wo. Er ruft die anderen Maschinen, auch sie erkennen nun das Zeichen. Der Hauptmann flucht wie ein Türke: „Warum bilden sie denn kein Hakenkreuz, wie es befohlen ist!“ Dann betet er im Stillen, daß unten alles gut gegangen sei, und weiß doch, daß es nicht so ist. Denn wenn seine Besatzungen schießen, dann treffen sie auch.
Sie fliegen eine Schleife und gehen so tief, wie nur möglich. Ja, kein Zweifel, das sind die gesuchten Kameraden. Einige kommen jetzt aus dem Schnee hoch, andere bleiben liegen, und die Flieger sehen noch, wie die, die auf den Beinen sind, sich um die Liegenden scharen. Sie werfen ihre Verpflegungsbomben ab und eine Meldehülse mit rotem Wimpel. Die Meldung besagt, daß fünfzehn Kilometer weiter westlich starke russische Panzereinheiten versammelt sind. Außerdem heißt es in der Meldung, beim Anflug deutscher Maschinen seien außer der Hakenkreuzformation noch zusätzlich zwei grüne und eine rote Leuchtpatrone zu schießen. –

Die Maschinen haben abgedreht und sind im Dunst verschwunden. Die Männer unten haben schon gar nicht mehr die Köpfe gehoben, um ihnen nachzuschauen. Sie wühlen schon wieder Löcher in den Boden, besser gesagt: in den Morast. Er ist weich und es geht schnell, so wie damals, in der Todesnase am Wolchow. Wieder liegen vierzehn Mann unter den Zeltbahnen, die anderen schieben Schlamm darüber und stapfen dann weiter. –

DER MELDEHUND

In der Nacht hören sie die schweren Motoren von Panzern brummen. Sie ziehen weiter. Das Brummen ist nun neben ihnen. Die Spitze verhält einen Augenblick. Baska knurrt. Schimmel, der sie an einem kurzen Lederriemen hält, spürt, wie sie lospreschen will. Aber er hält sie fest. Langsam geht es weiter. Vor ihnen tauchen dunkle Gestalten auf. Einer ruft sie an. Als er keine Antwort bekommt, ruft er wieder. Kramer, der in der Spitzengruppe wandert, antwortet russisch. Aber die Parole scheint falsch zu sein oder der andere aus der Gruppe vor ihnen bekommt es mit der Angst zu tun. Jedenfalls blitzt es dort plötzlich auf. Sie feuern zurück. Die Gestalten sinken in den Schnee. Es stellen sich ihnen immer wieder andere dunkle Schatten in den Weg. Aber sie feuern und stapfen weiter. Um die toten Russen, die ihnen gerade noch den Weg verlegen wollten und nun dunkel auf dem hellen Boden liegen, machen sie zuerst noch kleine Bogen. Aber da immer neue kommen, es immer mehr werden, machen sie bald keine Bogen mehr, sondern treten darüber hinweg. Buschmann von der Ersten steigt eben gerade wieder über einen solchen Toten, da hängt der plötzlich mit beiden Armen an seinem Bein. Buschmann stolpert und fällt vornüber in den Schnee. Bevor er sich wieder aufrappeln kann, fühlt er den toten Iwan auf seinem Rücken. Dann knackt es dumpf, wie wenn jemand auf einen Holzklotz schlägt, und Buschmann fühlt etwas warm und feucht in seinen Nacken laufen. Der Tote auf seinem Rücken ist nun wirklich tot. Konze, der hinter ihm herstapfte, sah, wie der Iwan einen Dolch in der Faust schwang, und schlug mit dem Kolben seiner Maschinenpistole zu. Buschmann rappelt sich auf und sagt zu Konze: „Mensch, Wilfried, ich dachte doch, der Kerl ist tot!“ „Das ist er doch auch“, brummt Konze doppelsinnig. Dann stapfen sie weiter und passen nun bei jedem Toten

doppelt auf. Aber bald knallt es nicht mehr vor ihnen und auch die dunklen Gestalten bleiben fort. Sie sind durch.
Stunden später liegen plötzlich Hütten vor ihnen. Wieder werden sie angerufen und müssen sich den Weg erst freischießen. Sie schlagen im Dunkeln die Russen aus den Hütten heraus und kriechen dort selber bis zum Morgengrauen unter. Als sie dann weiter wollen, ist das Panzergebrumm wieder da, die Granaten schlagen ringsum ein und setzen einige der Hütten in Brand. Und dann greifen die Panzer mit aufgesessener Infanterie an. Aber der Zauber dauert nicht lange, dann haben sie alle zwölf Panzer mit ihren letzten Haftladungen erledigt. Einige brennen, andere sind auseinandergeflogen, und ihre Trümmer liegen zerfetzt im Gelände umher. Auch mit der roten Infanterie werden die Männer rasch fertig. Als sie zum Angriff übergehen und ihr Schlachtruf aufbraust, zerstiebt sie in alle Winde. –
Eine Stunde danach ziehen sie weiter durch den hohen Schnee. Die Männer, die der Spitzengruppe folgen, versuchen ihre Füße in deren Spuren zu setzen. Es geht sich leichter so. Inzwischen wirbeln die dicken Flocken weiter herab, Stunde um Stunde. Irgendwo dort vorne, in der Marschrichtung, müssen die deutschen Linien liegen. Zwei Stunden mögen sie sich so vorangeschleppt haben mit den vielen Verwundeten, da tauchen vor der Spitze und zu beiden Seiten wieder die dunklen Gestalten auf und greifen mit lautem „Urräh!" und heftigem Feuer ihrer Maschinenpistolen und Schnellfeuergewehre an. Die Fünfhunderter setzen ihre Verwundeten in den Schnee, werfen sich daneben, erwidern das Feuer, lassen die Roten herankommen und zerschlagen sie dann im Nahkampf.
Es ist aber nicht so einfach, wie es sich hier lesen mag, im hohen Schnee zu fechten und miteinander zu ringen. Man rutscht, gleitet aus und fällt übereinander dabei. Wer sich dann hinterher wieder aufrappelt, der lebt. Wer liegen bleibt, ist tot. Eine einfache Regel, die Regel des Kampfes Mann gegen Mann, der mit dem Dolch in der einen und der Pistole in der anderen Hand ausgetragen wird. Wichtig ist dabei nur, daß man wieder aufsteht und weiterkämpfen und weitermarschieren kann. Und die Fünfhunderter marschieren weiter. Die Angreifer liegen stumm im Schnee und bilden dort dunkle braune Flecken. Nicht lange, dann sind diese Flecken fort, sind so weiß wie die Landschaft ringsum. Denn der Schnee fällt noch immer in dicken, weichen Flocken vom Himmel und deckt sie bald zu.
Sie haben übrigens grüne Litzen um ihre breiten Schulterklappen, die

toten Russen. Kramer sagt, es seien sogenannte Sperrverbände, Einheiten, die aus GPU-Leuten bestehen und im Rücken der sowjetischen Front für Ordnung zu sorgen oder auch bei größeren Durchbrüchen die ziellose Flucht eigener Truppen aufzuhalten hätten.
Nachmittags sind vor der Spitze ein paar Schüsse zu hören, dann ist es wieder still. Aber wenige Minuten später erhalten sie aus einem Waldstück vor ihnen zögerndes Infanteriefeuer. Sie stoßen sofort in den Wald hinein und treffen auf eine zusammengezogene größere Sanitätsabteilung der Sowjets. Ein paar Fahrzeuge wühlen sich mit laut heulenden Motoren durch den Schnee über eine Schneise fort und flüchten. Die anderen Fahrzeuge aber fangen an zu brennen, noch bevor die Männer des Bataillons bei ihnen sind. Die Russen haben sie selbst in Brand gesetzt, um sie nicht den plötzlich auftauchenden Deutschen zu überlassen. Daß auf allen den brennenden Fahrzeugen schwer verwundete Soldaten liegen, die jetzt um ihr Leben schreien, stört die Genossen scheinbar nicht.
Blohm zeigt auf die brennenden Wagen und ruft: „Los, Jungens, runter mit ihnen, ehe sie verreckt sind!" Die Männer können das Brüllen der verwundeten Roten genau so wenig hören, wie ihr Kommandeur. Sie entern auf die in Flammen stehenden Wagen und heben die Rotarmisten herunter. Die unten Stehenden fassen zu, schleppen sie ein Stück abseits und legen sie dort in den Schnee. Die Russen machen erschrockene, ungläubige Augen, beruhigen sich aber bald. Einige versuchen sogar, trotz ihrer Schmerzen zu lächeln. Dann sind die Wagen leer, und die Brüllerei ist vorbei. Langsam geht es weiter.
Vorn an der Spitze springt Baska mit einem Satz auf einen dichten Busch zu. Ein dumpfes Knurren, im Busch ist ein Rumpeln zu hören, die Hündin steht zur Hälfte darin und kämpft mit jemandem. Selbst den verwundeten Hinterlauf stemmt sie in den Boden. Dann hört man es knacken, und sie schiebt sich Zoll um Zoll zurück. Die Zweige schlagen auseinander, und die Männer der Spitzengruppe sehen, daß sie einen Mann herausschleift. Sie hat ihn über der Brust an der Uniform gefaßt und zieht ihn so aus dem Gebüsch. Seine Kehle ist zerrissen, seine Abzeichen weisen ihn als Kommissar aus. Auf Schimmels Anruf hin läßt das mächtige Tier den erledigten Gegner los, kommt auf ihn zu, hebt sich auf die Hinterläufe und legt ihm die Vorderläufe auf die Schultern. Sie legen beide die Köpfe aneinander. Einen Augenblick lang stehen Mann und Hund ohne Bewegung, als lauschten sie gegenseitig auf den Schlag ihrer Her-

zen. Dann läßt sich der Hund wieder in den Schnee gleiten. Schimmel klopft ihm die Brust und fragt Kramer, ob vielleicht der Kommissar den Befehl gegeben habe, die Fahrzeuge anzuzünden. Der meint, das sei nicht ausgeschlossen.
Hinter dem Wald gibt es von neuem Feuer. Diesmal ist es stärker. Es sind auch Maschinengewehre mit von der Partie und klopfen ihren typischen ruhigen monotonen Takt. Ihre Garben liegen verdammt gut, und es dauert eine gute halbe Stunde, bis die Maschinengewehre des Bataillons die der Russen ausgepunktet haben. Welch ein Unterschied zwischen dem ruhigen Tacken der roten Maschinengewehre und dem Rasseln der deutschen MG 42, die von den Russen „Hitlersäge" genannt werden. Aber so langsam auch die einen und so schnell die anderen sind, sie bringen doch beide, hüben wie drüben, Tod und Verderben. Bevor die Männer weiterstapfen können, müssen sie erst wieder eine Reihe von Löchern in den Schnee und in die Erde darunter schaufeln für die, die zurückbleiben. Beim Weitermarsch ist ihre Kolonne dann wieder ein Stück kürzer als vorher, und ein ganz beträchtliches Stück kürzer, als sie es am ersten Tage ihres Marsches war. Aber es geht weiter. Wichtig ist nur noch, daß es immer eine Spitze gibt und einen Vordermann, in dessen Fußstapfen man treten kann. Die an der Spitze haben keine Fußstapfen, in die sie treten können. Dafür lösen sie sich ab. Einmal geht Schimmel mit dem Kommandeur vorweg, und Baska ist bei ihnen. Dann wieder ist es Ehlers, der mit Schuler ein Stück weiter die Spur tritt. Dahinter kommen dann Felix, Kramer, Ladowski, Decker und alle die anderen.
Bevor es ganz dunkel ist, fliegen wieder einmal drei Flugzeuge über die Kolonne hinweg, drehen um und fliegen noch einmal über die Köpfe der Marschierenden hin. Man kann aber nicht mehr erkennen, ob es eigene Maschinen sind. Die Männer schießen auch keine Leuchtkugeln ab, weder zweimal grün und einmal rot, noch sonst irgendetwas. Beim dritten Anflug schießt eine der Maschinen drei grüne Sterne. Als sie aber keine Antwort vom Boden erhalten, drehen sie ab und verschwinden. Nicht lange darauf, es ist inzwischen dunkel geworden, hören sie beiderseits Motorengeräusche. Es müssen Kraftwagen sein. Später mischt sich auch der dunkle Ton schwerer Panzermotoren darunter. Die Männer kriechen in einem Waldstück unter und werfen sich in den Schnee. Posten werden ausgestellt und die letzten gefrorenen Proviantvorräte verteilt und heruntergeschlun-

gen. Dann schlafen die ersten schon trotz Schnee und Kälte. Das Motorengeräusch hält noch eine Zeit an, dann wird es schwächer und verklingt in der Nacht.
Gegen Mitternacht hören die Doppelposten am Waldrand das leichte Schurren von Schneeschuhen auf der leicht verharschten Schneedecke und sehen gleich darauf eine Reihe dunkler Schatten schnell auf sich zukommen. Sie ducken sich und wollen die Gestalten an sich vorbeilaufen lassen, um sie dann im Rücken zu fassen. Aber Schaar von der Vierten kommt mit dem Abzug seiner Maschinenpistole an einen Ast des Busches, hinter den er sich duckt, und die Spritze rasselt los. Die Skiläufer werfen sich auf der Stelle herum und versuchen zu entkommen, die beiden Posten halten daraufhin ihre Waffen auf die schnell davongleitenden Schatten. Einige davon sinken auch in den Schnee, die anderen entkommen.
Schon bei den ersten Schüssen ist im Wald alles auf den Beinen. Der Kommandeur, Uwe, Schimmel und die anderen tauchen auf, stellen kurze Fragen und gehen weiter, zu den zusammengesunkenen Gestalten hin. Sie untersuchen sie flüchtig, schnallen ihnen die Ski ab und kommen damit zurück. Es sind fünf Paar. Man kann sie gebrauchen. Ein kleiner Spähtrupp wird damit immer ein wenig vor dem Bataillon her aufklären können. Wie sie noch bei den beiden Posten stehen, kommt es einem der Männer so vor, als sei weit hinten ein schwacher Lichtschein aufgetaucht. Er meldet seine Wahrnehmung, aber es ist nichts mehr zu erkennen. Sie stehen noch und starren über den matt glitzernden Schnee hinweg ins Dunkel. Da tritt Baska einen Schritt vor und sieht zur Seite. Auch die Männer sehen nun dorthin und glauben, einen niedrigen dunklen Schatten auf der Schneedecke zu erkennen. Entweder läuft dort ein Mensch tief gebückt, oder es ist etwas anderes. So schnell kann ein Mensch in gebückter Haltung eigentlich nicht laufen. Sie sehen, wie Baska sich löst und über den Schnee huscht. Sie läuft schräg auf den anderen Schatten zu, der jetzt stehen bleibt und sich dann langsam zur Seite bewegt. Es ist offensichtlich, daß er ausweichen will. Aber dann bleibt er wieder stehen, nur einen winzigen Augenblick, doch der reicht aus, um ihn Baska näher zu bringen. Beide Schatten prallen aufeinander. Die Männer hören ein Knurren und ein leises Jaulen, laufen über den Schnee und kommen gleich darauf bei Baska und dem anderen Schatten an. Es ist ein großer dunkler Hund. Er liegt auf dem Rücken und die riesige Hündin hält seine Drossel in ihrem

mächtigen Fang. Er jault leise, der schwarze Hund, fürchtet wohl für sein Leben und spürt mit feinem Instinkt das wölfische Blut seines Gegners.
„Verdammt!" sagt Felix. „Daß Baska sogar einen Hund angreift, hätte ich nicht gedacht. Hunde beißen sich doch nur, aber die will ihn ja kaltmachen!" Er denkt nicht daran, daß Baskas Vater ein alter, mächtiger Leitwolf war, der größte und stärkste seines Rudels, und daß zwischen Hunden und Wölfen, wenn sie nicht gerade läufig sind, Feindschaft herrscht. Schimmel ruft Baska zurück. Nur zögernd gibt sie den Gegner frei und bleibt dicht neben ihm stehen. Ehlers bückt sich, streichelt den dunklen Hund und sagt: „Ein Schäferhund, wie kommt denn der hierher? Vielleicht einem deutschen Offizier oder einer deutschen Einheit entlaufen?" Der Hund liegt noch und mieft leise. Ehlers streichelt ihn wieder und Kramer sagt gerade: „Die rote Armee züchtet auch deutsche Schäferhunde für den Truppendienst", da berührt Ehlers mit der Hand einen schmalen Lederriemen, fühlt weiter und sagt: „Der hat ein schmales Brustgeschirr um!" Kramer bückt sich, spricht den Hund auf russisch an. Der spitzt die Ohren und springt auf. Auf der anderen Seite des Brustgeschirrs hängt eine schmale, flache Ledertasche. Kramer öffnet sie und zieht einen Zettel heraus, klopft dem Hund lobend den Rücken, sagt „Pascholl!" und zeigt ihm mit der Hand voraus ins Dunkel. Der Hund sieht kurz zu Baska hin, die von Schimmel zurückgehalten wird, springt mit einem Satz an und verschwindet.
Sie loben Baska und wundern sich über Kramer. Der erklärt ihnen, daß er eben eine gründliche Ausbildung genossen habe. Zur Schulung der roten Offiziere gehöre auch ein Kursus in einer Meldehundstaffel. Hinter einem Busch schlägt dann Felix seinen Mantel etwas auseinander, Kramer steckt die Hand mit dem Zettel zwischen die Mantelhälften und Ehlers leuchtet mit einer blau abgeblendeten Taschenlampe. Der Zettel enthält eine Meldung, die klar und deutlich besagt, wo sich die deutsche Einheit befindet. Die Planzahl der vermutlich hier gültigen russischen Karte ist angegeben, auch die Uhrzeit, zu der die Deutschen gesichtet wurden, und der Abgang der Meldung. Sie besagt weiter, daß der Spähtrupp Fühlung halte, und bittet um Panzer- und Infanterieunterstützung. Die Uhrzeit stimmt mit dem Zusammenprall der beiden Posten mit den Skiläufern überein.
„Ein dicker Hund", sagt Felix, „die Brüder haben uns verloren und

9

uns ein paar Spähtrupps nachgehetzt. Und die haben gleich Meldehunde mit, um die Sache in Schwung zu bringen!" Der Kommandeur befiehlt sofortigen Aufbruch. Ob der Spähtrupp noch an ihren Fersen hängt, wissen sie nicht. Es ist auch unwichtig.

AUFGEGEBEN UND TOTGEGLAUBT

Gegen Morgen hören sie es in der Ferne grummeln, so als ob dort viele Geschütze donnern würden. Mit jedem Kilometer, den sie zurücklegen, wird das Grummeln stärker. Kein Zweifel, sie nähern sich der Front. Es gibt den Männern neuen Auftrieb. Sie stapfen etwas schneller voran. Irgendwo vorne läuft ihr Ski-Spähtrupp und sondiert die Gegend. Und dieser Trupp, fünf Mann unter Uwes Führung, sichtet auch das Dorf weit hinter den Kusseln, und die Panzer, die wie langsame dicke Käfer über den Schnee kriechen, und das Gewimmel von kleinen dunklen Punkten dahinter, feindliche Infanterie. Ob das dem Bataillon gilt? Es stapft, im Augenblick noch unsichtbar, hinter Bäumen und Büschen heran. Die fünf Mann nehmen die Gläser und beobachten. Die Panzer fahren weiter nach links hinüber, auch die Infanterie zieht hinter ihnen her. Sie scheinen doch etwas anderes im Sinn zu haben. Aber dann schaut einer von ihnen nach rechts und erkennt auch dort Bewegung im Schnee: drei Panzer und dahinter lange Reihen von Infanterie. Mit einem Schlage wird ihnen klar: das gilt ihnen, dem Bataillon. Der rote Spähtrupp hat also Fühlung gehalten, hat sie im Morgengrauen überholt, und jetzt rückt man also aus, um sie einzusacken. Auch um die Hütten des Dorfes wimmelt es noch lustig. Dort warten sie also auch. Uwe bleibt mit drei Männern stehen, den vierten schickt er zurück. Es ist Sepp Gallo, er stammt aus den Tiroler Bergen, fegt nun wie der Blitz durch den Schnee und ist gleich darauf hinter den Büschen verschwunden.

Die Spitzengruppe des Bataillons sieht ihn herankommen, eine Fahne stäubenden Schnees hinter den Brettern. Da wissen sie gleich, daß etwas im Busch ist, und verhalten einen Augenblick. Gallo flankt ein und steht vor dem Häuptling. Nachdem er seine Meldung heruntergerasselt hat, ist es still. Der Kommandeur lächelt und wirft einen Blick zurück, über die dicht aufgeschlossenen Doppelreihen

der Männer hin. Dann hebt er die Hand, stößt sie schräg nach vorn und sagt: „Los, weiter!“
Sie schlagen ein höheres Tempo an und sind schneller bei Uwe und seinem Spähtrupp, als dieser erwartet hat. Die Roten in den Flanken ziehen noch immer in der gleichen Richtung weiter. Scheinbar rechnen sie nicht damit, daß die Deutschen schon so weit vorangekommen sind. Nicht lange, und sie sind schon weit hinter ihnen. Eigentlich müßten sie die lange Kolonne in ihrer Mitte ja längst gesehen haben. Sie hebt sich genau so deutlich vom Schnee ab, wie sie selbst auch. Aber dann hätten sie doch sicher längst eingeschwenkt und griffen an. Aber sie ziehen weiter.
Es ist eins der kleinen Wunder, wie sie oft im Kriege geschehen, und die doch über Leben und Sterben vieler Männer entscheiden! Wenn die Roten nämlich jetzt aus den Flanken angreifen würden mit ihren Panzern und ihrer Masse von Infanterie, und die hinten aus dem Dorf kämen noch dazu, dann hätten die Fünfhunderter nicht mehr viel zu bestellen. Aber die beiden langen Keile aus Panzern und Infanterie verschwinden unterdes schon langsam am Horizont. Jetzt nur voran, auf das Dorf zu! Das Bataillon zieht durch den Schnee, die Häuser im Dorf werden immer größer, und dort ist man nicht so schläfrig. Schon fegen die ersten Salven heran. Das Bataillon hat einen tiefgestaffelten Keil gebildet und greift an. Unaufhaltsam geht es weiter. Hier und dort fällt einer in den Schnee. Wenn er noch lebt, packen ihn ein paar Kameraden und schleppen ihn mit wie die vielen anderen Verwundeten. Wenn er tot ist, drücken sie ihm die Augen zu, nehmen ihm die Erkennungsmarke, das Soldbuch und die Munition ab und stürmen weiter.
Jetzt sind sie dicht vor den Häusern. Zwei Panzer lösen sich von dort, kommen hin- und herkurvend heran, drehen plötzlich wieder um und fahren zu den Häusern zurück. Von dort schießt nun auch kurz und hart die Pak, hohe Schneefontänen stieben unter ihren Einschlägen auf. Doch der Sturm geht weiter. Der Kommandeur knickt vornüber und legt sich lang in den Schnee, versucht wieder aufzustehen, schafft es aber nicht. Er ruft Schimmel etwas zu, der neben ihm läuft. Der nickt und hebt seinen Knüppel hoch in die Luft. „Vorwärts, Männer, vorwärts!“ ertönt sein Ruf. Sie haben den Kommandeur aufgenommen und tragen ihn zwischen sich. Und wieder lockt der Ruf: „Vorwärts, Männer, vorwärts, vorwärts!“ Sie hören ihn nicht zum erstenmal. Der Ersten ist er seit langem vertraut.

Aber noch nie hat er sie so gepackt, noch nie so beflügelt, wie jetzt hier beim Sturm auf das feuernde Dorf im Rücken der russischen Front, weit vor den eigenen Linien.
Schon sind sie zwischen den Häusern und stehen im Nahkampf. Die zwei Panzer werden mit sowjetischen Brandflaschen, die sie gleich hinter einem der ersten Häuser im Stroh gefunden haben, bekämpft. Auch die Pak muß das Schießen einstellen, weil die Männer plötzlich über den Schutzschilden der Geschütze auftauchen und die Kanoniere zusammenschlagen. Die rote Infanterie aber hat sich regelrecht in Häuser und Erde verkrallt und wehrt sich verbissen und tapfer, wie kaum je zuvor.
Jetzt tauchen hinter dem Bataillon auch die zwei Keile wieder auf, die vorher davongezogen waren. Ihre Panzer fahren mit voller Kraft vorneweg und auf ihnen hängt in dicken Trauben rote Infanterie. Aber sie fahren in das Feuer ihrer eigenen Pakgeschütze, die von den Fünfhundertern erstürmt wurden und jetzt von den Männern des Fla-Zuges bedient werden. Ein Panzer nach dem anderen gibt seinen Geist auf und steht bald lichterloh brennend im Gelände. Doch die Infanterie greift an, hart, eisern und verbissen. Noch während des Kampfes treffen aus der Richtung der Front her neue rote Panzer- und Infanterie-Einheiten ein. Die rote Führung will nun eindeutig mit diesem im Rücken ihrer stürmenden Divisionen noch immer vorhandenen deutschen Haufen aufräumen. Es klappt aber nicht so, wie man sich das vorgestellt hat. Die Deutschen haben sich inzwischen in dem Dorf Sapolje eingeigelt und kämpfen wie die Löwen. Sechzehn Panzer haben sie nun schon abgeschossen oder geknackt, und das mit sowjetischen Pakgeschützen und sowjetischen Brandflaschen! Um die Mittagszeit brechen sie aus dem Dorf aus und stürmen weiter. Immer wieder versuchen russische Einheiten, ihnen den Weg zu verlegen, das Bataillon zu zerschlagen. Aber vergeblich: die Männer hören das Donnern der Front immer lauter, jeder Meter Boden, den sie sich freikämpfen, bringt sie den eigenen Linien näher. Schimmel stößt immer von neuem seinen Wolchowknüppel hoch in die Luft und läßt seinen Ruf erschallen: „Vorwärts, Männer, vorwärts, vorwärts!" Und immer wieder raffen sie sich auf, stürmen über den Schnee, schleppen ihre Verwundeten zwischen sich mit, feuern, stapfen wieder weiter und stürmen einen der feindlichen Riegel nach dem anderen.
Nachmittags fliegen fünf deutsche Zerstörer über den sich vorwärts

kämpfenden Haufen hin und schießen grüne Sternsignale. Die dort unten haben aber gerade wieder eine Abteilung roter motorisierter Schützen vor sich und können sich nicht mit Signalschießen für die Flugzeuge abgeben. Die drehen noch eine Schleife über dem Gewimmel der im Nahkampf stehenden Männer und fliegen der Hauptkampflinie zu. Dort, über den deutschen Linien, werfen sie dann eine Meldung ab, daß sich noch eine deutsche Einheit hinter dem Feind befinde und sich auf die Rollbahn Pleskau–Leningrad zu zurückkämpfe.

Die Meldung wird weitergegeben, zum Regiment, von dort zur Division, einer rheinisch-westfälischen Infanterie-Division, die hier die nach dem gewaltigen russischen Stoß aufgebaute neue Linie hält. Man kann es dort kaum fassen, daß jetzt, nach so vielen Tagen, immer noch eine deutsche Einheit im Rücken des Russen stehen soll. Es wird schon früh dunkel, um vier Uhr nachmittags schon. Und die Gefechtsposten erkennen, daß dort hinter der russischen Front tatsächlich allerhand los sein muß. In immer neuer Folge hängen Leuchtschirme und Leuchtkugeln am dunklen Himmel. Und als die schwere russische Artillerie ihr stundenlanges Trommelfeuer auf die deutschen Linien einstellt, kann man auch hören, daß dort hinten, bei den Lichtern am nächtlichen Himmel die Hölle ausgebrochen ist. Langsam, kaum merklich kommt der Kampflärm näher. Die Leuchtkugeln, die erst hell wie Meteore aufsteigen und dann wie Sternschnuppen langsam verglühen, erscheinen immer heller. Auch die Soldaten in den weiter zurückliegenden Stellungen können jetzt deutlich das helle Bellen von Panzerkanonen, das dumpfe Klatschen schwerer russischer Granatwerfer und das langsame Hämmern der schweren sowjetischen Maschinengewehre ausmachen. Dazwischen aber flackert immer wieder Gewehrfeuer und das Rasseln der MG 42 auf. Manchmal kommt es ihnen auch so vor, als hörten sie einen dumpfen, taktmäßigen Ruf im Wind, es klingt fast wie ein Sturmruf, aus den Kehlen vieler Männer hervorgestoßen. Aber es ist kein ‚Hurra', das dort kaum hörbar vom Ostwind an ihre lauschenden Ohren getragen wird. Sie können sich den Ruf nicht deuten.

Und dann bleibt der Kampflärm stundenlang auf einer Stelle stehn, kommt nicht näher und entfernt sich nicht. Auch die hellen Lichter am Himmel wandern nicht mehr weiter.

Auf die von der Division weitergegebene Meldung hin, und nicht zuletzt auf die Meldung der fünf Zerstörer am Nachmittag, fragt die

Armee immer wieder an, wie es mit den Beobachtungen der Posten stände. Erst gegen Morgen, es ist noch ganz finster, können diese melden, daß der Kampflärm leiser wird und endlich ganz aufhört. Und diese Meldung läuft über Division und Armee weiter nach Ketschendorf zum Fuchsbau und von dort zur RFSS. Keinen Kampflärm mehr vernehmen bedeutet für alle, die wissen, um was es geht, daß es kein Sturmbataillon 500 der Waffen-SS mehr gibt. Daß es das nicht mehr geben kann. Denn sonst wäre eben noch Kampflärm zu vernehmen. Die Division, das Korps, die Armee, kurz alle, die inzwischen erfahren haben, wer dort hinter den russischen Linien noch als letzte deutsche Einheit steht, geben die Hoffnung auf. Nur die RFSS tut es nicht. Dort kennt man das Sturmbataillon 500 und gibt Anweisung, das Bataillon nach seinem Eintreffen in den deutschen Linien sofort nach Riga zu verlegen. Alle, die die Meldung lesen, schütteln mitleidig die Köpfe. Das Bataillon lebt doch gar nicht mehr. Seit Stunden ist nichts mehr von ihm zu hören. Wie sollte auch ein Bataillon, oder was davon noch übrig blieb, sich nach so schweren Kämpfen über siebzig Kilometer hinter der feindlichen Front noch zu den eigenen Linien durchschlagen können?
Aber in den späten Morgenstunden steigen plötzlich wieder Leuchtkugeln in den schwarzen Himmel, flackert wieder schwerer Geschützlärm auf. Diesmal kommt er rasch näher, bleibt wieder eine Weile an einer Stelle stehn und wird dann immer lauter. Der Iwan setzt nun auch Flugzeuge ein. Die Soldaten in der deutschen Hauptkampflinie hören das Brummen der ‚Nähmaschinen' dort, wo die Leuchtschirme stehen. Auch Panzerkanonen hören sie wieder aufbellen. Immer näher kommt der Lärm. Längst ist alles gefechtsbereit. Man weiß ja nie, was kommt. Jetzt ist der Lärm schon dicht hinter der russischen Stellung zu hören, zwischen dem Krachen der Panzergeschütze und dem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer nun auch deutlich der dumpfe, rhythmische Schlachtruf: „Abschlachten! Abschlachten!" Dazu das Mahlen der Panzerketten, das Donnern der Kanonen und Granatwerfer. Plötzlich brandet der Lärm mit doppelter Wucht auf, und dann sehen die Gefechtsposten im ersten grauen Schimmer des Tageslichts eine lange Kette dunkler Gestalten drüben aus den russischen Stellungen hervorbrechen und auf sie zukommen. Die Vorposten schießen zweimal grün und einmal rot, wie es ihnen befohlen ist. Nach einer kurzen Zeitspanne steigt auch vor ihnen zweimal grünes und einmal rotes Licht auf, und dann sind die

ersten auch schon heran. Sie haben die gepunkteten Tarnanzüge der Waffen-SS oder lange Mäntel an, russische Maschinenpistolen in den Fäusten und schleppen ihre Verwundeten in Scharen zwischen sich. Es werden immer mehr, noch ein Pulk und noch einer, dabei ein riesiger Hund.
Das Bataillon hat die Rollbahn Leningrad–Pleskau und damit die deutsche Linie erreicht. Einer fragt die Gefechtsposten, welches Datum man habe, und sie hören, daß es bereits der 2. Februar 1944 ist. Am 20. Januar trat die russische Stoßarmee an. Danach wurde die deutsche Front zurückgenommen, viele Kilometer. Als letzte Einheit des Wolchow-Brückenkopfes haben sich die Fünfhunderter mit ihren Handfeuerwaffen und ein paar Maschinengewehren in dieser Zeitspanne über siebzig Kilometer weit durch den Feind hindurchgekämpft und durch Schnee, Morast und beißende Kälte. Ihre Toten haben sie unterwegs im Schnee begraben, ihre Verwundeten die ganze Strecke und durch alle Kämpfe hindurch getragen. Die Verwundeten wurden immer mehr, die, die sie trugen, immer weniger. Erst führte sie ihr Kommandeur, dann mußten sie auch ihn tragen, und Schimmel führte sie weiter. Und nun haben sie trotz allem die deutsche Front erreicht!

KOMMANDOEINSATZ

Wenige Tage später ziehen sie in guter Marschordnung in Riga ein. Schimmel, den sie seitdem „Ustuf. Vorwärts“ nennen, marschiert mit Felix an der Spitze des Bataillons. Neben ihm läuft gemessenen Schrittes Baska. Sie trägt ihr Ledergeschirr mit den Auszeichnungen, und so gelten ihr ebensoviele Blicke der beiderseits der Straße stehenden Menschen wie den Männern des Bataillons. Es sind nicht mehr viele, die hier nun durch Riga marschieren und singen. Aber Blohm, der von Petrus in einem Schwimmer langsam hinter seinem Bataillon hergefahren wird, erinnert sich, daß es schon noch kleiner war, und lauscht auf den neu einsetzenden Gesang seiner Männer, der nun mächtig aufbraust und sich an den spitzen Giebeln der alten, hohen Häuser bricht:

„Oh Deutschland hoch in Ehren,
Du heilges Land der Treu,
Es leuchtet Deines Ruhmes Glanz
In Ost und West aufs Neu!“

Auf den Bürgersteigen der alten Stadt Riga stehen Zivilisten und Soldaten und schauen auf die singenden Männer, von denen viele weiße Verbände tragen. Man sieht sonst eigentlich niemals Soldaten mit Verbänden in Reih und Glied marschieren. Verwundete gehören ins Lazarett. Aber diese hier, das spürt jeder, der sie sieht, gehören zu ihren Kameraden, mit denen sie da marschieren und singen ‚Oh Deutschland hoch in Ehren!‘
Innerhalb weniger Tage wird das Bataillon aufgefrischt. Auch neue Fahrzeuge und Geschütze rollen an. Dann ist es wieder komplett und könnte eigentlich gleich wieder losziehen. Aber vorher taucht ein großer, schlanker Sturmbannführer auf. Er kommt im Sonderauftrag des Reichsführers. Blohm wurde bereits einen Tag vorher durch Funkspruch über seinen Auftrag unterrichtet, und weiß, was es mit seinem Erscheinen auf sich hat. Petrus muß den Sturmbannführer im Schwimmer vom Flugplatz abholen. Der Kommandeur begrüßt ihn wie einen alten Freund. Wenig später steht das Bataillon sauber im Karree angetreten und Blohm hält eine Ansprache. Nach ihm spricht der Sturmbannführer ein paar Worte. Er hat fast genau die gleiche Art zu sprechen wie Blohm, trägt auch keinerlei Auszeichnungen. Die angetretenen Männer fühlen, daß er ein Soldat ist, der auch zu ihnen passen würde.
Im Anschluß an die beiden Ansprachen fragt Blohm: „Wer meldet sich freiwillig?“ Alles bleibt still, keiner tritt vor oder hebt die Hand. Blohm schaut auf seine Männer. Er kennt sie ja und hat darum das entscheidende Wort bis zu diesem Augenblick aufgespart. Er reckt das Kinn ein wenig vor und sagt leise aber doch so deutlich, daß er bis ins letzte Glied verstanden wird: „Die neue Einheit wird dem Bataillon als z.b.V.-Kompanie angegliedert und gehört weiterhin zum Bataillon.“ Er sieht, wie die Männer aufhorchen und fragt zum zweitenmal: „Wer meldet sich freiwillig?“ Ein dröhnender Schlag: das ganze Bataillon ist vorgetreten. Blohm lächelt, er kennt sie doch, seine Pappenheimer. Dann schreitet er mit dem Sturmbannführer langsam die Front ab. Bei der ersten Kompanie bleiben sie stehen. Blohm sieht Schimmel an und sagt: „Das ist der erste Mann der neuen Kommandoeinheit.“ Der Sturmbannführer nickt und sie gehen weiter. Immer wieder bleibt Blohm vor einem seiner alten und bewährten Männer stehen. Es sind die Besten des Bataillons, die er dem Sturmbannführer vorstellt. Dabei merkt er, daß er eigentlich auf jeden seiner Alten stolz ist. Das macht ihm die Wahl nicht

leichter. Endlich ist es aber geschafft, und achtzig Mann treten auf seinen Befehl rechts heraus. Die meisten der bewährten Zug- und Gruppenführer sind dabei, von den Kompanieführern nur Schimmel. Die anderen müssen weiterhin das Rückgrat des Bataillons bilden. Noch am gleichen Abend wählt das Thing Pahlke zum neuen Führer der Ersten. Unterdes rüstet sich Vorwärts (Schimmel) mit den anderen achtzig Kameraden zum Abschied.
Nachts rücken sie schon zum Flugplatz. Ehlers ist natürlich dabei, Schuler, Kramer, Ladowski und Buschmann, Genter, Ulfes und andere, deren Namen hier schon oft genannt worden sind. Selbstverständlich fehlt auch Baska nicht. Während sie in die Ju 52-Maschinen verladen werden, kommt Blohm noch einmal mit Felix und den Ärzten. Sie schütteln sich die Hände. Im eisigen Wind steht der Kommandeur mit seiner Begleitung auf dem Rollfeld und sieht eine Maschine nach der anderen vom Boden absetzen und in der Nacht verschwinden. Erst als das dunkle Lied der schweren Motoren verklungen ist, gehen sie langsam zu ihren Wagen zurück. Und der Knochensäger knurrt: „Wird verdammt langweilig werden in den nächsten Wochen, wenn wir Schimmel nicht mehr beim Haufen haben!" Die anderen nicken nur und schweigen.
Das Bataillon geht wieder in den Mittelabschnitt und steht auch vom ersten Tage an wieder im dicksten Schlamassel. Es dauert nicht lange, und die neuen Kameraden sind in das kunstvolle Werk der Menschenführung im Bataillon eingebaut. Manchmal allerdings schaut der Kommandeur beim Angriff zur Ersten hinüber und meint, es müsse dort gleich ein heller Ruf erklingen: „Vorwärts, Männer, vorwärts, vorwärts!" Doch Pahlke ist bei aller Tapferkeit kein Vorwärts und kein Schimmel. Auch Uwe, Oskar und Prell schauen ab und zu zur Ersten hinüber, wenn sie angreifen. Dann haben sie sich an Pahlke gewönht, und ihre Augen suchen nicht mehr nach dem hocherhobenen Wolchowknüppel.
Wochen vergehen. Die Zeit rinnt unaufhörlich dahin. Die Männer fallen und werden durch neue ersetzt. Das Bataillon wird wieder in den Nordabschnitt geworfen und dort in die Front eingebaut. Der Russe greift mit unerhörter Wucht an und will den deutschen Sperrriegel südlich Pleskau zertrümmern, um die deutsche Armee im Rücken fassen und einkesseln zu können.
Derweil haben die achtzig ausgewählten Männer des Sturmbataillons 500 in einem kilometerweit sorgsam durch Posten abgeschirm-

ten Gelände, unweit Bad Saarow in der Mark Brandenburg, ihre Ausbildung abgeschlossen. Sie haben gelernt, mit allen vorhandenen und bekannten Sprengmitteln umzugehen. Sie können jedes Artilleriegeschütz, gleich welcher Herkunft, bedienen. Sie kennen jede Maschinen- und Handfeuerwaffe, die es gibt. Sie feuern im Anschlag aus der Hüfte im Stehen oder auch im Fallen oder Liegen. Sie bedienen ihre winzigen Funkgeräte, die auf Dezimeterwelle arbeiten und nicht größer sind als eine Box-Kamera. Sie fahren jedes Kraftfahrzeug, können Messerwerfen und haben sich in Tag- und Nachtsprüngen das Fallschirmschützen-Abzeichen erworben.
Sie erhalten den Namen „Kommandoeinheit Dora I" und die beste Ausrüstung an Waffen und Gerät, die man ihnen geben kann. Sie besitzen Dinge, die noch kein deutscher Soldat vor ihnen in die Hände bekam. Der Reichsführer hat ihre Ausbildung persönlich überwacht und war oft genug ehrlich erstaunt über die Begeisterung, mit der diese Männer auch die schwersten Strapazen auf sich nahmen.
Der Druck der Sowjets südlich Pleskau wird stärker als je zuvor. Da erhält das Kommando seine erste Aufgabe. Zwanzig Mann unter Führung von Vorwärts führen das Unternehmen ‚Silbersattel' durch, um die deutsche Front zu entlasten. Die Lage sieht so aus: Südlich Pleskau liegt als schwächste Stelle im deutschen Sperriegel eine sudetendeutsch-schlesische Jäger-Division. Gegen sie stößt der Russe mit einem ganzen Korps, unterstützt von Panzer- und Sturmartillerie-Brigaden vor, um die Front zu durchbrechen, zum Meer durchzustoßen und Kurland abzuriegeln. Damit wäre die ganze Nordfront eingekesselt. Die sudetendeutsch-schlesischen Jäger wehren sich gegen die vielfache Übermacht mit unvergleichlichem Heldenmut. Bis zum Osterfest schießen sie zahllose Sowjetpanzer ab oder vernichten sie mit Nahkampfmitteln. Doch der Russe wirft immer neue Reserven in den Kampf. Er muß die Entscheidung erzwingen, der Stoß zum Meer muß endlich Wirklichkeit werden. Immer neue Panzerbrigaden rollen an. Die deutsche Führung kann aber keine Reserven mehr heranführen, und die tapferen Jäger müssen weiterhin die Last des Kampfes allein tragen. Wie lange werden sie den immer neu auftauchenden Panzern noch die Stirn bieten können? In diesem Augenblick, da kaum noch eine Chance besteht, die pausenlos geführten russischen Stöße abzufangen, springt Vorwärts mit zwei Gruppen der Kommandoeinheit Dora I sechzig Kilometer hinter der sowjetischen Front ab. In finsterer Nacht setzen schnelle Heinkel-111-

Maschinen sie ab. Sie hängen an den sich entfaltenden Schirmen und hoffen, daß die Piloten sich nicht verfranzt haben, sondern wirklich die große Waldlichtung unter ihnen liegt, die von den V-Leuten als günstigster Sprungplatz gemeldet wurde. Bis auf zwei Mann, die zwischen ein paar gefällte Baumstämme fallen und sich die Beine brechen, kommen alle gut unten an. Auch die Fallschirme mit dem Spezialgerät werden geborgen. Den verletzten Kameraden werden die Beine geschient, dann werden sie auf Nottragen gepackt, und das Kommando macht sich auf den Marsch. Die V-Leute der Abwehr haben gut gearbeitet. Die Karten stimmen haargenau. So macht das Marschieren und Sichzurechtfinden im nächtlichen Hinterland der russischen Front den speziell ausgebildeten Männern keine Schwierigkeiten. Das Bataillon war eine gute Schule. Nach drei Marschstunden hören sie ständiges Motorengebrumm, orientieren sich noch einmal nach Kompaß und Karte und ziehen weiter. Diese Karten und Kompasse sind ein eigenes Ding. Die Karte ist aus dünnem Stoff, so groß wie ein normales Soldatentaschentuch. Es ist auch ein Taschentuch. Man kann es drehn und wenden wie man will, es bleibt ein Taschentuch von brauner Farbe mit schmalen blauen Streifen. Wenn man es aber in den Sprunghelm legt und den reihum gehen und jeden sein Wasser hineinschlagen läßt, dann verfärbt sich das Tuch. Nun nimmt man den Kompaß, drückt auf seinen Rand und zieht aus jeder Seite, wie ein Bandmaß aus seiner runden Kapsel, eine dünne, schmale Leiste heraus. Die knickt man im oberen Teil um und drückt die Enden zusammen. So erhält man einen viereckigen Rahmen, in dessen Mitte genau der Kompaß liegt. Das getaufte Taschentuch wird dann auf diesen Rahmen gelegt und mit winzigen Klemmen an allen vier Ecken gespannt. Zum Schluß erfolgt ein Druck auf den Kompaßboden und dieser strahlt ein blaues Licht aus, das genau ausreicht, um das über den Kompaß auf den Rahmen gespannte Taschentuch von unten zu beleuchten. Das Taschentuch ist nun eine Karte geworden, eine sehr genaue Karte, ein sauberes kleines Meßtischblatt. Man kann auch die winzigste Eintragung in dem blauen seltsam starken Licht gut lesen und, wenn man den Kompaß dreht, auch jede Marschrichtung festlegen.

Das Motorengeräusch kommt immer näher. Man hört jetzt genau, daß es von zahlreichen Lastwagen stammt, die in ununterbrochener Folge anfahren, halten, nach kurzer Zeit wieder anfahren und langsam sich entfernen, um neuen Wagen Platz zu machen. Und endlich sehen sie

schwache Lichter in der Nacht vor sich und wissen, daß sie ihr Ziel erreicht haben, das größte sowjetische Benzin-Depot der Nordfront.
Sie bergen ihre Verwundeten in dichtem Gebüsch und lassen vier Mann als Bewachung bei ihnen zurück. Zur Not können die vier ihre marschunfähigen Kameraden nicht nur verteidigen, sondern auch tragen und vor eventuellen Verfolgern retten. Aber das kommt ja nur in Betracht, wenn das Unternehmen mißglücken und die anderen, die jetzt nach kurzem Abschied im Dunkel verschwinden, nicht mehr lebend wiederkehren sollten. Die Zurückbleibenden horchen noch eine Weile hinter den anderen her. Aber außer dem Raunen des Windes in Bäumen und Sträuchern ist nichts anderes zu hören als das unaufhörliche Brummen der vielen Motoren hinten bei den schwachen Lichtern.
Inzwischen arbeiten sich vierzehn Mann langsam an diese Lichter heran, überqueren freie Plätze, durchwaten einen eiskalten Bach, setzen in kurzen Sprüngen über eine zerfahrene Straße und kommen ihrem Ziel immer näher. Rechterhand liegen ein paar dunkle Hütten, dort bellt ein Hund auf, von vorn, von den Lichtern her, antworten ein paar andere. Die Männer liegen am Boden und lauschen. Sie wissen durch die V-Leute, daß hinter dem Depot Posten mit Wachhunden ihre Streifen gehen. Der Iwan paßt auf und traut selbst seinen eigenen Leuten nicht, wenn es um ein paar Millionen Liter Treibstoff geht, den die Panzer und Flugzeuge für ihre Motoren brauchen. Die Hunde beim Depot sind nun wieder still, auch der bei den Hütten hat sich beruhigt. Die vierzehn Mann sind wieder ein Stück weiter. Dann müssen sie zu Boden und können sich nur noch robbend fortbewegen. Nun, das haben sie ja lange genug geübt, bei den Rekrutenkompanien, dann auf Spähtrupp am Feind, schließlich in Matzkau und anschließend wieder auf Spähtrupp am Feind. Trotz ihres Gerätes kommen sie schnell voran, müssen dabei aber über einen steinigen Acker. Doch es klirrt kein Metall, es scheppert nichts, man könnte wenige Meter neben ihnen stehen und würde nichts von ihnen hören.

RAKETEN AUF'S BENZIN-DEPOT

Endlich sind sie soweit, daß sie die dunklen Pyramiden der aufgestapelten Benzinfässer sehen können. Sie sind nur schwach unter den Bäumen zu erkennen. Das Licht der paar Lampen reicht nicht aus bis zu den Fässern. Dort, wo diese Lampen im Winde hin- und herschaukeln, ist eine primitive Rampe zu erkennen hinter einem weit geöffneten Tor. Neben dem Tor steht eine kleine Holzbude, und dort blitzt es immer für einen Augenblick hell auf, wenn die Posten ihre Taschenlampen einschalten, um sich die Fahrbefehle der Fahrer anzusehen. Die rollen, einer hinter dem anderen, mit ihren großen, von den Amerikanern über die Eismeer-Route gelieferten Lastwagen zum Tor.
Immer dann, wenn die Taschenlampe kurz aufgeleuchtet hat, zieht einer dieser Lastwagen von der Rampe weg und verschwindet, um weiter hinten zu einem anderen Tor wieder hinauszufahren. Dann fährt ein neuer Wagen durchs Tor vor die Rampe. Dort werden von Arbeitskommandos in ununterbrochener Folge die Fässer herangerollt, auf die Lastwagen verladen und fortgebracht. Im Hintergrund stehen große Tanks, die von Tankwagen gefüllt werden. An einer anderen Stelle wieder werden die Fässer, die leer gebracht wurden, von neuem gefüllt und unter den Bäumen gestapelt. Es ist alles gut organisiert. Der ganze Riesenbetrieb läuft reibungslos ab, bei Tage wie in der Nacht. Aber er muß auch reibungslos laufen, denn ungezählte rote Panzerbrigaden, Sturmartillerie-Brigaden auf Selbstfahr-Lafetten und motorisierte Schützenregimenter brauchen den Kraftstoff lebensnotwendig, um fahren, schießen und gegen die deutsche Front anrennen zu können. Der Weg zum Meer muß erzwungen werden. Der große Stalin will es. Wenn hier der Betrieb stockte, würden auch die wuchtigen Stöße gegen die deutschen Linien sofort ins Stocken kommen. Und das darf nicht sein, will nicht der Nachschuboffizier, der hier am Platz zu befehlen hat, seinen Kopf einbüßen.
Die vierzehn Mann haben sich in drei Gruppen zu je vieren getrennt, die zwei restlichen bleiben zusätzlich bei der ersten Gruppe liegen. Die anderen arbeiten sich beiderseits der Mittelgruppe noch etwas vor, nur wenige Meter, dann bleiben auch sie liegen. Kurze Zeit lauschen sie alle nach vorn zu den dunklen Benzin-Pyramiden hin, die nur zweihundert Meter von ihnen entfernt sind oder noch weniger. Noch weiter vorgehen dürfen sie nun auf keinen Fall, denn im Ge-

lände liegen Signalminen versteckt, durch haardünne Drähte miteinander verbunden. Bei der leisesten Berührung dieser Drähte werden die Scherstifte an den Zündsätzen gelöst und die Minen schießen ihre Leuchtsätze an Fallschirmen hoch. Die ganze Gegend wäre dann taghell erleuchtet. So wurde es jedenfalls im Funkbericht der V-Leute dargestellt. Aber die Männer von Dora I sind auch weit genug am Feind. Ihre Hände arbeiten im Dunkeln und setzen mit oft geübten Griffen das mitgeführte Gerät zusammen. Ein einzigesmal kratzt einer leicht mit einem Stück Metall über einen Stein. Es klingt nur ganz leise, und doch halten sie alle den Atem an. Vorne bei den dunklen Pyramiden liegt – für sie unsichtbar – der Stacheldrahtzaun, an dessen Innenseite die Posten mit ihren Hunden entlanglaufen. Doch es bleibt alles ruhig dort.
Und dann sind sie fertig. Die beiden außenliegenden Gruppen haben nun jede ein längliches Gerät neben sich stehen. Eigentlich ist es nur ein anderthalb Meter langes Rohr. Im hinteren Drittel hat es einen kleinen Schutzschild mit einer Innenblende, darunter drei kleine Rädchen mit kaum erkennbar matt leuchtenden Skalen. Das Rohr liegt auf zwei kleinen Böcken mit vier verstellbaren, niedrigen Beinen. Knapp fünfzig Zentimeter erhebt sich das Rohr über den dunklen Boden. Der Mitteltrupp hat drei kleine Kästen nebeneinander gestellt. Jeder ist nur zwanzig Zentimeter hoch und fünfzehn Zentimeter lang und breit. Von diesen Kästen laufen Kabel zu einem sechzig Zentimeter hohen Dreibein, an dessen oberer Spitze ein kleines Rechteck mit Drahtspiralen hängt. Es sieht fast wie das Skelett einer winzigen Schlaraffiamatratze aus. Ladowski schirmt mit der Hand eine Stelle des Dreibeins ab und drückt mit der anderen auf eine Raste. Eine winzige Wasserwaage leuchtet matt auf, und Ladowski drückt die kleine Spiralmatratze herum, bis sie genau in der Waage liegt. Auch bei den beiden Geräten links und rechts haben sie die Böcke nach winzigen leuchtenden Wasserwaagen eingerichtet. Nun stehen sie gut. Vorwärts klappt einen länglichen Kasten auf, läßt den Deckel aufgerichtet einrasten und schiebt sich die Kopfhörer über die Ohren. Bei den beiden Geräten seitwärts haben sie dasselbe getan. Vorwärts flüstert ins Kehlkopfmikrophon: „Alles klar?“ „Eins klar!“, „Zwei klar!“, „Drei klar!“ kommt die Antwort. Eins und zwei sind die beiden Außengruppen, drei die mittlere, zu der auch Vorwärts gehört, Ladowski, der die Hand am Dreibein liegen hat, Genter dahinter bei den drei Kästen, außerdem Kramer, Volkert und

Wilde, die auch jeder einen kleinen Kasten vor sich haben. Sie alle warten. Vorwärts flüstert: „Einschalten, tasten!“ Kramer drückt auf einen Knopf an seinem Kästchen und es glüht kaum sichtbar auf. Genter fühlt nocheinmal mit der Hand über die Kabel seiner drei Kästen und lauscht der Flüsterstimme, die noch einmal „Tasten!“ sagt. Nun drückt Volkert auf eine Taste seines Kästchens, während Wilde, der die Batterie und den Verstärker der kleinen Ringsprechanlage überwacht, den Ton noch ein wenig verstärkt. In dem länglichen Kasten, der vor Vorwärts steht, klickt es leise, und auf der matten Scheibe darin zeichnet sich eine Silhouette ab. Wie eine dunkle Pyramide sieht sie aus. Darunter blitzt auf einer Skala ein gelblicher Punkt auf. Vorwärts liest die Zahl ab, bei der es aufleuchtet, und sagt: „eiundzwanzig Mitte“. Dann dreht Ladowski langsam am Dreibein, und das kleine Rechteck mit den Spiralen verschiebt sich nach links. Volkert tastet wieder, es klickt leise und Vorwärts liest beim gelben Aufblitzen eine neue Zahl von seiner Skala ab. „Dreiundzwanzig komma fünf links“, sagt er und Ladowski dreht langsam weiter. „Zwoundzwanzig rechts“, sagt Vorwärts im Flüsterton ins Mikrophon. An den beiden Geräten der Außengruppen werden die kleinen Rädchen unter den vom Schutzschild verdeckten Skalen entsprechend gedreht. Die Silhouette auf der Mattscheibe vor Vorwärts verändert sich mit jedem Gradwinkel, um den Ladowski das Dreibein weiterdreht. Immer wieder klickt es leise, blitzt gelblich auf, und eine neue Zahl erklingt im Kopfhörer. Das kleinste deutsche Funkmeßgerät sendet seinen unsichtbaren Strahl in die Nacht und tastet das Depot genauestens ab. Dann flüstert die Stimme im Kopfhörer: „Ausschalten!“ Kramer drückt auf einen zweiten Knopf und das rote Glimmlämpchen in seinem Kasten wird dunkel. „Drei baut ab, eins und zwei fertig machen zum Abschuß!“ Damit klappt Vorwärts seinen Kasten zu, Ladowski schiebt das Dreibein mit der kleinen Matratze zusammen, Wilde schaltet die Sprechanlage aus und nimmt den Kopfhörer ab. Gerade schiebt sich Vorwärts an ihm vorbei zur rechten Gruppe hinüber, die als ein dunkler Schatten sieben Meter weiter kaum vom Erdboden zu unterscheiden ist. An beiden Geräten rechts und links haben sie die von Vorwärts durchgegebenen Zahlen ausgewertet und ihre Rohre danach gerichtet. Ehlers am rechten Gerät nimmt die Rakete, die Buschmann aus ihrer Umhüllung gezogen hat, fühlt vorsichtig über die beiden rückwärts angebrachten stumpfen Flügel. Eine leichte Drehung vorn und er hört, wie der Splint aus-

schert. Er hebt die Spitze der Rakete ans Ohr und hört es darinnen leise summen. Behutsam schiebt er sie ins Rohr. Vorwärts ist plötzlich neben ihm und stößt ihn leise an. Ehlers flüstert: „Schon eingestellt." Vorwärts verschwindet wieder und ist gleich darauf beim linken Gerät, das Schuler führt. Dort ist es dasselbe. Fast zur gleichen Zeit drücken die Geräteführer auf beiden Seiten auf die Auslösung, die die elektrische Zündung des Treibsatzes bewirkt. Bei beiden Geräten ein leichter Stoß, es zischt leise, die Raketen haben die Rohre verlassen und fliegen kaum hörbar zischend durch die Nacht. Kein Feuerstoß, keine Flamme, kein Mündungsfeuer verrät sie. Ihre Flugbahn ist genau nach der Funk-Messung eingestellt. Sie fliegen zu den dunklen Faß-Pyramiden, prallen dort weich auf und bleiben an den Eisenfässer kleben. Das fast unhörbare Summen im Kopf der Raketen wird noch anhalten, genau acht Minuten lang, dann wird es aufhören, die Fässer werden durch eine Explosion auseinandergerissen und werden anfangen zu brennen.
Nach den ersten beiden Raketen verlassen noch zwei weitere die Rohre. Unmittelbar nach diesem zweiten Abschuß werden die beiden Geräte mit wenigen Griffen abgebaut, und die Männer robben im Dunklen zurück. Ein Stück weiter können sie schon gebückt laufen. Endlich erreichen sie eine Buschgruppe, gehen in ihrem Schutz noch weiter und werfen sich dann zu Boden. In ihrem Rücken hat es dumpf gedonnert, donnert noch dreimal, und dort, wo das riesige Benzin-Depot unter den hohen Bäumen liegt, erhebt sich eine Feuersäule, die wächst und wächst. –
Die Männer stehen auf und gehen, vorsichtig sichernd, weiter. Ringsum wird es lebendig. Dort, wo die Hütten liegen, leuchten Lampen auf und Rufe hallen durch die Nacht. Ein Stück voraus stehen plötzlich die steilen Lichtkegel von schweren Flak-Scheinwerfern im Dunkel der Nacht und tasten sich am Himmel entlang. Hinten aber, wo die Feuersäule immer noch wächst, sind Schüsse zu hören, dazwischen wieder dumpfe Detonationen. Dort schießen die Posten in ihrer Aufregung einfach ins Gelände, während immer mehr Benzinfässer explodieren und ihren brennenden Inhalt über die nächsten Fässer ergießen. Während sie über die Straße springen, brausen in der Ferne schnelle Wagen heran und fegen gleich darauf in ihrem Rücken vorbei. Am Bach angekommen sagt Vorwärts leise: „Geräte vernichten!"
Das geht schnell. Die Kästen, jeder einzelne ein kleines Wunderwerk der Ingenieurkunst, haben dafür besondere Rasten unter den Klap-

pen. Man braucht nur darauf zu drücken, dann beginnt es im Kasten zu brodeln und ein scharfer Geruch macht sich bemerkbar. Die auslaufende Säure zerfrißt die kleinen Transformatoren und Kondensatoren, die Spulen und Blöcke, die Platten und alles andere, was einmal von deutschen Erfindern zum zuverlässig arbeitenden Werk zusammengefügt wurde. Vorwärts hat seinen länglichen Kasten geöffnet, die Mattscheibe mit der darunter liegenden Röhre zertreten und dann auch auf die Säuretaste gedrückt. Die Funkmeß-Antenne wird von Ladowski mit den Füßen zertrampelt, dann fliegt sie in den Bach. Auch die anderen Geräte werden schnell und ohne Lärm zerstört. Die Abschußrohre sind nur aus starkem Blech und lassen sich vollkommen platt drücken, wenn drei Mann darauf steigen.
Inzwischen hat sich hinter ihnen der Brand immer weiter ausgebreitet und färbt schon den Himmel, immer weitere Benzinfässer knallen auseinander, die Feuersäule wächst von einer Minute zur anderen. Die Männer durchwaten den Bach, wieder bis zum Bauch im eisigen Wasser, und treffen unbehelligt bei den wartenden Kameraden ein.
Ein riesiger Brand lodert gen Himmel und zeugt vom Erfolg ihres Einsatzes. Das Unternehmen „Silbersattel" ist befehlsgemäß durchgeführt. Die Panzer der Sowjets werden keinen Kraftstoff haben, sie werden für einige Zeit stehen bleiben und warten müssen, bis neues Benzin herangeschafft ist. Ihre Stoßkraft ist für das erste einmal erlahmt.
Während sich die Männer mit ihren Verwundeten in die Nacht hinein tasten, sperren sowjetische Einheiten in weitem Umkreis das zur Front führende Gebiet ab. Die von Dora I haben ihre Sprungkombination abgelegt, darunter tragen sie russische Uniformen, und marschieren nicht etwa in Richtung Front, sondern genau entgegengesetzt. Das Depot brennt fast vier Tage! Der Druck südlich Pleskau läßt entsprechend nach, die deutsche Führung gewinnt Zeit, um Reserven heranzuführen und den Riegel zu verstärken. Der Weg zum Meer bleibt den Sowjets vorläufig noch verschlossen. Nachdem ihre Panzer wieder Treibstoff bekommen haben und rollen können, brechen sie den Widerstand südlich Pleskau nicht mehr. Die rote Stoßoffensive bricht zusammen. Die Männer von Dora I erreichen vollzählig nach achtzehn Tagen Marsch durch das russische Hinterland mit einem alten Ford-Sis bei Newel die deutschen Linien.

SPRUNG INS PARTISANENZENTRUM

Nach dem geglückten Unternehmen „Silbersattel" gibt das Bataillon nocheinmal eine Anzahl seiner bewährtesten Männer ab. Dora I wird auf Kompaniestärke gebracht, und gleichzeitig wird die zweite Sonderkompanie „Dora II" aufgestellt. Beide Kompanien werden als selbständige Kommando-Einheiten dem Bataillon angegliedert. Sie erhalten außer ihrer Spezialausbildung und Spezialausrüstung an Waffen und Gerät je einen eigenen Gefechtstross und unterstehen zu Sondereinsätzen der Führung von Sturmbannführer Golz. Er führt gleichzeitig selbst Dora I als Kompaniechef. Dora II wird von Vorwärts geführt. Das Bataillon mit seinen beiden angegliederten Kommandoeinheiten wird in „SS-Bewährungsverband 500" umbenannt. Nach mehreren Einzelunternehmungen im Rücken des Feindes, an denen beide Kommandoeinheiten beteiligt sind, erfolgt der erste geschlossene Einsatz des ganzen Verbandes in den letzten Maitagen südwestlich Witebsk gegen starke Partisanenverbände, die sich im Quellgebiet der Essa versammelt haben. Sie stellen eine ernste Bedrohung der kämpfenden Front dar. Das Bataillon geht von Lepel aus auf die Essa vor und steht bald mit starken Partisanengruppen in harten und heftigen Kämpfen. Die beiden Kommando-Einheiten springen über dem an der Essa versammelten Gros der Partisanen ab. Schon am sinkenden Fallschirm, noch zwischen Himmel und Erde pendelnd, liegen sie im feindlichen Feuer. Trotzdem gelingt ihnen die Landung fast vollzählig. Noch während sie ihre Schirme unterlaufen und die Leinen kappen, müssen sie das Feuer erwidern. Die großen Waldlichtungen, auf denen sie gelandet sind, wimmeln von Partisanen. Die beiden Kompanien sind durch sieben Kilometer dichten Waldes von einander getrennt, wie schon gesagt: inmitten des Zentrums der Partisanenversammlung. Sie sind genau in die Höhle des Löwen gesprungen. Das Bataillon steht zu diesem Zeitpunkt noch fast dreißig Kilometer entfernt und ist in heftige Kämpfe verwickelt. Jede der beiden Kompanien ist also ganz auf sich selbst angewiesen. Dora I wird im Laufe des ersten Tages bis ans Ufer der Essa zurückgedrängt und nahezu ins Wasser gedrückt. Die Partisanen greifen in erdrückender Übermacht mit Maschinenwaffen und starker Granatwerfer-Unterstützung an. Sie lassen auch nach Einbruch der Dunkelheit in ihren Angriffen nicht nach. Dora II hat sich einigeln können und bricht nach Abwehr schwerer Tag- und Nachtangriffe gegen

Morgen des zweiten Tages nach Osten aus. Durch Wald, Dickicht und Unterholz, um jeden Meter Boden erbittert kämpfend, erreicht Dora II in den Nachmittagsstunden die Essa, etwa sechs Kilometer oberhalb ihrer bedrängten Schwesternkompanie. Die Männer gehen über den Fluß und schlagen sich am Ostufer, dem Strom folgend, durch den Wald. Kurz vor Anbruch der Dunkelheit können die auf dem Ostufer sitzenden Partisaneneinheiten aufgerollt und damit der Rücken der Schwesterkompanie freigekämpft werden. In der ersten Dunkelheit geht dann auch Dora I auf das Ostufer über. Beide Kompanien stoßen geschlossen dem flußabwärts zurückweichenden Partisanenverband nach, prallen noch in der Nacht mit ihm zusammen und können ihn in erbittertem Nahkampf zersprengen.
Solche Nahkämpfe im nächtlichen Wald sind ein Kapitel für sich. Oft muß erst die eine Hand den Gegner abtasten. Fühlt sie, daß er keine Sprungkombination anhat, stößt die andere mit dem Nahkampfdolch zu. Es ist ein unheimliches, fast lautloses Kämpfen. Weder das ‚Urräh'-Geschrei der Roten noch der altvertraute Schlachtruf des Bataillons sind zu hören. Nur die scharf geschliffenen Dolche führen einen leise klingenden Wortwechsel. Selbst die Todesschreie der Getroffenen sind kaum zu hören, weil sie bis zum letzten Herzschlag die Lippen zusammenpressen, den Atem anhalten und nur mit einem dumpfen Röcheln sterben.
In den ersten Morgenstunden des dritten Tages überschreiten die Kompanien wieder den Fluß und trennen sich. Sie halten untereinander und auch mit dem auf zwanzig Kilometer herangekommenen Bataillon Sprechfunkverbindung und greifen nunmehr das eigentliche Gros der Partisanen an. Es entwickeln sich wieder sehr schwere Kämpfe. Am Nachmittag hat sich das Bataillon, jetzt nur noch zwölf Kilometer entfernt, entfaltet. Beide Kommandoeinheiten drücken das Gros vor sich her. Die Kämpfe ziehen sich die ganze Nacht hindurch ununterbrochen fort. In den Vormittagsstunden des vierten Tages endlich ist der Widerstand der Partisanen gebrochen, und die beiden Kommandoeinheiten treffen mit dem Bataillon zusammen. Die überlebenden Partisanen suchen ihr Heil in wilder Flucht. Sie lassen eine Unmenge Toter und Verwundeter zurück, außerdem achtunddreißig Maschinengewehre, vierundneunzig leichte Granatwerfer mit Munition, sechs Funkgeräte und zahlreiche Maschinenpistolen. Die Bedrohung der deutschen Front und ihrer Nachschubwege in diesem Raum ist beseitigt.

Wenige Tage danach wird das Bataillon nach Minsk verlegt und dort mit neuem Mannschaftsersatz aufgefüllt. Auch die beiden Kommandoeinheiten Dora I und Dora II rücken an, und die Fünfhunderter sind wieder einmal vollzählig. Nach einigen kurzen Ruhetagen wird der ganze Verband wieder zur Bekämpfung von Partisanenschwerpunkten, diesesmal im Raume Orscha, eingesetzt. Wieder entwickeln sich harte und langwierige Kämpfe. In verfilztem Waldgelände und trügerischen Sümpfen schlagen sich die Männer mit den tückischen, stets im Hinterhalt lauernden Partisanen, mit der brütenden Hitze und mit Wolken von blutgierigen Moskitos und Stechmücken herum. Am 26. Juni wird die vierte Kompanie, die auf der Flanke des weit auseinandergezogenen Verbandes steht, von starken Partisanenkräften abgedrängt und eingekesselt. Es dauert zwei volle Tage, bis die anderen Kompanien heran sind und den Kessel gesprengt haben. Ein Teil der Vierten ist während dieser zwei Tage den Partisanen in die Hände gefallen. Sie finden sie alle wieder. Mit zerschnittenen Kehlen und verstümmelten Gliedern liegen sie am Rande des Partisanenlagers, das in den Kämpfen genommen wird. Unter den Toten ist auch Ladage, der den Kompanietrupp der Vierten führte. Seine Arme sind mehrfach gebrochen, die Füße abgehackt. Prell, sein Kompanieführer weint vor Wut, als er seinen alten Kumpel findet. Abends geraten der Vierten im Gefecht zwölf Partisanen in die Hände. Prell nimmt einen dicken Knüppel und geht mit irr leuchtenden Augen auf die Gefangenen los. Er will sie totschlagen, hat immer noch Ladage mit seinen gebrochenen und zerhackten Gliedern vor Augen. Aber als er dann vor den Kerlen steht und sieht, wie sie beim Anblick des Knüppels zu zittern beginnen, wirft er ihn fort und nimmt lieber die Maschinenpistole. Dann setzt er sich dort, wo sie mittags ihre sechsundzwanzig Toten begraben haben, auf einen Stein an Ladages Grabhügel. Als es Nacht geworden ist, die dreifachen Sicherungen aufgezogen sind und die anderen Männer sich zum Schlafen in die verlassenen Laubhütten der Partisanen gelegt haben, sitzt Prell immer noch dort auf seinem Stein. Er hat die Maschinenpistole quer über die Schenkel gelegt, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt und den Kopf zur Seite geneigt, als lausche er auf eine leise Stimme, die aus dem frischen, dunklen Erdhügel zu ihm spricht.
Tag um Tag, Nacht für Nacht geht der Kampf weiter und wird von Stunde zu Stunde erbitterter. Die Partisanen entfalten eine unerhörte Aktivität. Überall in nächster Nähe haben sie ihre Funkstellen

in Betrieb, die einen Spruch nach dem anderen absetzen. Nachts fliegen dann die roten Versorgungsflugzeuge in dichter Folge in die Kampfräume ein und werfen Nachschub ab. Die Männer des Verbandes hängen den Partisanen oft so dicht an den Fersen, daß diese Nachschubgüter ihnen buchstäblich vor die Füße fallen. Auch stoßen sie bei ihren Kämpfen immer häufiger auf frisch ausgebaute Wege und wiederhergestellte Brücken über Bäche und Flüsse. Es liegt auf der Hand, daß die Roten hier etwas vorhaben. Warum würden die Partisanen sonst die von ihnen selbst seit Jahren zerstörten Brücken und Wege wieder instandsetzen? Aus den Dörfern werden die Bewohner, auch alte Leute und Kinder, von den Partisanen zum Wegebau gepreßt. Der Kampfverband meldet seine Wahrnehmungen per Funk an die Führung. Sie werden von dort bestätigt. Auch in anderen Gebieten haben Kampfverbände und Beobachtungsflieger die gleichen Feststellungen gemacht. Eine Offensive der Roten steht also unmittelbar bevor. Der Kampfverband 500 wird auf die Beresina zurückgenommen und nördlich der Rollbahn Mogilew–Minsk versammelt. Am 20. Juli steigern sich die Angriffe und Aktionen der Partisanen in einem bisher noch nicht beobachteten Maße. Fast die gesamte Nachrichtenverbindung zur deutschen Front und der Nachschub dorthin werden in einer Nacht lahmgelegt.
Am 22. Juli flammt dann vorne die Schlacht auf. Mit ungeheurer Wucht rennen die roten Panzerdivisionen gegen die deutschen Stellungen an, die ohnehin nur schwach besetzt sind. Zwischen Witebsk und Bobruisk wird die Front an mehreren Stellen von den roten Stoßarmeen durchbrochen. Haben sie die schwachen deutschen Linien erst einmal im Rücken, brauchen die roten Panzerverbände nur noch von einem Partisanengebiet zum anderen zu eilen. Die Partisaneneinheiten haben ihre Aufgabe, den roten Armeen den Weg zu bereiten, voll und ganz erfüllt. Über die von ihnen fertiggestellten Wege und Brücken rollen die Panzer nördlich und südlich der großen Rollbahn Mogilew–Minsk zügig gen Westen, um die Stadt Minsk, den Sitz der deutschen Verwaltungsbehörden und Stäbe, weit ausholend zu umfassen. Der Weg nach Westen hat begonnen. Er wird die Sowjets bis zur Elbe führen.
Die Fünfhunderter haben den großen Durchbruch nördlich der Rollbahn erlebt. Sie haben den ersten Stoß der Panzerkeile, die über die Beresina wollten, abgefangen. Die nachfolgenden Panzerverbände sind aber nur etwas nach Norden ausgewichen und haben dort den

Fluß ohne Störung überschritten. Die Fünfhunderter ziehen sich nun auf die Rollbahn zurück und halten diese gegen alle anrückenden roten Sturmeinheiten. Beiderseits der Rollbahn kämpfen sich die schwer angeschlagenen deutschen Fronteinheiten durch Wälder und Sümpfe zurück. Sind sie dort vor den Panzern einigermaßen sicher, so bekommen sie dafür nun die Stärke der Partisanen zu spüren. Unterstützt von roten Kosakenabteilungen, greifen diese die sich zurücktastenden deutschen Einheiten unaufhörlich an und reiben sie tatsächlich fast restlos auf. Mit bestialischer Grausamkeit hetzen Partisanenverbände und Kosaken die deutschen Soldaten, drücken sie in unwegsame Sümpfe und schlachten sie ab.

Inmitten dieses Hexensabbats sind die Fünfhunderter ein ruhender Pol in der zusammengebrochenen Front. Sie stehen noch immer an der Beresina und halten die Rollbahn gegen alle Versuche der Roten, sie ihnen zu entreißen. Selbst nachdem Minsk gefallen ist, und die Sowjets nun auch aus dieser Richtung die Rollbahn herandonnern, bleibt sie fest im Besitz der Fünfhunderter. Splittergruppen der zerschlagenen deutschen Verbände schließen sich ihnen an.
Neun Tage, nachdem Minsk gefallen und Weißrußland wieder im Besitz der Roten Armee ist, setzt sich der Kampfverband, von der Führung längst wieder aufgegeben, mit den angeschlossenen Versprengten über die Beresina auf Minsk zu in Marsch. Dicht neben der Rollbahn, auf der die roten Einheiten entlangfegen, kämpft sich der Verband Meter für Meter voran. Er wird dabei ständig von Kavallerieabteilungen und mächtigen Partisanenkampfgruppen bedrängt, und im festen Gelände versuchen rote Panzerrudel immer wieder, ihm den Weg zu verlegen. Die Panzer werden nach dem alten Rezept mit geballten Ladungen und Haftladungen bekämpft, solange der Vorrat reicht. Die roten Kavalleristen werden aus den Sätteln geschossen und die Partisanengruppen zerschlagen. Ganze Nachschubabteilungen fallen den Fünfhundertern in die Hände. An Verpflegung und Munition mangelt es nicht. Die Bewaffnung wird von Tag zu Tag mehr auf sowjetische Waffen umgestellt. Decker mit seinem Granatwerferzug hat seine beste Zeit. Er hat zahlreiche leichte russische Werfer mit seinen schweren vereinigt. Sie werden mit Männern des Bataillons und den dazugekommenen Heereskameraden besetzt. Mit diesen vereinigten Werferzügen putzt ‚Uff' so manchen starken Sperriegel fort.
Im Dorf Butitischi werden nach kurzem, heftigem Kampf fünf be-

spannte sowjetische Pak-Geschütze erbeutet. Ein verwegener Hauptmann, der mit vierzehn Mann, dem Rest seiner Panzerjägerkompanie, zum Kampfverband gefunden hat, übernimmt den Befehl darüber. Gleich am ersten Tage klopfen die Geschütze unter seiner Feuerleitung etliche Löcher in Panzer, die ihnen den Weg verlegen wollen. Elf davon bleiben auf der Strecke, von den Männern an den Geschützen liebevoll betrachtet. An den brennenden Panzern vorbei geht es weiter und weiter. Schießen, stürmen, marschieren und wieder schießen und stürmen. Sie haben ja reichlich Erfahrung im Marschieren durchs feindliche Hinterland, sie sind sozusagen Spezialisten darin geworden.
Weiter geht es und weiter, und dann ist es wieder einmal geschafft: An einem glühend heißen Sonnentag dröhnen Panzermotoren dem Verband entgegen, und hinter einer Buschgruppe tauchen donnernd vier Tigerpanzer auf. Sie schieben sich langsam an den kleinen Heerwurm, der ihnen winkend entgegenkommt, heran, werfen die Luken auf, und die Kommandanten winken mit beiden Armen. War das nicht schon einmal so, oder schon oft? Ach, wer weiß noch, wie oft sie das nun erlebt haben, endlich wieder Anschluß an die eigenen Linien zu haben, heimgekehrt zu sein in die Front.

AUFSTAND IN WARSCHAU

Es gibt diesesmal keine Ruhe. Der Kampf geht in den neu aufgebauten Stellungen unmittelbar weiter. Aber nach einigen Tagen werden die Heereskameraden nach langem und herzlichem Abschied ihren alten Einheiten überstellt und die Fünfhunderter selbst werden im motorisierten Marsch nach Warschau geworfen. Dort ist im Rücken der 9. Armee ein Aufstand ausgebrochen. Die Polen wollen – im Vertrauen auf die näherrückenden Streitkräfte der Sowjets – die deutsche Besetzung abschütteln und haben sich nach langen Vorbereitungen erhoben. Nachdem die Männer erfahren haben, wohin es geht, sprechen manche darüber wie von einem Spaziergang nach Warschau. Aber für viele von ihnen wird es ein Marsch in die Ewigkeit. Warschau ist die Hölle! Brennende Häuser, rauchende Ruinen, feuerspeiende Festungen, fünfzigtausend Polen, von den Feindmächten mit Waffen und Munition versorgt, kämpfen mit unerhörter Tapferkeit und Grausamkeit den Kampf ihres Lebens.

Als die Fünfhunderter in die tobende Stadt einziehen, dunkelt es schon. Ringsum krachen die Pak-Geschütze, hämmern die Maschinengewehre, knallen dumpf die Granatwerfer und singen die Geschosse der Infanteriewaffen. Die Straßen sind von den brennenden Häusern erleuchtet. Überall lauert der Tod. Jedes Haus birgt versteckte Maschinengewehre und heimtückische Schützen. Die Front verläuft oft mitten durch ein Haus, so daß im Vorderhaus die Polen sitzen, während sich im Hinterhaus die Deutschen eingenistet haben. Über den schmalen Hinterhof fliegen die Handgranaten hin und her durch die zerschossenen Fenster. Auf beiden Seiten sind die unterdrückten Rufe der Kämpfenden und in den kurzen Feuerpausen auch das Stöhnen der Verwundeten deutlich vernehmbar. Die Fünfhunderter werden an der Flanke der aus russischen Freiwilligen gebildeten Brigade Kaminski eingesetzt. Die Russen kämpfen mit unerhörter Tapferkeit und stehen den Polen an Grausamkeit nicht nach. Die Polen schlachten jeden Verwundeten, der in ihre Hände fällt, unbarmherzig ab, die Russen halten es ebenso.
Langsam kämpfen sich die Männer durch die Stadt. Haus um Haus muß in erbittertem Nahkampf genommen werden. Die Polen, meist junge Menschen, Studenten und junge Arbeiter, kämpfen mit der schon geschichtlich gewordenen Tapferkeit dieses so oft zerstückelten Volkes. Sie ergeben sich nicht, gehen lieber in ihren brennenden Häusern unter. Jeder Keller, jedes Stockwerk und jeder Dachboden muß erst freigekämpft werden. Viele, sehr viele Männer des Bataillons und der beiden Kommandoeinheiten bleiben für immer in Warschau. Kurz vor der Weichselbrücke haben sich starke polnische Kräfte festgesetzt und sind von der Kaminski-Brigade und Polizeieinheiten nach dreitägigem harten Ringen noch nicht geworfen. Nun werden die Fünfhunderter angesetzt und beißen sich fest. Die Kommandoeinheiten sind nach drei Stunden wie ein Keil zur Brücke vorgestoßen und rollen die Polen langsam vom Rücken her auf. Helmut Ehlers hat sich mit seinem Zug in einem großen Mietshaus festgesetzt und kämpft Zimmer um Zimmer frei.
In einem dieser Zimmer im ersten Stock liegt ein schwerverwundeter Pole auf dem blutbefleckten Fußboden und bittet um einen Schluck Wasser. Während die anderen zum Fenster springen und das gegenüberliegende Haus unter Feuer nehmen, kniet Rottenführer Scheffel, von seinen Kameraden Schlappohr genannt, bei dem Verwundeten und schraubt den Verschluß seiner Feldflasche ab. Im selben

Augenblick fällt ein Schuß im Zimmer. Es nützt nichts mehr, daß die Kameraden vom Fenster in die Zimmermitte zurückspringen, es nutzt auch nichts mehr, daß einer dem hämisch grinsenden Polen die verborgene Pistole aus der Hand tritt und ein anderer seine Maschinenpistole auf ihn herabsausen läßt. Schlappohr können sie nicht mehr retten. Er ist tot. Er liegt halb zur Seite geneigt neben dem Polen, in den Händen die geöffnete Feldflasche, die ihren Inhalt auf den Boden rinnen läßt, wo er sich mit dem Blut des Deutschen und des Polen mischt. Einer der besten mußte fallen, weil er mitten im Grauen der Schlacht einen Augenblick lang der Stimme seines Herzens folgte. Überflüssig zu sagen, daß die Männer nach diesem Vorfall keinem verwundeten Polen mehr einen Schluck Wasser gereicht haben. Ihr Kamerad stand unsichtbar und stumm dazwischen.
In der Nacht wird endlich der Widerstand gebrochen. Die Weichselbrücke ist wieder in deutscher Hand. Weiter geht es, Tag um Tag, Woche um Woche. Im Kampf vergehen die Stunden schnell. Rasch folgt die Nacht dem Tage. Sobald sich die Dunkelheit auf die Ruinen senkt, huschen dunkle Gestalten zwischen den Häusern hin und her, klettern über zerschossene Treppen von Stockwerk zu Stockwerk, tasten sich über dunkle Dachböden von Haus zu Haus, oder schieben sich mit angehaltenem Atem in finsteren Kellergewölben voran. Überall lauert der Tod. Er ist hier zu Hause und schlägt in jeder Sekunde blitzschnell zu. Die Streiftrupps der Fünfhunderter spüren ihn unterwegs mit den wachen Sinnen des erprobten Soldaten und kommen ihm oft noch zuvor, überlisten ihn. Dann faßt er statt ihrer die im Dunkeln lauernden Polen und nimmt sie hinüber in seine andere Welt, von der man sagt, daß sie die bessere sei.
Kämpfen, schießen, ein paar armselige Stunden Schlaf, irgendwo und irgendwie dem ewigen Einsatz abgelistet, und wieder kämpfen und schießen, das ist das Leben in Warschau. Die polnische Jugend verblutet an der Härte der deutschen Soldaten, während die Panzerkeile des Marschalls Rokossowsky an der Weichsel stehen bleiben. Die Hoffnung der polnischen Aufständischen trügt. Der Kreml hat gegen sie entschieden. Die Panzer warten das Ende in der von dunklen Rauchwolken verhangenen Stadt ab.
Endlich, nach neun Wochen schwersten Straßen- und Häuserkampfes, kapitulieren die Polen. Der deutsche Befehlshaber, ein General der Waffen-SS, sichert den Kapitulanten Behandlung als Kriegsgefangene zu. So ziehen fast zehntausend Polen unter Führung ihres Ge-

nerals Bor in langen dichten Reihen durch das Spalier der schweigenden Deutschen und treten den Marsch in die Gefangenschaft an. Der Kampf um Warschau, auf beiden Seiten mit unsagbarer Tapferkeit geführt, ist zu Ende. Die russische Freiwilligen-Brigade Kaminski ist in ihm untergegangen, die später in den Kampf geworfene SS-Sturmbrigade Dirlewanger hat zahllose Opfer gebracht. Auch die Fünfhunderter sind wieder einmal auf die Hälfte zusammengeschmolzen und haben jeden zweiten Kameraden auf dem großen Soldatenfriedhof vor den geschwärzten Mauern der Stadt begraben. Es ist der gleiche Friedhof, auf dem unter einem riesigen Birkenkreuz auch die endlosen Gräberreihen der Sturmbrigade liegen. Das Kreuz trägt eine Tafel, darauf steht in dunklen Buchstaben nur ein Wort „Dirlewanger". Wenn man über die vielen hunderte von Gräbern mit den kleinen Birkenkreuzen hinwegblickt, gewahrt man im letzten Drittel des riesigen Gräbermeeres ein Feld, auf dem anstatt der Kreuze aus Stämmen und Ästen der Silberbirke gefügte Runen stehen. Es sind Lebensrunen. Unter ihnen ruhen die Männer vom Kampfverband 500. Sie fielen im Kampfe. Ihre Kameraden setzten ihnen die Rune des ewigen Lebens.

*

Mit der Niederwerfung des Aufstandes ist zwar die neunte Armee von der Bedrohung in ihrem Rücken befreit, aber der Feind hat inzwischen schon die Weichsel überschritten und drückt hinter der Absetzbewegung der neunten Armee her. Die Reichsgrenze rückt immer näher. Bald werden die roten Panzer die Grenzen Deutschlands erreicht haben, der letzte Akt in diesem gewaltigen Drama beginnt.
Der Kampfverband 500 wird noch einmal aufgefrischt und an die Grenze Ostpreußens geworfen, vor sich den Feind aus der Steppe, der von den Haßgesängen Ilja Ehrenburgs und den geifernden Tagesbefehlen der Roten Armee bis zur Raserei getrieben wird. Noch haben erst wenige sowjetische Einheiten deutschen Boden betreten, unter ihnen der vierunddreißigjährige General Tschernjachowski, Sohn eines Flickschusters aus Kiew. Er ist der erste sowjetische General, der in diesem Krieg vorübergehend seinen Fuß auf deutschen Boden setzt. Zwar jagt ihn ein Grenadierbataillon mit seinen Mannen über die Grenze zurück. Aber bald darauf wird der Ostpreußenwall an mehreren Stellen durchbrochen und die Rote Armee flutet

ins ostpreußische Land. Die große Stille, die über seinen Wäldern und dunklen Seen gelegen hat, wird nun vom Donnern der Geschütze zerrissen. Wo sonst nur das Raunen des Seewindes zu vernehmen ist, klingt jetzt das Lied der Stalinorgeln. Sie spielen das mächtige Präludium zum Untergang des Abendlandes.
Die Bevölkerung Ostpreußens, Frauen, Kinder und Greise, beginnen gen Westen zu trecken. Ihre Heimat ist Front- und Kampfgebiet geworden. Die deutsche Führung schickt sie fort, auf die Straßen. Es soll nur eine vorübergehende Räumung sein. Doch es wird eine endgültige werden. Alle die langen Wagenzüge mit den ihre Heimatdörfer verlassenden Menschen werden, soweit sie nicht schon unterwegs zu Grunde gehen, nie mehr zurückkehren. Ob sie es ahnen? Einige bestimmt. Sonst würden sie nicht noch einmal auf den Acker neben dem Haus gehen, einen kleinen Sack voll dunkler Erde schaufeln und auf den Wagen legen, der mit den edlen Trakehnerstuten im Viererzug bespannt ist. Sonst würden die Frauen nicht wieder und wieder durch das ganze Haus eilen, mit den Händen über die alten schweren Möbel streichen, die zurückbleiben müssen, und noch einmal nach dem Vieh sehen, das ebenfalls bis auf wenige Tiere zurückbleibt. Sie bitten die am Wege rastenden Soldaten, die auf dem Marsch zur Hauptkampflinie sind, sich der Tiere anzunehmen. Und die Soldaten – im Raume Gumbinnen sind es die Fünfhunderter – nicken und versprechen alles getreulich, um den Frauen den Abschied von ihrem Heim nicht noch schwerer zu machen. Sie wissen, daß sie diese Versprechen nicht halten können. Denn Soldaten sind zum Kämpfen und Stürmen da, und wenn es Fünfhunderter sind, erst recht.
Als die Trecks anfahren und nach Westen rollen, das helle Rufen der Kinder und der Hufschlag der Pferde verhallt ist, rollen auch die Fünfhunderter im motorisierten Marsch auf Eydtkau zu. Es ist die erste deutsche Stadt, die den Sowjets in die Hände gefallen ist. Die Roten haben unter der dort verbliebenen deutschen Zivilbevölkerung grauenvoll gehaust. Nun stoßen ihre Panzerkeile bereits auf Goldap-Gumbinnen zu und unter den wenigen verfügbaren Truppen, die man ihnen noch entgegenwerfen kann, sind die Fünfhunderter. Der ganze Verband rollt voll motorisiert den Roten entgegen. Die Spitze bilden die beiden Kommando-Einheiten Dora I und II. Sie prallen bei Einbruch der Dämmerung auf die ersten russischen Panzerspitzen und fegen diese im Nahkampf mit Panzerfaust und Pan-

zerschreck fort. Ein zerschlagenes Infanterieregiment, das schon von den Sowjets eingeschlossen ist, wird freigekämpft.
Um Mitternacht stehen die beiden Einheiten vor Eydtkau. Das Bataillon kann ihnen infolge heftiger Flankenkämpfe nur langsam folgen. Dora I unter Führung von Golz stößt zurück und macht den Weg für das Bataillon frei. Dora II unter Vorwärts kämpft sich in die Stadt hinein und erreicht gegen Morgen beim ersten Tageslicht das Rathaus. Der Iwan führt alles heran, was Beine hat und schießen kann, um die Fünfhunderter zu vernichten. Er hat aber vorerst kein Glück damit, das Glück steht noch bei den Männern vom verlorenen Haufen. Auf dem Rathaus weht bis zum Nachmittag wieder die deutsche Flagge. Viermal wird ihr Schaft von Ratsch-Bum-Geschossen gekappt und immer wieder von den Männern unter Vorwärts neu aufgepflanzt. Dann kommt per Sprechfunk der Befehl zum Räumen. Das Bataillon und Dora I stoßen nach schwerem Kampf bis zum Rathaus durch und holen Dora II aus dem Sack, der sich inzwischen gebildet hat, heraus. Schritt um Schritt kämpfen sie sich durch die Stadt zurück. Die Führung kann keine Verstärkungen mehr heranführen. Der Kampf war vergeblich. Nach ihnen, den Fünfhundertern, wird nun kein bewaffneter deutscher Soldat mehr Eydtkau betreten. Die Stadt ist endgültig verloren. Wenige Tage danach erliegt trotz heftigster Gegenwehr auch Goldap. Wie sollen die Städte verteidigt und gehalten werden, wenn kein Nachschub, keine Munition mehr herankommt? Wer nur noch mit der blanken Klinge fechten kann, ist auf die Dauer den Geschützen, Granatwerfern und Maschinengewehren des Gegners unterlegen.
Nach dem Fall Goldaps wird der Verband auf Rastenburg zurückgenommen und sichert das Führerhauptquartier, das nun unmittelbar im Kampfbereich liegt und geräumt wird. Nachdem der riesige Schwarm der FHQ-Leute mit Sack und Pack abgezogen ist, schwärmen ein paar Trupps der Fünfhunderter mit schnellen Schwimmwagen zur Wolfsschanze hinaus, um dort vielleicht noch etwas Verpflegung zu finden. Aber Hauptsturmführer Schumm, der Verpflegungsminister, flucht wie ein Türke, als er und seine Männer entdecken müssen, daß die Herren restlos alles geräumt haben. Grenadiere von ‚Großdeutschland',die ebenfalls in der Wolfsschanze herumwimmeln, berichten, daß sie genauso vergeblich gesucht hätten, und fluchen nicht weniger. Prell, der mit von der Partie ist, macht noch eine Reihe von Aufnahmen „für das Familienalbum", wie er

grinsend versichert: Schumm vor dem Teehaus, mit Feldherrnmiene, die Jungens vor den starken, eben erst fertig gewordenen Bunkern, die nun wohl bald irgendeinem Bolschewikengeneral als Stabsquartier dienen werden, hier noch ein Bild und da noch ein Bild, dann rollt der Verein wieder ab.

Auf der Rückfahrt sehen sie Kühe mit dick aufgetriebenen, entzündeten Eutern, die vor Schmerzen wie wahnsinnig brüllen. Mit ein paar Schüssen werden sie erlöst. So ist der Streifzug doch nicht ganz vergeblich gewesen. Als sie dann mit den großen Fleischstücken zum Verband zurückkommen, zieht man dort lange Gesichter. „Nur Fleisch" heißt es in enttäuschtem Ton. Man hat sich unter dem Zauberwort ‚Wolfsschanze' etwas anderes vorgestellt. Fleisch gibt es jetzt jeden Tag. Das verlassene Vieh auf den Höfen brüllt vor Hunger. Sie essen Fleisch in allen Variationen, gekocht, gebraten oder durch den Wolf gedreht. Die Köche haben ihre schwerste Zeit im ganzen Kriege. Von morgens bis abends verarbeiten sie wahre Berge von Fleisch, und während die Männer an Gewicht zunehmen, nehmen die Köche ab. Fett ansetzen konnten sie sowieso nie, denn den gemütlich an seiner Feldküche hantierenden, leicht korpulenten Koch gibt es bei einer Sturmtruppe nicht, wo jeder einzelne Mann, was auch seine Aufgabe sei, ständig mit in den Kampf eingreifen muß. Oft genug war bei den Fünfhundertern das Essen kalt oder angebrannt, weil eben der Koch mit der Maschinenpistole in der Hand neben seinen Kameraden herstürmte oder die Stellung verteidigte.

Die beschaulichen Tage der Fettlebe bei Rastenburg sind sehr schnell vorbei. Der Verband wird bei Gumbinnen wieder an die Front geworfen, und dann geht es dermaßen rund, daß oft kein Mensch mehr zum Essen kommt oder ans Essen denkt. Wer Tag und Nacht in seinem Schützenloch oder hinter einer zerschossenen Hauswand im Feuer der roten Scharfschützen liegt oder bereits stumm, mit gebrochenen Augen zum Himmel mit den hellen, wandernden Wolken starrt, verspürt ohnehin keinen Hunger mehr. –

HANNES' FLOHPELZE

Aber viele der Männer lassen sich einfach durch gar nichts unterkriegen, und hier wird es hohe Zeit, von Hannes zu berichten: Solange Vorwärts eine Kompanie führt, ist Hannes schon sein Melder. Er hat eine große Leidenschaft: organisieren, und wenn er schon ein

wirklich guter Soldat genannt werden muß, er kann sich zu den ersten zwanzig Inhabern der goldenen Nahkampfspange im Haufen rechnen, so ist er im Organisieren ein wahres Genie. Hannes findet totsicher in jedem noch so leeren Nest die letzte Henne oder Gans, um sie in den privaten Kochtopf des Kompanietrupps wandern zu lassen. Er organisiert ausnahmslos alles.
Als das Bataillon ein paar Tage in der Umgebung von Libau in Ruhe lag, durchstreifte Hannes mit einigen seiner engeren Kameraden die Stadt. Nachts auf dem Bahnhof stellten sie dann fest, daß die letzte Bimmelbahn zu ihrem Standort längst abgedampft war, und den müden Gesellen stand ein mehrstündiger Ritt auf Schusters Rappen bevor. Da knurrte Hannes nur: „Wartet mal hier, ich komme gleich wieder!" und war auch schon im Dunkel verschwunden. Seine Kumpels kannten ihn ja gut genug. Er würde schon wieder irgendetwas auf die Beine bringen. Sie warteten müde und vertrauensvoll in der Bahnhofsvorhalle.
Die ebenso müde Bahnhofswache beäugte die schweigsam dastehenden Gesellen mit den fremdartigen Kragenspiegeln mißtrauisch. Besonders fielen ihr die Streifen ins Auge, die einige von ihnen auf dem Unterarm trugen, und die Menge von Auszeichnungen, vor denen der Stabsfeldwebel von der Wache sich mit seinem Kriegsverdienstkreuz recht kümmerlich vorkam. Er winkte also seinen Leuten zu und setzte sich in Bewegung. Die Wartenden schienen im Stehen zu schlafen. Keiner von ihnen machte bei seinem Herannahen auch nur die leiseste Andeutung einer Ehrenbezeigung. Der Stabsfeldwebel war an sich nicht bösartig, auch nicht übertrieben auf Zackigkeit versessen. Aber daß er überhaupt nicht beachtet wurde, brachte ihn doch in Zorn. Er hatte mit Kennerblick festgestellt, daß der kleine Pulk fast nur aus Schützen bestand. Die einzigen Dienstgrade waren ein Sturmmann und ein Unterscharführer.
Der Stabsfeldwebel räusperte sich erst und brüllte dann los, verlangte die Soldbücher zu sehen. Die Männer sahen lächelnd in sein rot gewordenes Gesicht und der Unterscharführer fragte freundlich, warum er denn einen so roten Kopf habe, er litte bestimmt an zu hohem Blutdruck. Der Unterscharführer war ein drahtiger Kerl, er trug neben den anderen Auszeichnungen auch die Ehrenblattspange des Heeres, die der Stabsfeldwebel jetzt zum ersten mal in natura sah. Er war aber auch zum ersten mal in seinem Leben einem Schlaganfall nahe, zumal seine eigenen Leute verstohlen grinsten.

In diesem Augenblick kam Hannes wieder hereinmarschiert und fragte den Stabsfeldwebel: „Was ist denn hier für ein Krach?“, wandte sich seinen Kameraden zu: „Los, Jungens, das Auto wartet!“ Damit marschierte der ganze Verein zum Bahnhof hinaus und ließ den fassungslosen Stabsfeldwebel einfach stehen. Als der sich endlich erholt hatte und ebenfalls zum Bahnhof hinaustrabte, fuhr dort gerade ein großer Opel-Kapitän an und verschwand in der Nacht. Natürlich hatte Hannes den Wagen besorgt. Sie waren zwar darin übereinandergeschichtet und durcheinandergesteckt wie in einem Heringsfaß, es war überhaupt ein Wunder, daß sie alle irgendwie hineingekommen waren, aber sie brauchten nicht zu laufen. Wenn sich auch die Federn beängstigend durchbogen, was machte das schon aus? Hatte der Wagen nicht schließlich einen Korps-Stander vorn auf dem Kotflügel sitzen?
Anderen Tags wurde der Opel-Kapitän eines kommandierenden Generals gesucht und schließlich in einem Wäldchen in unmittelbarer Nähe des Bataillons gefunden. Aber das war natürlich reiner Zufall. Solche Dinge bringt also der Hannes unentwegt zu Stande und jetzt, gerade im Augenblick, da wir von ihm sprechen, bringt er doch tatsächlich vier große Schaffelle an, vier prächtige, langwollige, schön gegerbte weiße Felle. Er hat sie mit einer Schnur zu einem Bündel zusammengebunden und schleppt sie auf dem Rücken.
Wie immer hat er, während eines Stoßtruppunternehmens, als sie ein Grabenstück mit Handgranaten und Maschinenpistolen aufrollten, gepeilt, ob sich nichts vernünftiges organisieren ließe. Vorwärts pflaumt ihn an: „Was hast du denn nun schon wieder aufgegabelt? Mensch, wenn du nichts mitschleppen kannst, bist du einfach nicht glücklich!“ Hannes grient über sein dunkles Indianergesicht und sagt: „Sei mal friedlich! Weil ich diese Dinger vorhin aus dem Befehlsbunker der Genossen gefischt habe, werden wir beide heute abend schön warm und mollig schlafen. Wir werden uns nämlich jeder ein Fell unters Kreuz legen und uns mit dem anderen zudekken.“ Darauf sieht Vorwärts die Sache schon mit freundlicheren Augen an, denn die Nächte sind schon verdammt kalt. Hannes sieht es seinem Kompanieführer an, wie er sich schon auf die behagliche Wärme freut, und brummt: „Laß man deinen alten Melder für dich sorgen, der weiß schon, was gut ist!“ Vorwärts pufft ihn in die Seite, sie lachen sich beide an und sind wieder einmal ein Herz und eine Seele.

Der Kompanietrupp haust mit Vorwärts in einem verlassenen Bauernhaus. Abends, als sie sich zur Ruhe begeben wollen, rollt also Hannes die mitgebrachten Felle aus, packt zwei auf seine eigene Liegestatt und zwei auf die von Vorwärts. In den Tagen vorher haben sie der Kälte und der häufigen Nachtangriffe wegen beim Schlafen immer die halbe Uniform anbehalten. Heute aber leisten sich die beiden Fellbesitzer den Luxus, sich ganz auszuziehen. Einmal friert man ja nicht unter diesen schönen Fellen und dann wollen sie ja schließlich auch etwas davon haben und fühlen. Alf, der Kompanietruppführer flaxt noch und wünscht einen Nachtangriff der Russen herbei. Dann ist Ruhe.

Es muß gegen Mitternacht sein, da flucht in dem dunkeln Raum plötzlich jemand in allen Tonarten und tobt dabei herum, daß sie alle aus dem Schlaf fahren. Sie wissen sofort, daß es ihr „Alter" – an Jahren jünger als sie selber – ist, der da herumpoltert. Alf springt zur Tür und macht Licht. Dann kann er sich vor Lachen nicht mehr halten. Auch die anderen lachen, daß ihnen das Zwerchfell weh tut. Mitten in der Stube springt Vorwärts herum und flucht wie ein Türke, kratzt sich an allen möglichen Stellen, reißt schließlich sein kurzes Hemd über den Kopf und schleudert es in die Ecke. Sein ganzer Körper ist mit kleinen Schwellungen bedeckt, mit Flohstichen, einem neben dem anderen. Es muß eine ganze Flohdivision zum Angriff übergegangen sein.

Paule, der Sanitäter, erfaßt die Lage, kramt eine Flasche mit einer hellen Flüssigkeit aus seinem Pflasterkasten und beginnt, Vorwärts, der sich langsam beruhigt hat, damit einzureiben. Aber da flucht der von neuem los, denn das Zeug brennt fürchterlich auf seinem zerbissenen und zerkratzten Körper. Paule läßt das kalt. „Was brennt, tut auch gut!" sagt er nur. Die Männer stehen im Kreise herum und besehen sich ihren nackten Chef. „Du siehst ja lecker aus!" brummt Alf. Dann beugt er sich über das Lager und schaut sich die Felle an. „Hier hopsen sie!" schreit er und springt zurück. Da hopsen sie wirklich in hellen Scharen. Durch die Körperwärme sind sie erst richtig lebendig geworden. Kreuz und quer, über- und hintereinander springen die kleinen dunklen Punkte auf den hellen Fellen herum. Die Männer können sie ganz genau sehen. Unwillkürlich beginnt sich jeder zu jucken. Nur einer nicht: Hannes. Der liegt nach wie vor unter seinem Fell und denkt nicht daran, aufzustehen.

Als Vorwärts die Flöhe herumhüpfen sieht, reißt er die Felle von

seiner Koje, wirft sie auf den Boden und trampelt mit Indianergeheul darauf herum. Baska folgt seinem Beispiel und fährt mit dumpfem Knurren und spitzen Zähnen ebenfalls auf die Felle los, bis Vorwärts diese an einer Ecke packt und sie zur Türe hinaus auf den Gang wirft. Anschließend marschiert er im Adamskostüm auf Hannes los, packt das obere Fell und feuert es ebenfalls hinaus. Hannes will sich zwar wehren, aber Vorwärts faucht ihn an und die anderen versprechen ihm eine saftige Hordenkeile, wenn er nicht augenblicklich auch das andere Fell hinausschafft. Es möchte schließlich keiner den Pelz voller Flöhe haben.
Hannes erhebt sich also seufzend und wirft auch das Fell, auf dem er gelegen hat, zur Türe hinaus. Er behauptet allen Ernstes, keine Flöhe gespürt zu haben. Die Kameraden reißen ihm daraufhin das Hemd hoch und – siehe da, kein einziger Flohstich ist auf seiner Haut zu sehen. Trotzdem bleiben die Felle natürlich draußen. Paule reibt Vorwärts ein zweitesmal von oben bis unten ein, dann hauen sich alle wieder hin und es herrscht Ruhe.
Am nächsten Morgen gibt Vorwärts Hannes in aller Form den dienstlichen Befehl, die Felle wegzuschaffen, so weit wie möglich. Dem ist es wohl noch selten so schwer gefallen, einen Befehl auszuführen, wie eben jetzt. Die Felle sind seiner Meinung nach – von den paar lumpigen Flöhen abgesehen – viel zu schön, um sie einfach wegzuwerfen. Er hängt sie erst einmal an den kleinen Staketenzaun, der hinter dem Hause entlangläuft. Als er gerade dabei ist, kommt Vorwärts um die Hausecke. Baska folgt ihm wie immer auf den Fersen. Sobald die Hündin die Felle sieht, fährt sie mit dumpfem Knurren darauf los und will sie vom Zaun reißen. Vorwärts ruft sie zurück: „Ich erinnere mich doch, dir einen Befehl gegeben zu haben!" Hannes packt also die Felle, um sie nun wirklich fortzuschaffen. Er weiß aus Erfahrung, daß Vorwärts bei aller Kameradschaft, wenn er diesen Ton anschlägt, keine Kompromisse kennt.
Er ist noch nicht allzuweit gekommen mit seiner Last, da hält neben ihm mit knirschenden Bremsen ein Kübelwagen. Ein Hauptmann und ein Oberleutnant sitzen darin und wollen wissen, wo der Gefechtsstand der Kompanie sei. Hannes gibt Auskunft und will weiter, da fragt der Oberleutnant, wo er denn mit den schönen Fellen hinwolle. Hannes wittert sofort ein Geschäft und antwortet kaltblütig, er wolle sie zum Troß bringen, um sie dort einem Kameraden zu verkaufen. Der Oberleutnant wird hellhörig. „Verkaufen?" fragt er, „gehören

die Felle denn Ihnen?" Hannes nickt und erzählt, daß er sie von seinem Kompanieführer geschenkt bekommen habe, der hätte zu Hause eine große Schafzucht und habe die Felle vom letzten Urlaub mitgebracht. Nun gefielen sie ihm nicht mehr und er habe sie an ihn – seinen Melder – verschenkt.
Der Oberleutnant ist ausgestiegen und befühlt die schöne, lange Wolle. „Herr Hauptmann, das wäre doch etwas gegen die verdammte Kälte nachts!" und zu Hannes gewendet: „Was wollen Sie dafür haben?" Eigentlich ist es ja in der deutschen Wehrmacht nicht üblich, daß ein Offizier mit einem Sturmmann Privatgeschäfte macht, aber schließlich will der Kerl die Felle ja sowieso loswerden, und wer nachts zu viel friert, kümmert sich nicht mehr darum, ob so ein Handel üblich ist oder nicht. Hannes nennt auch ganz ungerührt seinen Preis: zwei Flaschen Schnaps. Man einigt sich sehr schnell. Der Oberleutnant führt zwar keinen Schnaps mit sich, aber dafür wechseln zwei Hundertmarkscheine den Besitzer und die Felle ebenfalls. Der Oberleutnant packt sie voller Freude in den Wagen, läßt auch Hannes einsteigen, und zurück geht's zum Kompanie-Gefechtsstand.
Der Hauptmann ist Führer eines Infanteriebataillons, das noch am gleichen Abend das große Loch an der rechten Flanke der Kompanie bis zum drei Kilometer entfernten Nachbarn schließen soll. Er will seinen neuen Nachbarn kennen lernen. Vorwärts erklärt ihm kurz den Frontverlauf, auf seine Art. Sie treten vor die Tür des Gefechtsstandes. Vorwärts zeigt mit dem Wolchowknüppel nach links: „Dahinüber liegt unser Haufen, sechs Kompanien auf vierzehn Kilometer Front verteilt." Der Knüppel schwingt um hundertachtzig Grad herum: „Dort liegt nischt. Ab heute abend sind Sie dort zu Hause." Der Knüppel schwingt nach vorn: „Dort drüben liegen die Genossen, Infanterie, Panzer und Sturmartillerie. Sonst noch 'ne Frage, meine Herren?" Der Hauptmann grinst still vergnügt: „Ne danke, Kamerad, Sie haben es uns ja ausführlich genug erklärt!"
Vorwärts bittet die beiden noch einmal in den Gefechtsstand und läßt ihnen von Hannes einen tüchtigen Schluck Feuerwasser kredenzen. Er selbst trinkt wieder ein Glas Milch. Die Offiziere sehen ihn entgeistert an. Der Oberleutnant schüttelt sich ein wenig und fragt: „Wird Ihnen denn nicht schlecht von dem Zeug?" Vorwärts grinst: „Ne, seit einer glücklich überstandenen Alkoholvergiftung im letzten Jahr wird mir nur noch vom Sprit übel" Die beiden lachen und sagen: „Prost!" Der Oberleutnant erzählt dann noch beiläufig, daß er von

dem Melder die vier Felle gekauft habe, dann klettern sie draußen wieder in ihren Kübel und fahren los.
Nun steht Hannes vor Vorwärts und dem ganzen Kompanietrupp und berichtet über das Fellgeschäft. Vorwärts kratzt sich am Kopf: „Junge, Junge, wenn das man gut geht!" Damit ist Hannes entlassen. Abends rückt dann das kaum noch zwei Kompanien starke Infanterie-Bataillon in die Frontlücke ein und baut dort die Hauptkampflinie auf. Schon am anderen Morgen kommt ein Kradmelder mit den Fellen im Seitenwagen, um sie zurückzubringen. Der Oberleutnant ließe ausrichten, er lebe noch. Der Melder solle die zweihundert Mark behalten, mit den Fellen aber jemand anderen glücklich machen. Vorwärts sieht Hannes an, zeigt auf die Felle und sagt: „Schaff sie fort, alter Junge, aber schnell, bevor die Flöhe erst hier wieder heimisch werden!" Außerdem gibt er ihm noch den Auftrag, zur Schirrmeisterei zu fahren und nach dem Schwimmer zu sehen, der seit zwei Tagen dort zur Reparatur ist.
Hannes holt also sein Krad hinter der zerschossenen Scheune hervor und braust los. Die Felle hat er natürlich im Seitenwagen liegen. Er wird sie befehlsgemäß wegschaffen. Nicht fortwerfen, sondern wegschaffen. Und er überlegt, wem er sie jetzt andrehen kann. Aber da gibt es nichts lange zu überlegen. Bärwolf, der Schirrmeister, handelt sie ihm gleich gegen eine Flasche Schnaps ab, und weil er ein alter Spezi von Hannes ist, läßt der ihm die Felle zu diesem Sonderpreis und kommt mit der erhandelten Flasche wieder zurück. Vorwärts fragt, ob er die verdammten Flohpelze nun endlich los sei. Hannes bejaht und macht mit dem Kompanietrupp die Flasche leer. Alf, der damals am Bahnhof den Stabsfeldwebel nach seinem Blutdruck fragte, betrachtet sinnend die leere Flasche: „Hoffentlich kommen deine Felle noch mal wieder, du könntest vielleicht noch mehr Flüssigkeit damit herbeizaubern." Alf kann unmöglich ahnen, wie schnell sein Wunsch in Erfüllung gehen wird.
Nachts greift der Iwan an und wird mit blutigen Köpfen abgewiesen. Hannes hat einen Streifschuß am rechten Oberarm abbekommen, der ihm ein Stück Fleisch fortrasiert hat. Er wird vom Sanitäter versorgt und von Vorwärts für ein paar Tage zum Troß kommandiert, zum Invalidenverein. Das ist der Club der Leichtverwundeten, die ihre Verletzungen beim schweren Troß des Kampfverbandes mit viel Essen, Trinken und gemütlichem Leben ausheilen. Der Invalidenverein wurde schon vor langer Zeit gegründet, als immer mehr Leicht-

verwundete sich weigerten, ins Lazarett zu gehen, und durchaus beim Haufen bleiben wollten.
Hannes macht sich fertig zum Abmarsch. Völke, der Ersatzmelder, soll ihn mit dem Krad zurückfahren. Aber gerade, als sie losziehen wollen, fegen zwei Fahrzeuge heran, der Kübel Bärwolfs und der reparierte Schwimmer, den einer von Bärwolfs Männern fährt. Kaum hat Bärwolf seinen Kübel zum Stehen gebracht und Hannes in sein Blickfeld bekommen, da brüllt er auch schon aus Leibeskräften los: „Du verfluchter Hund, du Gauner, hast wohl gedacht, mein Blut ist nur dazu da, um es von Flöhen abzapfen zu lassen, was?" Vorwärts kommt aus dem Gefechtsstand und fragt, was denn los sei. Bärwolf schildert mit grimmigen Flüchen seinen Handel mit Hannes. Die Felle säßen voller Flöhe, die ihn halb aufgefressen hätten. Vorwärts grinst und alle anderen, die mittlerweile dazugekommen sind, grinsen natürlich auch, ausgenommen Bärwolf. Der weiß ja nichts von dem Weg, den die Flohpelze schon hinter sich haben, reißt das Bündel aus dem Wagen und knallt es Hannes vor die Füße. Dann übergibt er den Schwimmer, klettert wieder in seinen Kübelwagen und fährt unter wilden Flüchen zurück.
Vorwärts sieht Hannes vor den Fellen stehen und muß lachen: „Ich habe das Gefühl, daß du die Dinger einfach nicht los wirst. Schlepp sie meinetwegen mit zum Troß, aber wenn du wieder zurückkommst, dann ohne die Pelze!" Hannes nickt, packt das Bündel wieder in den Seitenwagen, meldet sich ab, steigt auf, Völke gibt Gas und sie fahren ab.
Beim Troß gehen sich Bärwolf und Hannes einen ganzen Tag lang aus dem Wege. Und dabei sind sie alte Kumpels schon von Matzkau her, waren dort in der gleichen Gruppe und hatten sogar ihre Kojen übereinander. Bärwolf ist auch von Natur nicht nachtragend, aber wenn er Hannes sieht, fängt ihm eben gleich wieder der ganze Balg an zu jucken. Darum macht er einen Bogen um ihn, wenn er ihn sieht. Schon am anderen Tag aber wird die Freundschaft neu besiegelt und mit zwei Flaschen Schnaps begossen. Inzwischen ist es Hannes nämlich gelungen, die Flohpelze zum drittenmal zu verschachern. Diesmal ist der Zahlmeister des linken Nachbar-Bataillons der glückliche Besitzer oder das Opfer, je nachdem, wie man es nimmt.
Einstweilen segnet er im Stillen noch die Motorpanne, die seinen Fahrer zwang, unterwegs die Hilfe der Schirrmeisterei in Anspruch zu nehmen. Während der Motor repariert wurde, vertrat sich der

Zahlmeister etwas die Beine und entdeckte dabei die Felle, die Hannes vorsorglich vor seiner Unterkunft ausgebreitet hatte. Sie redeten hin und her, Hannes erzählte wieder das Märchen von der Schafzucht und dem Geschenk seines Kompanieführers und verhandelte dann seinen Flohzirkus gegen die besagten zwei Flaschen. Die trinken sie nun in der Schirrmeisterei gemeinsam aus und feiern Hannes dabei als Handelsgenie. Bärwolf stellt sich vor, wie die Flöhe in der kommenden Nacht den etwas fülligen Zahlmeister verarzten werden, und hat Hannes alles verziehen.
Inzwischen hat sich die Flohpelzgeschichte im ganzen Kampfverband herumgesprochen, und man beginnt bereits Wetten abzuschließen, ob die Felle auch diesesmal wieder zu Hannes zurückkehren werden oder endgültig verschwunden bleiben. Vorwärts erfährt im Bataillonsgefechtsstand von der neuesten Wendung der Dinge und äußert sehr bestimmt: „Die Felle kommen wieder, dafür garantiere ich." Felix erhebt Widerspruch, Vorwärts sagt: „Ich halte jede Wette." Es geht hin und her, dann ist die Wette um eine Flasche Marketenderschnaps abgeschlossen.
Zwei Tage später hat der Kompanietrupp von Dora II Grund zum Feiern: Felix hat die Flasche Schnaps herausrücken müssen, denn der dicke Zahlmeister hat prompt die vier Pelze zurückgebracht. Als er erfuhr, daß er bereits der dritte war, der sie erwarb, hat er sogar gelacht. Hannes hat die Felle zurückgenommen und sich entschuldigt, daß er den Kaufpreis im Augenblick nicht zurückgeben könne, da die Flaschen bereits leer seien. Der Zahlmeister hat großzügig abgewinkt und für die zukünftigen Geschäfte viel Glück gewünscht.
Keiner der gefoppten Fellkäufer wirft die Dinger einfach fort oder verbrennt sie. Alle bringen sie brav zurück, wahrscheinlich in der Absicht, mit Hannes, der sie ihnen verkauft hat, fürchterlich Schlitten zu fahren. Aber wenn der dann sein treu-dämliches Gesicht aufsetzt, ist die Absicht vergessen. Er hängt also die wieder einmal heimgekehrten Prachtstücke über den Zaun und steht noch sinnend davor, als ein Wagen neben ihm hält. Hannes dreht sich gar nicht erst um. Er vermutet irgend ein Fahrzeug des eigenen Haufens. Aber da hört er eine Stimme voller Anerkennung „Donnerwetter!" sagen, sieht über die Schulter und erkennt im Rücksitz eines Volkswagens den Oberstabsintendanten der Infanterie-Division, in deren Frontabschnitt der Kampfverband liegt. Die Division stellt auch die Verpflegung für die Fünfhunderter und der Oberstabsintendant kommt ge-

rade von einer Besprechung mit Hauptsturmführer Schumm. Hannes hat ihn schon ein paar mal gesehen und gibt bereitwilligst Auskunft. Natürlich muß dabei wieder die Schafzucht seines Kompanieführers herhalten. Beinahe hätte er sich versprochen und „Flohzucht" gesagt. Aber der Oberstabsintendant ist ein ebenso gläubiger Zuhörer wie seine Vorgänger auch. Er räuspert sich: „Wäre was für unseren General. Hat morgen zufällig Geburtstag. Würde ihm bestimmt eine Freude damit machen." Dann erkundigt er sich nach dem Preis, den Hannes in Anbetracht der hohen Dienststellung seines Handelspartners sofort verdoppelt.
Und siehe da, der Oberstabsintendant zaubert auch richtig aus seinem Koffer vorn, unter der Haube, vier schöne runde Pullen Schnaps hervor, nimmt die Felle und braust davon. Der Invalidenklub aber sammelt sich um Hannes, läßt ihn hochleben und macht sich über die Flaschen her. Später hört man sie dann in ihrer Unterkunft singen, nicht unbedingt schön, auch nicht ganz richtig, aber darauf kommt es ihnen auch gar nicht an, sie sind jedenfalls sehr vergnügt. Die Kunde von dem letzten Handelserfolg fliegt in Windeseile durch den ganzen Haufen. Vorwärts prophezeit wieder mit aller Bestimmtheit, daß die Felle zurückkehren werden.
Und sie kehren auch zurück. Es dauert wieder genau zwei Tage. Dann taucht der General der Infanterie-Division persönlich im Gefechtsstand der Fünfhunderter auf. In seiner Begleitung befindet sich neben anderen Herren auch der Oberstabsintendant. Man scheint inzwischen Wind von dem Handel bekommen zu haben. Der General fragt Blohm, ob die Einheit sich neben ihrer Hauptbeschäftigung, dem Iwan auf den Bart zu spucken, auch mit dem Handel von Häuten und Fellen befasse. Blohm antwortet lächelnd: „Mit Häuten handeln wir hier alle und tragen sie auch täglich zu Markte, mit Fellen befaßt sich nur ein Mann, der sich im Augenblick als Verwundeter zur Genesung beim Troß aufhält." Der General fragt, ob er diesen Mann einmal sehen könne, und Blohm läßt Hannes auf schnellstem Wege durch Petrus herbeischaffen. Nicht lange, und er tritt in den Gefechtsstand. Nachdem er sich beim Häuptling gemeldet hat, sagt der zu ihm: „Hannes, der Herr General möchte den Mann sehen, dem er die Felle zu verdanken hat!"
Hannes nimmt vor dem General Haltung an und linst dabei mit einem Auge zum Oberstabsintendanten, der mit finsterem Gesicht im Hintergrund steht. Der General hat ihm wahrscheinlich einiges über sein

sinniges Geburtstagsgeschenk erzählt, was er noch nicht ganz verdaut hat. Jetzt sieht der Divisionär den Hannes lange an. Dann fragt er ihn: „Sie waren also bis jetzt der Besitzer der prächtigen Schaffelle?“ und als Hannes das bejaht: „Waren Sie denn damit zufrieden?“ Auch das kann Hannes mit gutem Gewissen bejahen. Er konnte doch wirklich mit den Fellen zufrieden sein. Immerhin hatten sie ihm nach und nach sieben Flaschen Schnaps und zweihundert Mark eingebracht. Der General fragt weiter: „Warum haben Sie sie denn verkauft? Sie sind doch so prächtig!“ Und prompt antwortet Hannes: „Die Dinger waren mir zu warm, Herr General, ich habe dauernd darunter geschwitzt.“ „Hm“, brummt der General, „geschwitzt habe ich allerdings auch, aber außerdem haben mich die Flöhe halb aufgefressen! Haben Sie nicht gewußt, daß Flöhe darin sind?“ Hannes guckt derartig dämlich aus der Wäsche, daß selbst der finstere Oberstabsintendant vor Lachen Schreikrämpfe kriegen könnte, und sagt treu: „Nee, Herr General, nie was davon gemerkt.“ Der sieht ihm fest in die Augen: „Nun, ich um so mehr! Und ein paar andere Leute wohl auch. Habe da sowas munkeln hören!“ Dann wendet er sich zum Oberstabsintendanten: „Geben Sie die Felle ihrem alten Besitzer zurück, dem scheinen sie tatsächlich nicht zu schaden!“ Und so geschieht es. Hannes muß dem General noch ausführlich den bisherigen Weg der Felle schildern, bevor er und sein Fellbündel von Petrus mit dem Krad zum Troß zurückgefahren werden. Im Gefechtsstand lachen sie noch lange, der General am meisten und schließlich auch der Oberstabsintendant ein wenig.
Wer nun denkt, damit sei die Pelzgeschichte aus, hat sich geschnitten. Der nächste Käufer ist zwei Tage später der Kommandant einer Tigerpanzer-Abteilung, ein Major mit dem Ritterkreuz. Preis: zwei Flaschen. Hannes nimmt mit Rücksicht auf die hohe Auszeichnung von einer Preiserhöhung Abstand. Die Flohpelze verschwinden im Befehlspanzer und fahren gleich einen Angriff mit, der den Fünfhunderten hilft, die Bereitstellung einer russischen Infanteriedivision und eines Panzerregiments zu zerschlagen. Natürlich ist der ganze Verband längst über das neue Geschäft informiert und sieht die Felle wieder bei Hannes landen. Aber im Laufe der schweren Kämpfe wird der Tiger des Majors abgeschossen. Er selbst kann mit seiner Besatzung gerade noch ausbooten, bevor der Panzer in Flammen aufgeht. Sie werden dabei schon halb von den Roten kassiert, bis Vorwärts sie mit seinen Männern wieder heraushaut. Der Major blickt

wehmütig auf seinen brennenden Kampfwagen und gedenkt dabei auch mit bewegten Worten der schönen Felle. „Sind Sie froh, Herr Major!" sagt Vorwärts. „Um ihre gepanzerte Lebensversicherung dort ist es zwar schade. Aber es sind Ihnen viele Leiden erspart geblieben."
Dem Major muß der Sinn dieser Rede dunkel bleiben. Später erkundigt er sich beim Häuptling, ob der junge Kompanieführer mit dem großen Wolfshund mal einen Kopfschuß erhalten habe. Als Blohm und Sturmbannführer Golz nach dem Grund seiner Vermutung fragen, gibt er die Worte wieder, mit denen Vorwärts ihn zu trösten suchte und wundert sich über den Heiterkeitserfolg, den er mit seinem Bericht hat. Da erfährt er die ganze Flohpelzgeschichte. Felix weiß sie so anschaulich zu schildern, daß ein allgemeines Jucken anhebt und man die lieben Tierchen glaubt herumhüpfen zu sehen.

Der einzige Leidtragende ist Hannes. Die Felle waren so treu und anhänglich! Wirklich schade, daß sie nun endgültig zum Teufel sind, wirklich schade!

JAN DE KONDE

Eines Abends greift mit vielstimmigem hellen Geschrei eine Maschinenpistolen-Brigade an, und es dauert eine Zeit, bis die Männer merken, daß sie diesesmal keine schlitzäugigen Asiaten vor sich haben wie in den Tagen zuvor, sondern Frauen. Frauen ist beinahe zuviel gesagt. Die dort heranstürmen, haben nichts Frauliches mehr an sich. Mit ihren langen im Winde flatternden Haaren gleichen sie eher wilden Megären, die auf Mord aus sind. Decker belegt die dichten angreifenden Linien der Frauenbrigade im Schnellfeuer mit seinen Granatwerfern, um diesen Greuel gar nicht erst nahe herankommen zu lassen. Aber immer neue Reihen tauchen im Dämmerlicht auf und ihr tierisches „Urräh"-Gekreisch wird immer hysterischer. Die Maschinengewehre mähen wie unsichtbare Riesen-Sensen in dem angreifenden braunen Gewimmel und trotz allem ist es plötzlich heran.
Ob die Männer wollen oder nicht, sie müssen zum Nahkampf antreten. Es geht sehr schnell. Mehr als zwei Dutzend Gefangene gibt es nicht. Die anderen Flintenweiber sind tot. Die Männer haben einen faden Geschmack im Mund, wenn sie auf die abscheulich verrenkten Gliedmaßen der langhaarigen Soldaten des großen Stalin sehen. An diesem Abend schmeckt den meisten das Essen nicht, obwohl es weder kalt noch angebrannt ist.
Unterscharführer de Konde verläßt den Erdbunker, in dem er mit seiner Gruppe haust, um noch einmal nach dem Maschinengewehrposten zu sehen, bevor es völlig finster wird. Der Posten steht gut gedeckt sechzig Meter weiter hinter einer zerschossenen Mauer. De Kondes Gruppe liegt tief in der linken Flanke des Bataillons, als letzte Sicherung. Er weiß, daß er sich auf jeden Mann seiner Gruppe voll verlassen kann. Aber aus alter Gewohnheit überzeugt er sich jeden Abend noch einmal selbst davon, daß alles in Ordnung ist.
Piet van Leuwen hat Wache am Maschinengewehr. Er ist ein Landsmann de Kondes, sie stammen sogar beide aus der gleichen Gegend,

von der Küste zwischen Den Helder und Alkmaar in den Niederlanden. Piet macht seine Postenmeldung in deutscher Sprache, aber dann unterhalten sie sich kurz in ihrer Muttersprache weiter. Piet hat die ganze Zeit seiner Wache die toten Flintenweiber im Vorfeld vor Augen und schimpft, daß es nicht dunkel werden will. Der Anblick geht ihm auf die Nerven. Und es ist, als spränge dies Gefühl des Ekels und des Überdrusses bei Piets Worten auf de Konde über. Er sagt nichts, starrt eine Weile auf die vielen Toten da draußen. Plötzlich packt ihn das Heimweh mit unwiderstehlicher Gewalt. Er hat auf einmal den Geruch des heimatlichen Watts in der Nase, den der Wind bei Ebbe von der See her herantreibt, diesen typischen, leicht salzigen Geruch. Und da klopft er Piet wortlos auf die Schulter, dreht sich um und geht langsam davon.
Aber er geht nicht zum Erdbunker zurück, wie Piet, der ihm nachblickt, kopfschüttelnd feststellt, sondern linkerhand über die Wiese auf ein zurückliegendes Wäldchen zu. Das Wäldchen liegt zwar hinter der angenommenen Linie, die hier die Hauptkampflinie bedeuten soll, aber das Bataillon hat ja keinen linken Nachbarn, der unmittelbar anschließt. Erst sechshundert Meter weiter beginnt die Stellung eines arg zerschlagenen Infanterieregiments, das Wäldchen liegt also eigentlich im Niemandsland. Bisher ist dort noch niemals etwas passiert. Die Russen haben anscheinend noch nicht bemerkt, daß die ohnehin mehr als dünne Hauptkampflinie der Deutschen dort ein Loch hat. Sie sind noch nie in Richtung auf dieses Wäldchen angestürmt, sondern immer genau gegen den Abschnitt des Bataillons oder gegen den seines Nachbarn.
Piet macht sich auch keine Sorgen wegen der roten Infanterie, als er de Konde in dem Wäldchen verschwinden sieht, sondern wegen der Artillerie. Die lädt nämlich allabendlich einen beträchtlichen Segen dort ab. Deswegen ist es bei Piet und seinen Kameraden von der neunten Gruppe in Verruf gekommen. Sie haben es einmal in der Abenddämmerung aufgesucht, um dort in Ruhe und schön im Kreis, zwischen den Bäumen verteilt, einer dringenden Beschäftigung nachzugehen, jeder soweit vom anderen entfernt, daß man sich dabei noch gemütlich unterhalten konnte. Und während sie so hockten, begann es zu gurgeln und zu rauschen. Die erste Lage der roten Artillerie lag so dicht, daß die Druckwelle der Einschläge ihnen das Papier ersparte. Die nächste Lage hatten sie dann nicht mehr abgewartet, sondern waren mit hängenden Hosen aus dem Schatten der

Bäume getürmt. Seitdem mögen sie das Wäldchen nicht mehr leiden.
Piet selbst hat auch an der denkwürdigen Sitzung teilgenommen. Gerade überlegt er, ob Jan de Konde, sein Gruppenführer, Kamerad und Landsmann, etwa so vermessen sein sollte, das Schicksal herauszufordern, als er weit hinten beim Iwan die Abschüsse zu vernehmen glaubt. Gleich darauf tut sich auch etwas in den Lüften, ein Brausen hebt an, und dann geht die erste Lage im Wald nieder. Es folgt die nächste, die übernächste und noch eine ganze Reihe danach. Piet flucht laut in seiner Muttersprache, während er bei jeder Lage, die über ihn zum Wäldchen trudelt, den Kopf etwas zwischen die Schultern nimmt. Er nennt de Konde einen ausgemachten Idioten und Holzkopf, weil er sich ausgerechnet jetzt in dem Wäldchen herumtreiben müsse, und er flucht weiter, weil der Segen diesmal seiner Meinung nach überhaupt kein Ende nehmen will. In Wirklichkeit dauert er knappe zehn Minuten, wie an den anderen Tagen auch. Aber Piet kommt es endlos lange vor, eben weil er seinen Jan zwischen den Einschlägen vermutet.
Besäße Piet die Gabe, durch Bäume und Gebüsch hindurchsehen zu können, so würde er die Flucherei einstellen. Einstellen, weil ihm das, was er sähe, die Sprache verschlüge. Denn dort geht Jan mit langen Schritten zielstrebig und ohne sich um die Einschläge zu kümmern in westlicher Richtung davon. Er geht dem leichten Wind entgegen, der von Westen kommt. Im Westen liegt die Heimat. Dort zieht es ihn hin, mit einer Gewalt, die keinen anderen Gedanken mehr aufkommen läßt. Mit langem, raumgreifendem Schritt, ohne sich auch nur ein einzigesmal umzusehen, geht er nach Westen, weiter und weiter. Die Einschläge hat er nicht einmal gehört, obwohl sie gefährlich nahe bei ihm lagen. In seinem Kopf hat nichts anderes mehr Platz, als der Wille, nach Hause zu gehen, und zwar sofort und so schnell wie nur möglich. Er geht aufrecht, ohne sich auch nur einmal zu decken, und es geschieht ihm auch nichts, nicht das kleinste Splitterchen der zerberstenden Granaten streift ihn.
Nachdem der Abendsegen verrauscht ist, hat er das Wäldchen längst hinter sich gelassen und wandert über Äcker und Wiesen dahin. Einmal begegnet er einem Kradmelder einer fremden Einheit, der anhält und den Weg zum Regiment wissen will, zum Nachbarn des Bataillons. Jan hebt nur den Arm, deutet irgendwohin in die dunkle Weite und wandert wortlos weiter. Der Kradmelder sieht ihm mit

offenen Munde nach, brummt etwas wie ‚komischer Heini', schaltet den Gang ein und fährt in der angedeuteten Richtung davon.
Inzwischen stapft der arme Piet van Leuwen hinter seinem Maschinengewehr und der zerschossenen Mauer hin und her und peilt immer wieder zum Wäldchen hinüber. Sobald die Artillerie aufhört und Piet in den nächsten Minuten der wieder eintretenden Ruhe seinen Gruppenführer immer noch nicht auftauchen sieht, reißt er ein paarmal heftig an dem Kabelende, das hinter ihm über einem dicken Stein liegt. Es ist die Alarmanlage, die vom Postenstand zum Gruppenbunker führt, eine Erfindung von Piet selber, auf die er nicht wenig stolz ist. Sechzig Meter Fernsprechkabel hat er aus einer zerschossenen Leitung organisiert. Sie führt in den Bunker und ist dort mit ein paar Blechbüchsen verbunden, die neben dem Eingang an einer Schnur hängen. Beim Posten ist ein kurzer Knüppel in das Kabel eingeknotet. Das Stück dazwischen liegt frei auf dem Erdboden. Gibt der Posten am Maschinengewehr Alarm, so packt er den Knüppel und ruckt ein paarmal heftig daran. Dann scheppert es im Bunker erheblich, die Kumpels wissen, daß etwas los ist und kommen herangesprungen. Die Anlage funktioniert zuverlässig, wenn nicht gerade jemand auf dem Kabel steht.
Heute abend steht niemand darauf, und in wenigen Augenblicken ist die ganze Gruppe, die Waffen in den Fäusten, um Piet versammelt und späht in das dunkle Vorfeld hinaus. Piet winkt ab. „Da ist nichts", sagt er und schaut immer noch zu dem Wäldchen hinüber. Seine Kameraden starren ihn verblüfft an, dann flucht der dicke Kraft: „Ja Mensch, warum gibst du denn Alarm, du vom Affen gebissener Waldheini?" Auch die anderen wollen böse werden, da fragt Brenner: „Wo ist denn Jan? Wir dachten, der steckt hier?" Und damit wird es plötzlich still und alle schauen fragend auf Piet. Der hat das Wäldchen nicht aus den Augen gelassen. Nun sagt er tonlos: „Jan ist genau vor dem Abendessen dort hineingetigert und hat sich bis jetzt noch nicht sehen lassen. Ich glaube, wir sollten mal nachsehen, ob er was abbekommen hat!"
Alle Augen wenden sich dem Wäldchen zu. Schließlich sagt Brenner: „Na, dann wolln wir mal schauen, wo unser Gruppenscheich Blümchen sucht!" und will gleich losgehen. Aber Piet hält ihn zurück. Er will mit, ein anderer soll solange am Maschinengewehr bleiben. Doch nun will jeder von ihnen in den Wald, sie haben plötzlich alle Angst, daß Jan etwas geschehen ist, und jeder will mit und ihn holen. Nach

kurzem Palaver muß der dicke Kraft zurückbleiben. Piets Argument, er wüßte genau die Stelle, an der Jan verschwunden ist, gibt den Ausschlag. Sie ziehen quer über die Wiese. Kraft sieht ihnen nach, bis sie im Wald verschwunden sind. Und darum bemerkt er nicht, daß sich vor seinem Postenstand im Vorfeld, zwischen den gefallenen Flintenweibern etwas bewegt.

Der Sowjetleutnant, der dort flach an den Erdboden gepreßt liegt, kann Krafts Kopf hinter der zerschossenen Mauer genau sehen und beobachtet ihn einen Augenblick, nimmt auch gleich das Gesicht etwas tiefer, als der deutsche Posten sich einmal kurz dem Vorfeld zuwendet, damit der das helle Gesicht nicht leuchten sehen soll. Doch Kraft, sonst ein zuverlässiger, wachsamer Soldat, blickt schon wieder zum Wäldchen hinüber. Es ist inzwischen schon fast ganz dunkel geworden. Der Wald ist nur noch als eine schwarze Masse zu erkennen. Darum neigt Kraft den Kopf vor und lauscht. Einmal hört er auch einen der Kameraden rufen und einen anderen antworten, kann es aber weder verstehen, noch die Stimmen erkennen.

Der russische Leutnant im Vorfeld ist unterdes schlangengleich vorwärts gerobbt. Er sieht Krafts Kopf nur noch schwach als eine dunkle Silhouette und weiß, daß dieser ihn überhaupt nicht mehr sehen kann. Hinter dem Leutnant drückt sich eine lange Reihe erdbrauner Gestalten an den Boden und jedesmal, wenn ihr Führer einen Meter vorgerobbt ist, schiebt sich die lange Reihe hinterher. Es ist ein ausgesuchter Stoßtrupp von zwanzig Mann. Daß kein Geräusch, kein Laut zu hören ist, beweist, daß es wirklich besonders gute Soldaten sind. Ihr Auftrag heißt, in die deutsche Hauptkampflinie einzubrechen, das ihnen seit Tagen schon lästige, unangenehm genau schießende Maschinengewehr zu erledigen und einige Gefangene zu machen. Ihr Kommandeur will endlich wissen, wer ihnen hier gegenüberliegt und so schwer zu schaffen macht.

Und wieder geht es ein Stück vorwärts auf den Posten zu, den sie vorhin beim letzten Licht noch erkennen konnten. Sie haben auch gesehen, daß die anderen Deutschen zum Wald gegangen sind, und wissen, daß der Posten allein ist. Trotzdem sind sie vorsichtig und wachsam. Denn wenn er im letzten Augenblick noch etwas merkt und zu schießen beginnt, war alle Mühe umsonst, dann ist es fraglich, ob sie das Maschinengewehr noch ausschalten können, und Gefangene werden sie dann bestimmt nicht mehr in die Hände bekommen. Ohne Ge-

fangene zurückzukehren ist aber bei dem cholerischen Temperament ihres Kommandeurs nicht zu empfehlen.
Doch es scheint alles zu klappen. Drüben im Dunkeln, wo etwa der Wald liegen muß, hören sie einige der Deutschen rufen und die ersten hinter dem Leutnant erkennen auch einen Schatten, der sich von der Mauer, hinter der die verdammte Hitlersäge steht, ein paar Meter in die Wiese hinein bewegt. Kraft merkt nämlich an den Rufen seiner Kameraden, daß sie mit ihrer Suche keinen Erfolg haben, und geht in seiner Aufregung einige Schritte in die Wiese, um besser hören zu können. Das Rufen hat aufgehört, aber er hört sie reden. Sie haben sich wohl wieder gesammelt und scheinen zurückzukommen. Kraft dreht sich um und kehrt wieder zu seinem Maschinengewehr zurück.
Er hat es beinahe erreicht, da richtet sich vor ihm ein Schatten auf. Gleichzeitig reißt ihm jemand die Füße weg und der Schatten stürzt sich auf ihn. Er fühlt einen brennenden Schmerz im Rücken, will aufschreien und bekommt den Mund voller Erde. Der rasende Schmerz zwischen den Schulterblättern ist plötzlich wieder da und nocheinmal – der dicke, immer ein wenig phlegmatische Kraft hat noch nicht begriffen, daß er schon beginnt, den langen Marsch in die Ewigkeit anzutreten. Er weiß ja nicht, daß ein Sowjetleutnant auf seinem Rücken hockt und ihm einen langen doppelschneidigen Dolch immer wieder in den Rücken stößt, während ein anderer seinen Kopf mit aller Gewalt gegen die feuchte Erde drückt.
Die anderen Männer der neunten Gruppe kommen laut redend von ihrer erfolglosen Suche im Wäldchen zurück. Sie kommen geradeswegs auf den Maschinengewehrstand zu, weil Piet den dicken Kraft wieder ablösen will. Auch wollen sie alle zusammen erst Kriegsrat halten, bevor sie Prell, ihrem Kompanieführer, Meldung machen. Vielleicht ist ja auch Jan längst in einem weiten Bogen zum Maschinengewehrstand zurückgekehrt und wartet dort grinsend auf sie. Sähe ihm ja ähnlich. So kommen sie in einem dicken Klumpen auf den Maschinengewehrstand zu.
Die Rotarmisten haben mit schußbereiten Maschinenpistolen schon einen Halbkreis gebildet, um sie dort hineinlaufen zu lassen, zu überwältigen und gefangenzunehmen. Als der dunkle Klumpen aus redenden Männern nur noch wenige Meter entfernt ist, zieht der Leutnant seinen Dolch aus Krafts Rücken und gleitet von ihm weg. Auch der Russe, der Krafts Gesicht gegen den Boden preßt, läßt den Toten

los und drückt sich zur Seite. In diesem Augenblick kommt nocheinmal Bewegung in die schlaffe Gestalt am Boden. Vielleicht will das Leben den dicken Kraft gerade endgültig verlassen, er richtet sich nocheinmal wenige Zentimeter auf, hebt den Kopf etwas an und aus seinem Mund bricht ein gurgelnder Schrei. Dann sackt er wieder in sich zusammen und wird schlaff.
Die anderen begreifen sofort, daß das Kraft ist, der dort schreit, und auch, daß es sein letzter Schrei gewesen ist. Im selben Augenblick reißen sie die Waffen hoch. Aber die Russen haben ihre Maschinenpistolen schon die ganze Zeit im Anschlag. Sie brauchen nur den Finger krumm zu machen und tun das auch. Die neunte Gruppe sinkt unter den rauschenden Feuergarben zu Boden, ohne daß auch nur einer von ihnen zum Schuß gekommen ist.
Der rote Leutnant läßt das Feuer einstellen, denn hinter ihm steigt eine Leuchtkugel auf und beleuchtet kalt und weiß das Gelände. Trillerpfeifen schrillen mit kurzen Unterbrechungen, überall sind Rufe zu hören und das Laufen vieler Männer. Einer der anderen Posten der vierten Kompanie hat die Leuchtkugel geschossen und den Alarm ausgelöst. Die Trillerpfeifen sämtlicher Posten bringen das Bataillon auf die Beine. Der Ruf: „Feindeinbruch bei linker Flankensicherung!" pflanzt sich von Mann zu Mann fort. Während die anderen Kompanien ihre Grabenstücke und Schützenlöcher besetzen, rafft Prell den ersten Zug der Vierten zusammen und stürmt mit ihm zur neunten Gruppe.
Als sie bei dem Maschinengewehrstand ankommen, sind die Roten schon im Dunkel untergetaucht. Da es mit diesen Gefangenen nichts wurde, hat der Leutnant den Rückzug befohlen. Lieber wird er den Zornesausbruch seines Kommandeurs einstecken, als am Ende noch von den Deutschen gefaßt zu werden. Prell findet keinen einzigen Russen mehr. Dafür aber liegt seine neunte Gruppe auf einem einzigen Fleck. Stumm und leblos liegen sie neben- und übereinander. Nur einer liegt ein paar Meter weiter, dicht beim Maschinengewehr. Prell dreht ihn auf den Rücken und leuchtet ihm mit der abgeblendeten Taschenlampe ins Gesicht. Er erkennt den dicken Kraft.
Der Sanitäter Hellberg untersucht schon die anderen. Sie sind alle tot. Ganze Maschinenpistolengarben haben ihre Körper durchsiebt. Nur einer gibt noch schwache Lebenszeichen von sich. Prell kommt heran und leuchtet sein Gesicht kurz an. Sie sehen, daß es Piet van Leuwen ist. Er war wohl einen Schritt hinter den Kameraden zurück,

so daß diese ihn etwas gedeckt haben. Sein Oberkörper ist nicht ganz so zerschossen wie der der anderen Männer. Ein paar Mann nehmen ihn auf und tragen ihn im Geschwindschritt zum Knochensäger. Der kommt ihnen schon entgegen, läßt sie anhalten, legt sein Ohr an Piets Brust und horcht einen Augenblick. Dann sagt er: „Los, weiter, aber vorsichtig!"

Hinten hat Prell mit den Männern vom ersten Zug nocheinmal die Toten gezählt und jeden einzelnen genau angesehen. Eigentlich ist das gar nicht notwendig, so genau hinzuschauen. Jan de Konde wäre auch im Dunkeln leicht zu erkennen. Sein Ärmelstreifen ist auch nachts zu sehen, wenn man nahe genug mit den Augen heran ist, auch die Auszeichnungen sind zu erkennen. Trotzdem schaut sich Prell noch einmal jeden einzelnen genau an, bevor er sich überzeugen läßt, daß der Führer der neunten Gruppe nicht unter den Toten ist. Er kann es sich nicht erklären, daß Jan de Konde fehlt, und ebensowenig, daß die ganze Gruppe auf einem Fleck liegt. Er läßt endlich die Toten zum Gefechtsstand seiner Kompanie tragen, läßt die erste Gruppe als Sicherung zurück und hastet zum Bataillonsgefechtsstand.

„IHR MÜSST IHN SUCHEN!"

Hier ist man sich inzwischen darüber klar geworden, daß kein Angriff der Roten vorlag, sondern nur ein Stoßtrupp eingebrochen war. Der Bataillonsführer ist schon mit Felix auf dem Weg zur vierten Kompanie, als Prell heranhastet und kurze Meldung macht. Eine Minute stehen sie stumm in der Nacht, dann dreht sich der Häuptling um und geht schnell zum Verbandsplatz. Der Knochensäger haust mit seinen Samaritern im Keller eines leeren Bauernhauses, das kein Dach mehr hat. Während der Häuptling mit Felix, Prell und Uwe die Kellertreppe herunterkommt, hört er den Knochensäger mit ruhiger Stimme sagen: „Immer ruhig, Piet, wir werden Jan schon finden, immer ruhig!" Dann sind sie unten und sehen Reiners neben dem Tisch stehen, auf dem Piet van Leuwen liegt. Er stößt ihm eben eine Spritze in den Oberschenkel, der weiß und blutig aus dem aufgeschlitzten Hosenbein leuchtet.

Sobald Piet seinen Kompanieführer erkennt, flüstert er: „Ihr müßt Jan suchen, er muß noch im Wäldchen sein, wir haben ihn dort gesucht, aber nicht gefunden, es war schon dunkel!" Prell, auch die anderen sehen Reiners an und wissen dann, daß Piet es nicht mehr lange

machen wird. Prell faßt sich sofort, tritt ganz dicht an den Tisch und faßt Piets linke Hand, die herabhängt: „Piet, du alter Pirat, was war mit Jan, habt ihr ihn gesucht?“ Piet nickt, Prell spricht gleich weiter: „Jan war noch ins Wäldchen gegangen, sagst du, war das etwa vor dem Abendsegen?“ Wieder nickt Piet und flüstert „Wir wollten ihn suchen“, seine Stimme bricht ab, kommt aber gleich wieder: „haben gesucht, – aber dann – zu dunkel, – zurückgegangen, – dann hat Kraft geschrien und – alles vorbei!“
Er bricht wieder ab und blickt mit verschwimmenden Augen Prell an. „Ihr müßt Jan suchen“ haucht er noch, „er ist im Wäldchen!“ – Prell nickt, aber das kann Piet schon nicht mehr erkennen. Er ist schon auf dem Marsch.
Stumm stehen die Männer um den Tisch. Prell läßt Piets Hand los und drückt ihm die Augen zu. Felix sagt: „Sie haben Jan gesucht und sind danach in den Tod gelaufen, die ganze Gruppe – verdammt, die ganze Gruppe!“ setzt er wie geistesabwesend hinzu und starrt auf Piet. Die Stallaterne, die an einem Haken an der Wand hängt, flackert ein wenig und wirft seltsame Schatten über die Gesichter um den Tisch, die stumm auf den Toten schauen.
Am anderen Morgen kämmen sie das Wäldchen ab, nicht nur das Wäldchen, sondern auch die Wiesen und die Äcker ein Stück dahinter. Sie suchen jeden Meter Boden ab, aber sie finden Jan nicht, nicht einen Fetzen Stoff, nicht einen Brocken Fleisch, wie man es sonst meist noch sieht, wenn ein Volltreffer einen Mann zerfetzt hat. Dafür kommt zwei Tage später eine Meldung. Sie lautet:

‚Unterscharführer Jan de Konde, laut Soldbuch niederländischer Staatsangehöriger, Einheit Sturmbataillon 500 der Waffen-SS, ohne Marschpapiere angetroffen und festgenommen, da Verdacht der unerlaubten Entfernung von der Truppe besteht. Der Genannte konnte in Ermanglung eines Dolmetschers bisher nicht zur Sache vernommen werden. Wir bitten um Bestätigung unseres Verdachts und um nähere Angaben.

Standortkommandantur Konitz/Westpreußen‘

Im Bataillonsgefechtsstand ist es still wie in einer Kirche vor dem Amen, als Felix dem Häuptling die Meldung vorgelegt und auf seine Weisung hin laut vorgelesen hat. Es sind gerade alle Kompanieführer des Bataillons und der beiden Kommandoeinheiten zur täglichen

12

Lagebesprechung versammelt. Sie brauchen eine Weile, bis sie den Inhalt der Meldung ganz erfaßt haben. Und auch danach bleibt es still. Prell ist wachsbleich geworden und stiert auf den weißen Papierbogen, als bedeute diese Meldung sein Todesurteil. Felix ist der erste, der die Sprache wiederfindet: „Verflucht!" sagt er, „Verflucht, Jan lebt und seine Gruppe ist tot!" Er sieht Prell an. Der kann es immer noch nicht fassen, murmelt etwas, das niemand versteht, dreht sich um und geht mit schweren Schritten hinaus. Die anderen sehen ihn durchs Fenster mit gesenktem Kopf die Straße hinuntergehen und den Weg zu der Baumgruppe einschlagen, hinter der das Bataillon seit dem Tage seines Hierseins die Gefallenen begräbt. Auch die neunte Gruppe der vierten Kompanie liegt dort bis auf den Gruppenführer. Der fehlt!
Nachdem Prell fortgegangen ist, bleibt es im Bataillonsgefechtsstand still. Die Kompanieführer sehen sich reihum an, dann blicken sie auf den Häuptling. Ihre Gedanken sind alle die gleichen: ein Mann ihres Haufens ist von der Fahne gegangen. So etwas hat es noch nie gegeben. Und daß es gerade de Konde ist, einer der besten und tapfersten Männer des Bataillons, macht die Sache nicht besser. Sie können es nicht begreifen, können sich nicht einfach mit der Tatsache abfinden, sondern zermartern sich die Köpfe.
Gewiß, es geht bereits auf das Ende des Jahres 1944 zu, und der Krieg hat 1939 begonnen. Es sind in dieser langen Zeit sicherlich viele Soldaten von der Fahne gegangen. Aber das ist es ja, noch nie ein Fünfhunderter! Es ist und bleibt nicht zu fassen. So sehen sie stumm auf den Bataillonsführer und warten auf das, was er ihnen sagen wird. Er ist der Beste aus ihren Reihen, ihn haben sie zu ihrem Führer erkoren, zu ihm haben sie blindes Vertrauen. Er hat sie immer gut geführt, er hat immer die richtige Entscheidung getroffen. Und Blohm weiß, daß sie auch jetzt auf seine Entscheidung warten und daß die anders aussehen muß, als sie die Dienstvorschrift verlangt. Nach den Regeln der Dienstvorschrift müßte Blohm jetzt die Angaben der Kommandantur Konitz bestätigen, müßte de Konde unter Bedeckung und mit Handschellen gefesselt zum Bataillon schaffen, ihn verhören und dann vor das Kriegsgericht stellen lassen. Das Kriegsgericht würde de Konde trotz seiner beiden Eisernen Kreuze, seiner goldenen Nahkampfspange und seiner anderen Tapferkeitsauszeichnungen zum Tode verurteilen. Mit den Händen auf dem Rücken an einen Pfahl gebunden würde er sterben.

Blohm weiß, daß die Männer hier um ihn, und mit ihnen der ganze Kampfverband 500, von ihm eine andere Entscheidung erwarten. Kurz blickt er von Gesicht zu Gesicht, dann winkt er Karl, den ersten Gefechtsschreiber heran. Der hat den Meldeblock schon in der Hand, setzt sich an den Tisch und sagt: „Fertig, Bataillonsführer!" Blohm räuspert sich und sagt mit klarer Stimme: „An Kommandantur Konitz. Unterscharführer de Konde mit Marschbefehl versehen und zum Bataillon in Marsch setzen. De Konde mit Sonderauftrag unterwegs. Unerlaubte Entfernung von der Truppe liegt nicht vor. Unterschrift: Blohm, Bataillonsführer, Sturmbataillon 500 der Waffen-SS."
Damit ist die Entscheidung gefallen. Vielleicht haben sie es so erwartet. Vielleicht denkt auch der eine oder andere, es wäre doch sicherer, de Konde von ein oder zwei Mann in Konitz abholen zu lassen. Felix, der Adjutant spricht es aus, zwar nicht direkt, er druckst ein wenig daran herum: „Bataillonsführer, ich weiß nicht –", dann hört er wieder auf. Der Häuptling sieht ihn mit seinen klaren Augen voll an: „Was weißt du nicht, Felix?" Der sucht weiter nach Worten: „Ich meine, vielleicht kommt de Konde nicht allein zurück, wenn sie ihn dort in Marsch setzen." Blohm schüttelt ein wenig den Kopf: „Er kommt zurück, auch ohne Begleitung!" Er sagt das so bestimmt, daß keiner mehr etwas zu entgegnen hat. Felix und vor allem Oskar sind keineswegs überzeugt, man sieht es deutlich ihren Gesichtern an, aber sie schweigen.
Während all dies geschieht, sitzt Jan de Kondo in einer kleinen Zelle der Wehrmachtsstreife in Konitz und brütet dumpf vor sich hin. Er ist an jenem Abend nach der Begegnung mit dem Kradmelder weitergewandert, hat später, in der Nacht, einen Nachschub-Lastwagen vom Heer angehalten und ist mit diesem weitergefahren, immer Richtung Westen. Als der Fahrer an seinem Ziel war, ist Jan, ohne ein Wort zu sagen, wieder weitergewandert, immer der Heimat zu. Einmal ist er in ein Haus gegangen und hat sich dort etwas Brot geben lassen. Die ostpreußische Bauersfrau hatte die gleiche ruhige, abgemessene Art, das Brot zu schneiden, wie seine Mutter zu Haus. Es zog ihn weiter. Wieder nahm ihn ein Lastwagen mit und wieder lief er ein Stück zu Fuß. Dann lud ihn ein Zahlmeister ein, in seinen Wagen zu steigen. Bevor er ihn in Graudenz am Bahnhof absetzte, steckte er dem Unterscharführer mit den Tapferkeitsauszeichnungen noch ein paar Schachteln Zigaretten zu.
Jan sah einen Zug, der allem Anschein nach gerade abfahren wollte.

Auf seine Frage sagte ihm der Bahnbeamte, der Zug führe nach Konitz. Der Posten an der Sperre ließ ihn ohne Kontrolle durch und der Zug fuhr sofort ab. Auch auf der Fahrt bis Konitz gab es keine Kontrolle. In Konitz stieg er in einen Fronturlauberzug um, der über Schneidemühl nach Berlin ging. Da lief auf einem Nebengleis ein Lazarettzug ein. Als die ersten Schwerverwundeten aus dem Zug getragen und in die vor dem Bahnhof stehenden Sanitätswagen geschoben wurden, da dämmerte etwas in Jans Kopf. Plötzlich sah er wieder die Kameraden vor sich und der Bann des Heimwehs war gebrochen. Ohne lange zu überlegen und mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er bis zu dieser Minute einzig dem Drang nach Hause gefolgt war, stieg er nun wieder aus dem Urlauberzug aus und sah sich nach einer Rückfahrgelegenheit um.
Und ausgerechnet aus dem Zug, mit dem er wieder nach Graudenz fahren wollte, hat ihn dann die Streife herausgeholt. Es ist dem Streifenführer aufgefallen, daß ein Mann, der eben erst in den Urlauberzug Richtung Berlin eingestiegen war, diesen wieder verließ. Außerdem war dieser dunkelhaarige Unterscharführer mit seinen drei Panzerknackerabzeichen auf dem Oberarm und vor allem den fingerbreiten Streifen an beiden Ärmeln ja ohnehin auffallend genug. Wer noch nie etwas mit dem Bataillon zu tun gehabt hatte, konnte sich ja auf diese Streifen beim besten Willen keinen Reim machen. Schließlich hatte de Konde auch keinerlei Gepäck bei sich, und so wurde der Streifenführer eben mißtrauisch, bestieg mit seinen Männern den Graudenzer Zug und verlangte Jans Soldbuch und Marschbefehl.
Das Soldbuch bekam er auch. Auf die Frage nach dem Marschbefehl zuckte Jan nur mit den Schultern. Darauf ging dann alles schnell. Der Streifenführer steckte Jans Soldbuch in die Tasche, verhaftete ihn mit der üblichen Formel: „Sie sind festgenommen!" und brachte ihn zur Kommandantur. Hier wollte man ihn verhören. Aber Jan beantwortete keine Frage, sondern sah nur stumm vor sich hin. Da aus seinem Soldbuch hervorging, daß er Holländer war, nahmen sie schließlich an, er verstände kein Deutsch, brachten ihn in die Zelle und schickten die Meldung los. Natürlich sind sie nun baß erstaunt, als mit Fernschreiben der Armee die Antwort des Führers vom Bataillon 500 bei ihnen eintrifft.
Jan wird aus seiner Zelle geholt. Man drückt ihm den Marschbefehl in die Hand, er blickt nur kurz darauf, grüßt stumm und geht. Auf

dem Bahnhof läßt er sich in der Wehrbetreuungsbaracke noch schnell eine Suppe geben, löffelt sie hastig herunter, dann ist es Zeit für den Zug. Die Rückfahrt verläuft ohne lange Pausen. Das letzte Stück fährt er auf einem Munitionswagen und ist abends schon dicht bei Gumbinnen. Ein Panzer, der von der Werkstattkompanie kommt, nimmt ihn mit nach vorn. Kurz vor Einbruch der Nacht meldet sich Jan auf dem Bataillonsgefechtsstand.
Felix reißt Mund und Augen auf, wie de Konde da zur Tür hereingestapft kommt und sich bei ihm meldet. Der Häuptling ist gerade zur Vierten gegangen. Felix ruft ihn dort an und meldet ihm de Kondes Eintreffen. „Na also" antwortet der Häuptling und kommt bald darauf selbst. Felix hat inzwischen einige Fragen an Jan gerichtet aber keine Antwort bekommen. Nach allem, was geschehen ist, beginnt es nun doch in ihm zu kochen. Kurz bevor er die Fassung verliert, kommt der Häuptling zur Tür herein und nimmt Jan mit in das andere Zimmer. Was dort zwischen den beiden geredet wird, erfährt kein Mensch. Jan bleibt die Nacht über im Bataillonsgefechtsstand und schläft auf dem Sofa in derselben Stube, in der auch Blohm und Felix schlafen.

ZWEIMAL DAS GROSSE THING

Morgens, gleich nach dem Hellwerden, tritt Jan den schwersten Gang seines Lebens an. Seine Kameraden haben sich zum großen Thing versammelt. Sie stehen gleich hinter den letzten Häusern des Ortes in der dunstigen Frühe, Kompanie neben Kompanie, im weiten Kreise. Jede Kompanie bildet einen Block, der sich mit leicht vorgeschwungenen Flügeln an die benachbarten Blocks im großen Rund anschließt. Innerhalb der einzelnen Kompanien stehen die Männer zusammen, wie es sich gerade gefügt hat, jeweils fünfzehn Schritt vor ihnen ihr Kompanieführer. Und in diesem Augenblick sind sie keine Soldaten einer Armee des zwanzigsten Jahrhunderts mehr, sondern einfach Krieger. Krieger wie ihre Ahnen vor vielen Hunderten von Jahren.
Ein dumpfes Murmeln liegt über der weiten Runde. Es bricht jäh ab, als der Bataillonsführer eintrifft, gefolgt von Jan de Konde. Durch einen breiten Eingang, der frei gelassen wurde, treten sie in den Kreis. Es herrscht vollkommene Stille. Dann klingt die klare Stimme des Häuptlings auf: „Männer, hier steht Jan de Konde, bereit, euren

Spruch zu hören und danach zu handeln!" Er winkt Prell zu und schweigt. Der Führer der Vierten tritt bis in die Mitte des großen Kreises vor, blickt auf seinen Gruppenführer und ruft ihm zu: „Jan de Konde, du hast deine Pflicht vergessen und deine Kameraden verlassen. Ich stelle den Antrag, dich deiner Dienststellung zu entheben und aus den Reihen der vierten Kompanie auszuschließen!"
Jan steht stumm, mit hängenden Armen, und sieht seinen alten Freund und Kompanieführer an. Der wendet sich um, dem Block seiner Vierten zu, und ruft: „Wieviel Stimmen für Jan de Konde?" Der Block bleibt stumm. Keine Hand hebt sich. Prell wendet sich wieder Jan zu und ruft: „Jan de Konde, du bist deiner Dienststellung als Gruppenführer enthoben und aus den Reihen der vierten Kompanie ausgeschlossen!" Und wieder wendet er sich um, Front zu den Männern seiner Kompanie, und ruft nun die Männer der neunten Gruppe, die hinten, bei der Baumgruppe, unter der Erde liegen, jeden einzelnen mit seinem Namen auf. Und bei jedem Namen antwortet die Vierte mit einem donnernden „Hier!" Als letzten ruft er den Namen „Piet van Leuwen!" Und bei diesem Namen ist das „Hier!" der Männer am stärksten. Dann geht Prell langsam wieder an seinen Platz zurück.
Jetzt hebt Vorwärts, der mit seiner Kompanie im großen Rund gleich neben dem Eingang steht, die Hand. „Wieviel Stimmen für Jan de Konde?" ruft er seinem Block zu und blickt über die dichten Reihen seiner Männer. Als sich keine Hand hebt, schaut er wieder nach vorn, zur Mitte des Kreises. Und genau wie er ruft nun ein Kompanieführer nach dem anderen: „Wieviel Stimmen für Jan de Konde?" Doch keine Hand hebt sich empor. Die Kompanien haben Jan de Konde ausgeschlossen. Er wird in keiner von ihnen mehr einen Platz finden.
Das Thing wird aufgehoben, die Blöcke gehen auseinander. Jan steht immer noch auf dem gleichen Fleck. Sein Gesicht ist wie in Fels gehauen. Man könnte meinen, es sei versteint. Der Bataillonsführer ruft ihn an und geht mit ihm davon.
Von dieser Stunde an hat Jan de Konde keinerlei Aufgabe mehr. Er kann tun und lassen, was er will, kann gehen und stehen wie er will. Kein Mensch gibt ihm einen Auftrag, und außer dem Bataillonsführer spricht auch niemand mehr mit ihm. Seine beiden Ärmelstreifen hat er abgetrennt und durch Felix an Prell zurückgeben lassen. Er wird verpflegungsmäßig dem Bataillonstroß zugewiesen und schläft auch dort. Aber auch dort kümmert sich niemand um ihn.

Er beginnt, mit einer Axt umherzustreifen und Holz für die Feldküche heranzuschaffen, weil er sonst nichts mit sich anzufangen weiß. Auch den Bataillonsgefechtsstand versorgt er mit Holz. Als er vier Tage nach dem Thing einen Korb voll dort hineinschleppt und sich die klammen Finger einen Augenblick an den heißen Kacheln des Ofens wärmt, sagt Felix, der mit den beiden Gefechtsschreibern im Zimmer ist; „Jan, du kannst dich jederzeit zu einer anderen Einheit unserer Truppe versetzen lassen, wenn du weg willst!"
Es sind die ersten Worte, die Felix, die überhaupt jemand seit dem Thing an ihn richtet. Jan, der Felix den Rücken zuwandte, dreht sich langsam um. Drei Gesichter sehen ihn an. Sie sehen, wie sein Antlitz wieder steinern wird. „Ich bleibe hier", sagt er und geht hinaus. „Ein sturer Hund" sagt Karl, aber es ist nicht böse gemeint. Sie sehen durchs Fenster hinter ihm her. Was mag in ihm vorgehen? Vielleicht denkt er: sie wollen mich nicht mehr hier haben, aber ich bleibe, sie brauchen mich schon noch! Vielleicht ahnt er, daß die Kameraden ihn noch brauchen werden. Jedenfalls hackt er weiter Holz und schleppt es zur Feldküche.
Einmal geht es vorne wieder heiß her, und Jan will mit Munition nach vorne tragen. Aber Bärwolf, der die Munitionskolonne führt, sagt: „Laß man, Jan, wir kommen schon ohne dich zurecht." Seitdem macht er keinen Versuch mehr, mit nach vorne zu gehen, hackt nur sein Holz und wartet auf seine Stunde. Vielleicht fühlt er, weiß er jetzt schon genau, daß sie kommen wird, seine Stunde? Wer kann in ihn hineinschauen?
Zehn Tage sind seit dem Thing vergangen. Und wieder greift der Russe an. Jan hat gerade wieder einen Berg Holz fertig und will eben ein Riesenbündel Stangen auf den Buckel nehmen. Er wittert sofort, daß es diesmal hart wird, und sieht auch bald die beiden Sanitätsfahrzeuge des Bataillons auf der Straße heranrasseln und eine Menge Verwundeter am neuen Verbandsplatz, einem breiten Bauernhaus in der Ortsmitte, abladen. Es kommen noch zwei weitere Sanitätswagen von einem halben Infanteriebataillon, das am Vortage in die Frontlücke beim Wäldchen eingeschoben wurde. Die Ärzte dieser Einheit haben sich und ihren Verbandsplatz mit bei Reiners einquartiert. Sie haben von dort aus bessere Möglichkeiten zum Abtransport zum Hauptverbandsplatz.
Jan stapft mit seinem schweren Stangenbündel auf der Schulter zur Ortschaft und begegnet dabei schon wieder neuen Verwundetentrans-

porten. Als er bei den Häusern ankommt, sieht er die Männer vom Troß unter Führung des Bataillonsschirrmeisters Bärwolf mit ihren Waffen in den Händen zur Hauptkampflinie laufen. Er trifft nur noch den kleinen Finke an, der als Wache zurückgeblieben ist und aufgeregt hervorhaspelt, daß der Iwan überall in die Linien eingebrochen sei und jetzt geworfen werden müsse. „Es ist alles vorn . . .“ sagt er, bricht jäh ab und blickt entsetzt über die Wiese zum Waldrand. Jan dreht sich um und erstarrt. Über die Wiese kommen dichte erdbraune Reihen auf den Ort zu. Sie sind beim linken Nachbarn durchgebrochen und werden jetzt – durch den Ort hindurch – das Bataillon im Rücken fassen.
Jetzt haben sie auch beim Verbandsplatz die Russen erkannt. Einige Sanitäter laufen mit ihren Gewehren heran, um sie unter Feuer zu nehmen. Doch was sollen die paar Sanitäter mit ihren Gewehren schon ausrichten! Die ersten Maschinengewehrsalven der Roten fegen heran und die fünf Mann mit ihren Gewehren brechen zusammen. Der kleine Finke will mit seinem Gewehr feuern, aber Jan brüllt ihn an: „Wo ist das Maschinengewehr?“ Er weiß, daß Bärwolf immer ein Maschinengewehr schußbereit stehen hat, um bei eventuellen Durchbrüchen gerüstet zu sein. Er weiß nur nicht, wo es steht.
Aber Finke weiß es! Sie rennen zum Fahrzeug des Schirrmeisters und zerren das Maschinengewehr aus der Regenplane. Zwei Munitionskästen stehen daneben. Jan reißt sie auf und führt den ersten Gurt ein, nimmt das Maschinengewehr und hastet los, Finke mit den beiden Munitionskästen hinterher. Beim vorletzten Haus wirft sich Jan neben den Gartenzaun, klappt das Zweibein aus und dann prasseln seine Feuerstöße in die dichten Wellen der angreifenden Russen. Sie werden zu Boden gemäht, und ihr Angriff verwandelt sich in wilde Flucht. Jan feuert, bis der letzte von Finke mit zitternden Händen eingeführte Gurt leer ist. Dann ist auch der Angriff abgeschlagen und die Russen wenden sich dem Wald zu und versuchen, sich dort in Sicherheit zu bringen.
Jan und Finke stehen auf und wollen zurück, in den Ort. Aber auf der Straße dröhnt es plötzlich und dann sehen sie einen Stalin-Panzer, der sich von rechts her in das Dorf schiebt und feuernd an ihnen vorbei die Straße hinaufrollt. Weiß der Teufel, wo dieser Gigant durchgebrochen ist. Er nimmt sich jetzt in Ruhe das Dorf vor. Seine erste Granate nimmt die ganze Ecke eines breiten Hauses mit und läßt Steine und Balken durch die Luft wirbeln. Mit der zweiten läßt

er einen Sanitätswagen, der gerade vor dem Verbandsplatz hält, spurlos verschwinden. Dann bleibt er einen Augenblick stehen. Und in diesem Augenblick rasselt einer der beiden Sanitäts-SPW des Bataillons heran. Der Fahrer sieht wohl den mächtigen Giganten mitten auf der Straße stehen, kommt aber nicht auf den Gedanken, daß es ein russischer Panzer ist. Er glaubt vielmehr voller Freude, daß endlich die Panzerunterstützung eintrifft, von der schon den ganzen Tag geredet wurde, und fährt weiter. Dann sieht er noch den Blitz aus der langen Kanone fahren, spürt noch den dröhnenden Schlag des Volltreffers und dann nichts mehr. Sein Körper wird wie ein Gummiball durch die Luft geschleudert.
Das stählerne Untier sucht sich ein neues Opfer. Jan ist mit Finke hinter den Häusern entlang gerast und hat beinahe den Verbandsplatz erreicht, als der Stalin wieder zu rollen beginnt. Er rollt langsam, läßt sich Zeit. Daß sie keine Pak in der Ortschaft haben, hat die Besatzung längst erkannt. Auch Panzerfäuste scheinen die Deutschen nicht zu besitzen.
Und wirklich, der Verband verfügt im Augenblick über keine Panzerfäuste mehr, ausgenommen ein einziges Stück. Mit diesem stürzt sich jetzt Sani Balk aus dem Verbandsplatz und läuft, dicht an die Häuser gedrückt, dem Panzer entgegen. Ein kurzer Feuerstoß aus dessen Maschinengewehr, Balk knickt ein und schlägt lang auf das Straßenpflaster. Die Panzerfaust rollt ein paar Meter weiter und bleibt mitten auf der Straße liegen. Der Panzer hält wieder, löst einen Schuß, der den Giebel des Bauernhauses mit dem Verbandsplatz eindrückt, und rollt langsam an, direkt auf den Verbandsplatz zu. An der rechten Seite des Hauses stehen Tragbahren mit Schwerverwundeten im Freien, die auf den Abtransport warten, und auch das Haus selber ist brechend voll von Verwundeten.
Der rote Panzerkommandant hat die kleine Fahne mit dem roten Kreuz erkannt, die die Ärzte vom Heer neben der Tür befestigt haben. Er sieht natürlich auch die Tragbahren mit den Verwundeten und rollt geradeswegs darauf zu. Der Maschinengewehrschütze schießt ununterbrochen auf alles, was sich bewegt. Jan und Finke sehen den Panzer heranrollen. Die Ärzte sehen ihn, die Sanitäter, die Verwundeten, sie alle wissen, wie es kommen wird, kommen muß.
Aber da rennt Jan los. Seine Stunde ist da. Er hat die Entfernung vom Panzer bis zu der Stelle geschätzt, an der Balk liegt und wenige Meter weiter, auf der Straße, die Panzerfaust. Und die hat Jan im

Auge, sie allein, sonst nichts. Er läuft so schnell, wie er in seinem ganzen Leben noch niemals gelaufen ist. Alle, die ihn sehen, halten den Atem an. Jetzt läuft er schon mitten auf der Straße und die Feuerstöße des Panzers fegen ihm entgegen. Noch läuft er weiter, dann, plötzlich, wird er wie von einer Riesenfaust festgehalten und bricht in die Knie. Aber er kommt wieder auf, läuft taumelnd weiter, erreicht die Panzerfaust. Wie er sich nach ihr bücken will, fällt er auf das Gesicht. Bleibt einen Augenblick so liegen. Der Panzer kommt langsam und drohend näher. Er wird diesen Wurm unter seinen Ketten zermalmen.

Da richtet sich Jan auf Händen und Knien auf, seine rechte Hand faßt die Panzerfaust und zieht sie langsam heran, während er auf den Knien liegt und sich mit der Linken auf den Boden stützt. Alle, die ihm hinter Fenstern und Mauerecken zusehen, erkennen genau, wie er schwankt, sich einen Ruck gibt, den Oberkörper gewaltsam aufrichtet und, noch auf den Knien, die Faustpatrone hochreißt. Der Stahlriese ist nur noch knapp zehn Meter von ihm entfernt. Da schießt Jan die Panzerfaust ab und der Schuß sitzt dem Untier aus Stahl und Eisen mitten im Herzen. Es wird von einer Explosion geschüttelt, dann schießt eine steile Stichflamme hoch aus dem Turm. Dieser Panzer wird keinen Verwundeten mehr zermalmen, keinen Verbandsplatz mehr vernichten, dafür hat Jan de Konde gesorgt, der jetzt wenige Meter von dem brennenden Panzer entfernt zusammengekrümmt mitten auf der Straße liegt.

Es dauert eine Weile, bis die Ärzte, die Sanitäter, die Verwundeten begreifen, daß die Gefahr, die eben noch riesengroß auf sie zukam, vorüber ist. Gewiß, mancher von ihnen hätte, durch die Häuser gedeckt, flüchten können. Aber die Schwerverwundeten im und außer dem Hause, dreiundsechzig Mann, hätten nicht fliehen können. Sie wären ein leichtes und sicheres Opfer des Stahlriesen geworden, der jetzt sechzig Meter von ihnen entfernt ausbrennt. Daß sie noch leben, verdanken sie Jan. Ein paar Männer nehmen ihn auf und tragen ihn hinüber zum Verbandsplatz. Die Ärzte heben ihn sofort auf den Tisch, auf dem sie operieren. Nach kurzer Untersuchung wissen sie, daß sie ihn sofort unter das Messer nehmen müssen, daß er schwer verwundet ist. Sie wissen aber auch, daß er gerettet werden kann und weiterleben wird. –

Inzwischen wird vorn der Feind geworfen und räumt unter schweren Verlusten das Feld. Sturmmann Lindner, der Fahrer des zweiten,

noch heilen Sanitäts-SPW, bringt die Nachricht von Jans Tat nach vorne, zu den kämpfenden Kompanien. Der Häuptling ruft den Verbandsplatz an und erkundigt sich, wie es Jan geht. Reiners kann ihm berichten, daß die Operation geglückt ist und Jan leben wird. Er wird zwar ein halbes Jahr oder auch länger in einem Heimatlazarett liegen müssen und später am Stock gehen, da das rechte Bein steif bleiben wird. Aber leben wird er auf jeden Fall.
Der Häuptling sagt es Prell, der neben ihm steht. Dann fahren sie zum Verbandsplatz und sprechen vor der Tür noch einmal mit dem Knochensäger. Er sagt ihnen, Jan ginge es im Augenblick ganz leidlich, er habe einige Spritzen gegen die Schmerzen bekommen und mit dem Abtransport zum Hauptverbandsplatz könne noch ein paar Stunden gewartet werden. Prell braust daraufhin sofort wieder los. Der Häuptling tritt mit Reiners ins Haus, zu den Schwerverwundeten. Er geht von einem zum anderen und findet für jeden ein aufmunterndes Wort, das vom Herzen kommt und keine leere Redensart ist. Die Männer fühlen das sehr genau.
Zuletzt geht er zu Jan und bleibt bei ihm stehen. Jan sieht ihn an und lächelt. Blohm streicht ihm leicht das schwarze Haar aus der Stirn und lächelt wortlos zurück. Draußen fahren Sanitätskraftwagen vor. Sanitäter holen Verwundete aus dem Raum und bringen sie an die Wagen, um sie dort zu verladen. Langsam leert sich der Raum. Der Bataillonsführer ist wieder vor die Tür getreten und drückt jedem Kameraden, den sie in die Wagen heben, noch einmal die Hand, gleich ob es einer seiner eigenen Männer ist oder einer der Kameraden vom Heer. Nachdem die Wagen dann langsam, einer nach dem anderen, abgefahren sind, geht er wieder ins Haus zu Jan. Die Bataillonsärzte sind mittlerweile auch fertig geworden, treten zu ihm und warten schweigend.
Draußen hört man plötzlich den schweren Tritt vieler Männer, erst noch leise, dann anschwellend und, nachdem sie vorbei sind, wieder verhallend. Sechsmal wiederholt sich das. Sechs Kompanien sind draußen vorbeimarschiert, der ganze Kampfverband, bis auf eine schwache Sicherung, die in der Hauptkampflinie bleiben mußte. Auf dem Feld, hinter dem letzten Haus, versammeln sie sich. Die Heeresärzte und ihre Sanitäter auf dem Verbandsplatz haben erstaunt die vorbeiziehenden Kompanien gesehen. Es ist den Männern noch deutlich anzumerken, daß sie bis vor einer knappen viertel Stunde auf Leben und Tod gekämpft haben.

Und dann treten vier Mann in den Raum, nehmen die Tragbahre mit dem Schwerverwundeten auf und tragen ihn hinter dem Bataillonsführer her hinaus ins Freie. Der Knochensäger winkt den Heereskameraden zu: „Wir wollen zum großen Thing. Wenn Sie wollen, können Sie zusehen!“ Natürlich schließen sie sich an. Sie möchten gerne so viel wie möglich von dem in Erfahrung bringen, was mit diesem Haufen hier zusammenhängt. Daß er anders ist als alle Einheiten, die sie bisher im Felde erlebt haben, das wurde ihnen schon in den ersten Stunden des Zusammenseins auf dem Verbandsplatz klar. Was sie aber jetzt erleben werden, wird ihnen immer unvergeßlich sein.

„ICH WILL ZU MEINER GRUPPE!“

Auf dem Feld stehen die Männer wieder im großen, dichten Kreis. Auch die Kompanieführer stehen wieder fünfzehn Schritt vor ihren Blöcken. Im offen gelassenen Eingang des Kreises setzen die vier Mann ihre Trage mit dem Schwerverwundeten ab und bleiben stumm, wie eine Ehrenwache, neben den Holmen stehen. Sturmbannführer Golz, der Chef der Kommandoeinheiten, kommt heran und stellt sich zum Bataillonsführer. Alles schweigt. Da hebt Blohm die Hand, klar klingt seine Stimme: „Männer, hier ist Jan de Konde! Er wartet auf euren Spruch!“
Wie vor zehn Tagen tritt Prell bis in die Mitte des Kreises. Laut hallt sein Ruf: „Jan de Konde, du hast zur Pflicht und zu deinen Kameraden zurückgefunden!“ Damit wendet er sich dem Block seiner Vierten zu: „Ich stelle den Antrag, Jan de Konde in die Reihen der vierten Kompanie aufzunehmen und ihn zum Führer einer Gruppe zu ernennen! Wieviele Stimmen für Jan de Konde?“ Wie ein Schlag fliegen die Arme der Männer in die Höhe. Prell blickt darüber hin, dann ruft er: „Alle Stimmen für Jan de Konde!“ Auf einen Wink des Bataillonsführers haben die vier Kameraden am Eingang des Kreises die Trage hinten angehoben und halten de Konde fest. So steht er mit seiner Trage fast aufrecht und kann die erhobenen Arme seiner Kameraden von der Vierten sehen.
Nach Prell ruft wiederum Vorwärts seiner Kompanie zu: „Wieviele Stimmen für Jan de Konde?“ und auch hier gehen mit einem Ruck alle rechten Arme in die Höhe. „Alle Stimmen für Jan de Konde!“ stellt Vorwärts fest, mit einer Stimme, der man die Freude anhört.

Und so geht es bei allen Kompanien. Jan verfolgt das alles mit glänzenden Augen. Er gehört wieder ganz zu ihnen. Jede Kompanie würde ihn als Gruppenführer aufnehmen, auch die beiden Kommandoeinheiten würden trotz ihrer Spezialausbildung in seinem Fall eine Ausnahme machen. Aber Jan weiß, daß er zur Vierten gehört. Und dort gibt es nur eine Gruppe, die er führen will, seine alte Gruppe, die neunte!
Prell tritt zu ihm und gibt ihm die matthellen Ärmelstreifen in die Hand, die ihn als Führer einer Gruppe kenntlich machen. Da reckt Jan sich ein wenig unter den Händen der Kameraden, die ihn halten, und sagt laut, bis zum entferntesten Punkt des großen Kreises vernehmbar: „Erich, gib mir die neunte Gruppe, meine alte Gruppe!"
Prell sieht ihn an. Nach einer kleinen Spanne Schweigen strafft er sich und sagt laut: „Jan de Konde, die vierte Kompanie ernennt dich zum Führer der neunten Gruppe. Führe sie alle Zeit in Ehre und Tapferkeit!"
Jans Augen leuchten. Er nickt. Dann streckt er die rechte Hand aus: „Erich, gib mir deine Pistole, ich will zu meiner Gruppe, zu Piet und den anderen!"
Jeder der Männer im weiten Rund hat die Worte gehört. Jeder von ihnen weiß, daß Jans Verwundung zwar schwer ist, daß er aber trotzdem wird leben können. Das hat ihnen Prell schon bekannt gegeben, als sie sich zum Thing versammelten. Und nun verlangt Jan nach der Pistole. –
Jeder Mensch, der seine Pflicht erfüllt hat, hat auch das Recht, sein Leben so zu leben und so zu beschließen, wie es ihm richtig erscheint. So denken sie, so fühlen sie. Und darum verstehen sie Jan. Sie wundern sich auch nicht. Es ist doch alles klar. Jan ist wieder Führer seiner neunten Gruppe. Die liegt seit Tagen geschlossen auf dem dunklen Acker, drüben bei der Baumgruppe, auf der letzten Wacht. Und ein Gruppenführer gehör zu seiner Gruppe.
Nicht, daß sie es als selbstverständlich so von Jan erwartet hätten! Nein, sein Heimwehmarsch nach dem Westen ist mit dem heutigen Tage ausgelöscht. Hätte er sich jetzt, nach dem Thing, zum Lazarett abtransportieren lassen, wäre er in ihren Herzen sicherlich der gute Kamerad geblieben, als der er ihnen schon immer galt. Aber so, wie er sich nun entschieden hat, werden sie ihm noch mehr Platz in ihrem Herzen einräumen. Er macht wahr, was sie alle im Innersten als richtig und gut empfinden.

So sehen sie stumm zu, wie Prell nach einem Blick zum Bataillonsführer hin seine Pistole zieht, entsichert und Jan in die rechte Hand gibt. Bis zu diesem Augenblick haben die Ärzte und Sanitäter des Heeres die Vorgänge vom äußeren Rand des Kreises aus mit wachsendem Befremden verfolgt. Nun glaubt der Stabsarzt einschreiten zu müssen. Er wendet sich an Reiners und die anderen beiden Ärzte des Bataillons: „Das dürfen Sie doch nicht zulassen. Der Mann wird doch nach einigen Lazarettmonaten wieder halbwegs in Ordnung sein. Sie können doch nicht zulassen, daß er sich hier erschießt!" Damit will er am Knochensäger vorbei zu der Gruppe um Jan und Prell. Doch Reiners vertritt ihm den Weg. „Warum können wir nicht?" fragt er mit seltsam leerem, nach innen gewandtem Blick und deutet mit der Hand auf Jan: „Er will es so, und Sie dürfen glauben, daß er jetzt glücklich ist! So glücklich würde er niemals mehr sein können, wenn er jetzt weiterleben sollte. Seine tote Gruppe würde ewig um ihn sein. So ist es besser für ihn. Bald ist er mit seinen toten Männern vereint!"
Der Stabsarzt bleibt stehen und sieht zu Jan hinüber. Der hält die Pistole in der Hand. Prell wendet sich halb seiner Kompanie zu und ruft:
„Piet van Leuwen!"
„Hier!" antwortet die ganze Vierte.
Prell ruft die Namen der neunten Gruppe, einen nach dem anderen. Und jedesmal antwortet seine Kompanie mit einem donnernden „Hier!" Nachdem er den letzten Namen gerufen hat, sieht er den Bataillonsführer an.
Blohm tritt einen Schritt vor. Ihm ist, als höre er leise Piets Stimme, seine letzten, nur noch gehauchten Worte: „Ihr müßt Jan suchen!"
Sie haben ihn gefunden. Gleich wird Piet ihn wiederhaben. Blohm ruft:
„Jan de Konde!"
und alle Kompanien antworten mit einem Schlag „Hier!"
Jan hört den brausenden Ruf. Er wird nun immer in ihrer Mitte sein.
Seine linke Hand umschließt fest die beiden Ärmelstreifen, die Rechte hebt die Pistole zur Schläfe.
Ein heller, trockener Knall:
die neunte Gruppe ist wieder vollzählig.
Jan de Konde ist bei ihr.

EINER NACH DEM ANDEREN

Zwei Tage danach ist auch Prell mit de Konde und seiner Gruppe vereint.
Er fällt bei einem Gegenstoß. Mitten im Stürmen nimmt ihn der Tod mit einem Herzschuß aus den Reihen seiner Kameraden.
Einen Augenblick kommt der Angriff ins Stocken, als die Männer der Vierten ihren Führer lautlos vornüber fallen sehen, aber dann stürmen sie weiter und schlagen die Roten mit verbissener Wut aus ihrer Stellung.
Abends stehen sie stumm vor ihrem toten Kompanieführer und halten bei ihm letzte Wache. Der Häuptling kommt mit den Ärzten dazu, die anderen Kompanieführer kommen, und nach und nach fast alle Männer des alten Bataillons.
Ganz zuletzt, als die anderen schon wieder zu ihren Posten zurückgekehrt sind, kommen Ehlers, Schuler und Vorwärts, begleitet von Baska, der Hündin. Sie stößt dem still auf seiner Zeltbahn liegenden Prell den langen Fang sanft in die Seite und heult kurz auf. Der gute Erich zählte zu den besten Freunden ihres Herrn und hatte auch bei ihr einen Stein im Brett.
Prell wird noch in der Nacht mit den anderen Gefallenen am Rande eines zerschossenen Wäldchens begraben. Mit ihm ist der erste der altbewährten Kompanieführer des Verbandes in die Ewigkeit abberufen worden.
Wer wird der nächste sein?

*

Für ein paar Tage wendet sich noch einmal das Blatt an der Ostpreußenfront. Die Sowjets werden in die Defensive gedrängt und einige verlorengegangene Ortschaften zurückerobert. Es ist überall das gleiche Bild der Verwüstung, geschändete und erschlagene Frauen und Mädchen, die den Roten in die Hände gefallen waren, mit dem

Bajonett erstochene Säuglinge und durch Genickschuß ermordete verwundete deutsche Soldaten. Die Fünfhunderter beißen die Zähne zusammen. Es wird ihnen verdammt schwer, bei dem dichten Haufen gefangener Rotarmisten nicht ebenfalls die Genickschußmethode anzuwenden, sondern ihn befehlsgemäß zur Gefangenensammelstelle zu bringen.
Dann beginnt der Russe wieder mit frischen Kräften zu stürmen, und es wird immer schwerer, ihn aufzuhalten.
Am 9. November wird der Volkssturm aufgerufen und vereidigt. Die ostpreußischen Volkssturm-Bataillone bestehen aus alten Männern und jungen Burschen, fast noch Kindern. Sie ziehen gleich nach der Vereidigung in die Stellungen und schlagen sich mit einem Heldenmut ohnegleichen. Sie krallen sich buchstäblich in ihre gute ostpreußische Heimaterde, und der Weg der Roten führt im wahrsten Sinne des Wortes nur über ihre Leichen.
Wer später einmal vom Kampf um Ostpreußen berichten will, der muß auch von ihnen sprechen, von den Jungen und Greisen des ostpreußischen Volkssturms. Ihre Tapferkeit ist so groß, daß selbst alte Front- und Sturmsoldaten sie mit stiller Hochachtung erleben.
Die nächsten Tage vergehen mit wechselnder Späh- und Stoßtrupptätigkeit auf beiden Seiten. Die Sowjets bereiten wieder etwas vor. Ihre gelegentlichen Panzervorstöße lassen den gewohnten Schwung vermissen. Sie sollen scheinbar nur die deutsche Front abtasten, um geeignete Durchbruchstellen für kommende größere Unternehmungen zu erkunden. Im Gefechtsstand wird diese Vermutung ausgesprochen. Oskar von der Dritten meint: „Wenn es darum geht, sieht die Front ja hier überall gleich dünn und schwach aus. Hinten treten sich die Stäbe und das übrige Wehrmachtsgefolge dafür gegenseitig auf die Zehen, weil es ihnen an Platz fehlt."
Und er hat Recht. Zwar wurde mit großem Pathos der „Totale Krieg" ausgerufen. Aber es drücken sich trotzdem noch zahlreiche kerngesunde und durchaus fronttaugliche Offiziere, Militärbeamte, Angestellte und Mannschaften in allen möglichen Stäben und Verwaltungen herum. In der Hauptkampflinie findet man kaum noch einen Landser, der nicht schon das silberne oder goldene Verwundetenabzeichen trägt und seit Abschluß seiner Ausbildung ununterbrochen – von kürzeren oder längeren Lazarettaufenthalten abgesehen – an der Front steht. Kampf, Blut, Hunger, Dreck und Schmerzen sind ihm so vertraut geworden, daß er diese Dinge schon kaum noch emp-

findet und wahrnimmt. Würde man ihm erzählen, daß es im sechsten Kriegsjahr noch Leute im deutschen Heer gibt, die noch niemals eine russische Laus gesehen haben, so würde er es nicht glauben. Aber trotz aller Führerbefehle zur „Auffrischung der geschwächten Front" wimmeln nach wie vor hinter der Front Unmengen von Leuten herum, die den ganzen Krieg hindurch noch niemals richtig im Dreck gelegen haben und sich auf ihren Etappenposten irgendwie unentbehrlich machen.

Die Fünfhunderter bekommen in diesen Tagen eine Kostprobe davon. An einem nebligen Dezembertag rollen fünf Personenkraftwagen in die zerschossene Stadt Gumbinnen, in der sich der Kampfverband eingerichtet hat. Sie haben sich im Nebel regelrecht verfranzt. Die Insassen, mit dem Kriegsverdienstkreuz geschmückte höhere Offiziere, werden blaß, als ihnen gesagt wird, dreihundert Meter weiter auf der Straße, auf der sie gerade gekommen sind, würden ihnen die Roten sicherlich gerne beim Aussteigen behilflich sein. Sie klettern aus ihren Fahrzeugen und lassen ihre Fahrer wenden. Blohm hat gerade den kommandierenden General der ostpreußischen Infanteriedivision zu Gast, die hier auf fast hundert Kilometer Frontlänge aufgeteilt ist. Er sieht die verfrorenen Herren durchs Fenster draußen auf der Straße stehen und läßt sie durch Petrus in den Gefechtsstand bitten. Eine Tasse heißen Tees mit einer Ladung Rum darin soll die verfrorenen Gemüter wieder auffrischen. Die Einladung wird dankbar angenommen, wenn man den Herren auch anmerkt, daß ihnen so dicht an der Hauptkampflinie nicht ganz wohl zu Mute ist. Sie werden sicherlich erst wieder froh werden, wenn sie genügend Raum zwischen sich und die Roten gelegt haben. Aber nun treten sie erst einmal in die große Bauernstube, in der Blohm und Golz, wenn sie nicht selber mit im Kampfe stehen, die Geschicke des Verbandes lenken. Der Gefechtsschreiber verteilt Blechtassen an die Herren und Felix schenkt Tee ein. Der Tee ist heiß, und eine heiße Blechtasse richtig anzufassen, haben sie auch noch nicht gelernt. Prompt verbrennt sich die Hälfte von ihnen die Finger.

Im Gefechtsstand breitet sich grienende Schadenfreude aus. Auf dem Glanzstück der guten Stube, einem großen roten Plüschsofa, sitzt Ladowski mit bloßem Oberkörper und untersucht gründlich und gewissenhaft die Nähte seines grauen Feldhemdes. Er läßt sich durch den hohen Besuch nicht im Geringsten stören. Hat er einen besonders dicken Brummer entdeckt, so freut er sich hörbar, nimmt

ihn mit den Fingernägeln auf, betrachtet ihn freundlich und setzt ihn behutsam auf die dunkle Platte des Tisches, an dem Eugen, der zweite Schreiber, seine Gefechtsmeldungen ordnet. Beide sehen der krabbelnden Laus eine Weile zu, bis Eugen sie mit dem Bleistift aufs Korn nimmt und mit hörbarem Knacken plattdrückt.
Läuse in Ostpreußen, das hat es seit 1914 bestimmt nicht mehr gegeben. Aber nun sind sie da, genau wie die russischen Panzer, und genau so geduldig und unermüdlich wie diese, müssen auch sie geknackt werden.
Die Herren mit den Kriegsverdienstkreuzen sehen den beiden entgeistert zu. Endlich faßt sich einer ein Herz und fragt, was um alles in der Welt sie denn eigentlich dort trieben. Ladowski sieht ihn an wie ein neumodisches Auto und brummt: „Ich bekämpfe sowjetische Frontkaninchen." Der Frager ist zwar genau so schlau wie vorher, stimmt aber etwas gezwungen in die allgemeine Heiterkeit ein. Felix klärt ihn dann auf, daß dort Läuse geknackt würden. „Aha!" tönt es allgemein unter den Herren. Sie treten mutig näher, um sich ein solches Tier, von dem doch schon seit drei Jahren so viel gesprochen und geschrieben wird, einmal aus der Nähe anzusehen.
Der Infanteriegeneral, Eichenlaubträger mit dem Infanterie-Sturmabzeichen und goldenem Verwundetenabzeichen, wirft den Gestalten, die sich da um Ladowski drängen, einen vernichtenden Blick zu. Ladowski hat ihnen mit spitzen Fingern ein besonders fettes Tier präsentiert und setzt es, als man sich nach befriedigter Neugier wieder abwendet, dem zunächst stehenden Dienstältesten, einem Obersten, an den Pelzkragen seines Mantels. Er muß zu diesem Zweck aufstehen und den Arm ausstrecken, aber keiner der Herren bemerkt etwas. Blohm, der General und dessen Adjutant haben es natürlich gesehen. Die nächsten Läuse, die Ladowski noch aus den Nähten seines Hemdes gräbt, reicht er an Eugen weiter, und der verteilt sie der Reihe nach auf die Mäntel und Kragen der verschiedenen Herren. Die ahnungslosen Opfer ausgenommen, verfolgt der ganze Gefechtsstand in atemloser Spannung diese Aktion. Eine zweite Tasse Tee wird angeboten. Auf einem Bein kann man bekanntlich nicht stehen. Und die Zeit reicht aus, um auch den letzten der Herren noch mit einem lebendigen Andenken an den Frontbesuch zu versehen.
Als man dann draußen aufatmend wieder in die Kraftwagen steigt, froh, der Gastlichkeit des Gefechtsstandes endlich entrinnen zu können, meint der General: „Nun werden die Brüder bald sehr genau

wissen, wie'ne Laus aussieht." Dabei krabbelt ihm selber eben eine aus dem Kragen der Feldbluse und läuft eilig über den goldgestickten Kometenschweif seines Kragenspiegels. Der Adjutant macht ihn darauf aufmerksam und nimmt das Tier von dem goldenen Untergrund herunter. Der General nimmt es ihm ab und zerknackt es mit alter Routine. Die Männer im Gefechtsstand sehen ihm dabei zu. Keiner lacht, keiner grinst im Verborgenen. Der General ist ein Mann. Er tut was notwendig ist und ziert sich nicht. Er hat ihre ganze Sympathie.
Als er wenig später aufbricht, nehmen sie alle Haltung an. Und das will was heißen!

*

Weihnachten feiern sie mit heftigen Angriffen der Roten und eigenen Gegenstößen. Am zweiten Feiertag bereinigen sie einen russischen Einbruch in Regimentsstärke. Dabei fällt die Hündin Baska.
Vorher hat sie ein rotes Maschinengewehrnest ausgeschaltet und der gesamten Bedienung die Kehlen zerbissen. Als sie dann wieder zum Vorschein kam, traf sie die Garbe aus der Maschinenpistole eines russischen Majors aus nächster Nähe.
Vorwärts schießt zurück und trifft, dann läßt er sich an einem Baum zu Boden gleiten und nimmt den Kopf der sterbenden Hündin zwischen die Hände. Baska blutet am ganzen Körper. Es gibt keine Hilfe mehr für sie. Ehlers hat sich dazu gekniet und mit einem Blick gesehen, daß es vorbei ist. Er springt gleich wieder auf und bildet mit seinen Männern einen Schirm gegen die anrennenden Russen, um Vorwärts und die sterbende Hündin zu decken.
Sie hat mit letzter Kraft ihren mächtigen Körper an Vorwärts herangeschoben und leckt ihm das ihr zugeneigte Gesicht. Dann noch ein kurzes Zucken, der Körper entspannt sich und ihr Kopf liegt schwer in den Händen ihres Herrn, die ihn noch immer halten.
Sie halten ihn noch, als der Kampf vorbei ist und die Gefangenen vorüber ziehen. Erst als Ehlers ihn leise anspricht, läßt Vorwärts Baskas Kopf aus den Händen und steht langsam auf. Ehlers nimmt die Hündin behutsam auf seine starken Arme und trägt sie zu den anderen Toten. Inmitten der Gefallenen von Dora II legt er sie nieder. Links von ihr liegt Ulfes, rechts Genter, die beiden Scharfschützen, die so viel zum Ruhme der Fünfhunderter beigetragen haben.
Bevor sie die Toten begraben, legt Vorwärts Baska das Ledergeschirr

mit ihren Auszeichnungen an. Dann wird sie inmitten der achtundvierzig gefallenen Männer in die Erde gebettet. Jeder vom ganzen Verband hat vorher noch stillen Abschied von der großen Hündin genommen, deren langes Fell jetzt blutverklebt ist und deren Augen gebrochen sind. Vorwärts läuft tagelang herum, ohne ein Wort zu sagen. Nur die notwendigsten Befehle kommen über seine Lippen.
Auch Ehlers und den anderen fehlt Baska sehr. Sie können sich nur langsam und schwer daran gewöhnen, daß das mächtige, schöne Tier nicht mehr leise knurrend hinter seinem Herren steht, wie sie es nun seit Monaten kennen.
Im Januar bricht mit unbeschreiblicher Wucht, die alles bisherige noch in den Schatten stellt, die russische Offensive los. Es bleiben keine Gedanken und keine Empfindungen mehr zur Trauer. Jetzt heißt es endgültig nur noch kämpfen, kämpfen und nochmals kämpfen.
Zuerst wälzen sich die Fluten der angestauten russischen Panzer, Infanterie- und Artilleriebrigaden aus dem Baranow-Brückenkopf auf die deutschen Linien und weit über sie hinaus. Dann folgt der Stoß aus dem Pulawy-Brückenkopf weichselabwärts. Gleichzeitig stoßen die Sturmarmeen der Roten vom Narew-Brückenkopf her auf die Südflanke Ostpreußens vor.
Zwei rote Heeresgruppen mit über sechzig Divisionen berennen das vielumkämpfte alte Land. Im Norden ist es Tschernjachowski. Sein Ziel ist Königsberg, und Insterburg ist schon in seiner Hand. Unten im Süden stößt Rokossowski vor mit dem Ziel Elbing. Er war im Zusammenhang mit der Tuchatschewski-Affäre jahrelang in Sibirien verbannt und wurde erst beim Kampf um Stalingrad zurückgerufen und wieder eingesetzt. Trotz der großen Narben, die als bleibende Erinnerung an GPU-Verhöre in seinem Gesicht stehen, ist er ungeheuer ehrgeizig und will seinem Meister Stalin beweisen, daß er ein treuer, ein bekehrter General ist. Allenstein, Ortelsburg, Deutsch-Eylau werden von seinen Soldaten genommen. Am Tannenbergdenkmal läßt er eine Kosakenwache aufziehen, zum Zeichen, daß er die Niederlage der Russen im ersten Weltkrieg nunmehr ausgeglichen hat.
Die Fünfhunderter kämpfen an der Angerapp gegen Tschernjachowskis Soldaten, da werden sie aus der Front gezogen und an Deutsch-Eylau vorbei nach Westpreußen geworfen. Von dort geht es gleich in den Raum Posen. Gnesen und Hohensalza sind bereits gefallen.

Schukow, der hier führt, marschiert mit seiner Heeresgruppe geradeswegs auf Posen, Frankfurt und Berlin zu. Im Raume Posen wird der Kampfverband aufgeteilt. Das Bataillon wird als Prellbock gegen die rote Stoßdivision an die Rollbahn Gnesen-Posen geworfen. Die beiden Kommandoeinheiten Dora I und II werden als selbständige Panzerjagdkompanien zur Bekämpfung der roten Panzerspitzen eingesetzt. Ein kurzer Abschied der alten Kameraden untereinander, dann stößt Golz den Arm steil in die Luft, die Motoren heulen auf und Dora I braust in den befohlenen Einsatzraum bei Schrimm, den Panzerkeilen entgegen.
Dora II unter Vorwärts kommt im Warthebogen zum Einsatz. Panzerfaust und Panzerschreck sind neben den Handfeuerwaffen und einem Dutzend Maschinengewehren ihre Bewaffnung. Durch Funkbefehl von einer Panzeransammlung zur anderen dirigiert, werden die Jagdkompanien der Fünfhunderter bald zur Feuerwehr der bedrängten Frontabschnitte. Für Zahlmeister und Intendanten werden sie zum Schreckgespenst. Ständig hin und hergeworfen, müssen sie sich stets bei anderen Einheiten mitversorgen lassen, und die Herren, die ihre Verpflegungslisten wie ihre Augäpfel hüten, sehen die Jagdkommandos viel lieber verschwinden als kommen. Diese Abneigung nimmt groteske Formen an. Bei Schrimm erschießt Golz schließlich einen Oberstabsintendanten, weil er trotz der Sonderbefugnisse der Jagdkompanien von seinen riesigen Benzinvorräten nichts herausgeben will. Lieber würde er es anzünden oder womöglich den Russen in die Hände spielen.
Mit Golz kann man allerdings so etwas nicht machen. Er läßt dem Herren eine Minute Zeit, seinen Sinn zu ändern, dann zieht er die Pistole und schießt. Daraufhin öffnen die Wachmannschaften schlotternd das Depot, und die Fahrzeuge tanken, was sie fassen können. Den toten Intendanten läßt Golz von dessen Leuten beerdigen und setzt eine Funkmeldung über den Vorfall an den Fuchsbau ab. Dann braust er mit seiner Kompanie wieder dem Feind entgegen.
Vorwärts sieht sich zu ähnlichen Maßnahmen gezwungen. Bei Röhrfeld prügelt er einen Stabszahlmeister mit dem Wolchowknüppel, weil der aus seinem großen Verpflegungsmagazin, vor dem sich schon eine lange Reihe Verpflegung suchender Heereskommandos angesammelt haben, nichts mehr herausgeben will. Weiß der Kuckuck, was die Herren mit ihren Vorräten vorhaben. Nachdem er den feisten Kerl zusammengeschlagen hat, legt Vorwärts eine geballte Ladung an

das große Einfahrtstor. Die Torflügel fliegen aus den Angeln, und die hungrigen Landser ergießen sich in breitem Strom in das Magazin.
Es ist übrigens ein Magazin der Luftwaffe, und die alten Grabenkämpfer denken, sie träumen, als sie ganze Batterien bester Spirituosen, eingefrorene Erdbeeren in Schlagsahne, Brathähnchen in delikater Sauce und viele andere Herrlichkeiten in unglaublichen Mengen vorfinden. Die Fahrzeuge werden vollgepackt und ächzen schwer beladen davon, zu den Einheiten.
Natürlich spricht sich das rabiate Auftreten der Panzerjagdkompanien sehr schnell herum. Sie brauchen hinfort um Kraftstoff und Verpflegung nicht mehr lange zu verhandeln, sondern werden sofort bedient, wohin sie auch kommen. Der „Widerstand" verträgt seinerseits eben keinen Widerstand.

SEYDLITZ GEHT UM

In dieser Zeit taucht immer hartnäckiger das Gerücht auf, daß auf sowjetischer Seite deutsche Einheiten, sogenannte Seydlitztruppen kämpfen. Der bei Stalingrad in Gefangenschaft geratene deutsche Artilleriegeneral von Seydlitz-Kurtzbach, der zu den Mitbegründern des Komites „Freies Deutschland" gehört, soll diese Einheiten aus den Gefangenenlagern zusammengestellt haben. Bisher haben die Fünfhunderter noch nichts beobachten können, das diese Gerüchte bestätigt. Aber eines Tages greift die Kompanie Dora II auf Panzerjagd im Oderraum zwei fünfzehnjährige Jungen auf. Sie waren als Flakhelfer eingesetzt und in die Hände der Sowjets geraten. Die beiden Jungen erzählen, daß sie bei den Russen durch einen deutschen Hauptmann in deutscher Uniform mit dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse vernommen worden sind. Es seien auch sonst noch etliche Deutsche bei den Sowjets gewesen, alle in ihren alten Uniformen, zum Teil mit Auszeichnungen, nur die Hoheitsadler seien abgetrennt gewesen. Nach ihrer Vernehmung durch den Hauptmann seien sie von zwei deutschen Feldwebeln brutal zusammengeschlagen und dann in einen kleinen Erdbunker gesperrt worden. In der Nacht seien sie ausgebrochen und geflohen.
Während die Jungen berichten, zeigen sie die Spuren der Schläge an ihrem Körper. Vorwärts läßt sie mit Marschproviant versehen und

will sie mit einem Sanitätswagen zurückschicken. Aber die beiden wollen auf keinen Fall zurück, sondern bei der Kompanie bleiben. Vorwärts läßt sich erweichen und steckt sie zum Kompanietroß. Dort helfen sie und schieben nachts mit den Männern Wache. Sie haben Tarnjacken bekommen und tragen die zu ihren fliegerblauen Skihosen.
Die Kompanie bekämpft immer stärker werdende rote Panzerrudel, auf den Straßen strömen unterdes endlose Flüchtlingskolonnen auf Frankfurt zu. Dazwischen hängen Wehrmachtseinheiten auf dem Rückmarsch, während sich auf der anderen Straßenseite Truppen zur Front vorschieben. Stabsscharführer Aribert, der Spieß von Dora II, ist mit drei Fahrzeugen voll Verpflegung und Munition in eine nach vorn marschierende Kolonne eingeklemmt. Er flucht, weil es so langsam geht. Auch die beiden Flakhelfer sind bei ihm.
Plötzlich stößt ihn der eine der beiden Jungen an und schreit außer sich: „Da ist der Schweinehund, der uns verhört hat, dieser Verräter!“ und zeigt ein Stück voraus in die entgegenkommende Flüchtlingskolonne auf der anderen Seite der Straße. Auch der andere Junge ruft nun: „Ja, das ist der Hund, Stabsscharführer, der Hauptmann da, das ist er!“ Aribert hat schon die Maschinenpistole in der Hand und springt vom fahrenden Wagen, stolpert aber und schlägt lang hin. Der Hauptmann drüben ist durch die aufgeregten Rufe der Jungen aufmerksam geworden. Vielleicht hat er sie trotz der Tarnjacken auch schon erkannt. Er beugt sich zu seinem Fahrer vor, der drückt auf den Gashebel, reißt das Steuer herum, der Wagen schert aus der Kolonne aus auf den Sturzacker und rast, hin und her rumpelnd davon.
Aribert hat sich aufgerappelt und brüllt: „Abschießen, abschießen. Seydlitz-Truppen!“ Aber aufgeregte Flüchtlingsfrauen und Kinder laufen ihm vor die Pistole, so daß er nicht zum Schuß kommt. Bevor noch die anderen Landser begriffen haben, ist der Wagen schon außer Pistolenschußweite. Doch Unterscharführer Brenner, der den letzten Wagen in Ariberts kleiner Kolonne fährt, einen Schwimmer, reißt das Maschinengewehr aus der Halterung, zwängt sich damit durch eine Lücke im Flüchtlingstreck, wirft sich auf den Acker und erwischt gleich mit der ersten Garbe noch den Wagen hinten vorm Waldrand. Aribert, seine Männer und die Jungen sehen, wie der Wagen ins Schleudern kommt, sich einmal um sich selber dreht, und wie zwei Gestalten übers Feld auf den Wald zu laufen. Sie laufen im Zick-

zack, wie verfolgte Hasen. Ein zweiter Feuerstoß Brenners, die eine Gestalt bricht vornüber und schlägt zu Boden. Ein paar Frauen schreien auf. Fast niemand, der das Drama beobachtet hat, weiß ja, worum es hier eigentlich geht. Die zweite Gestalt läuft weiter, Brenner schickt einen dritten Feuerstoß, auch sie gerät ins Taumeln und stürzt dann hinter einen Busch.

Aribert, Brenner und ein paar von den Männer laufen über den Acker. Auch die Jungens rennen mit. Sie erreichen den Wagen, der mit zerschossenen Reifen im Acker steht, sie finden den Fahrer, einen Mann in deutscher Uniform mit den Tressen eines Unteroffiziers. Die Jungen sagen, der sei auch bei den Russen in dem Haus gewesen, in dem der Hauptmann sie verhört habe. Doch der Mann ist tot, sie halten sich nicht weiter bei ihm auf, laufen nun auf den Busch zu, hinter dem der Hauptmann verschwunden ist. Der Platz ist leer, eine Schleifspur führt hinüber zum nahen Wald, der Kerl muß auf Händen und Knien gekrochen sein. „Wahrscheinlich ist er verwundet" sagt Aribert. Wachsam verfolgen sie die Spur. Aber im Wald hört sie auf, der dichte Teppich von Kiefernnadeln, der elastisch jedem Schritt nachgibt, läßt nichts mehr erkennen. Aribert streift das Dickicht im näheren Umkreis ab und findet nichts. Er kann sich aber nicht entschließen, einfach mit den anderen zurückzugehen und abzufahren. Er bleibt also am Rande des Unterholzes und schickt die anderen mit der Weisung zurück, bei der Kompanie ein paar Gruppen Verstärkung zu holen. Mit ihnen will er dann das Unterholz regelrecht durchkämmen.

Auf dem Rückweg durchsuchen sie noch den toten Unteroffizier und finden bei ihm ein Soldbuch und einen Marschbefehl mit dem Vermerk „Mit Sonderauftrag der 9. Armee unterwegs". In dem Kraftwagen finden sie unter den Sitzen ganze Bündel von Flugblättern des ‚Nationalkomitees Freies Deutschland' mit angehängtem Passierschein, der zum Überlaufen auffordert. Im Kofferraum findet sich ein Wegweiser-Schild mit der Aufschrift „Versprengten-Sammelstelle" und ein Sewer-Bis-Funkgerät, das Agentengerät der Roten. Aribert gibt Anweisung, alle diese Dinge beim Wagen zu lassen. Dann ziehen die Männer los.

Aribert wandert inzwischen am Rande des Unterholzes auf und ab. Hin und wieder bleibt er lauschend stehen. Dann sieht er wieder auf die Armbanduhr und rechnet sich aus, wann die Kameraden mit der Verstärkung zurück sein können. Er schaut auch zur Straße hin-

über, auf der sich eine endlose Schlange von Menschen und Fahrzeugen nach Westen schiebt. Die andere Schlange, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegt, ist nicht endlos. Sie weist alle Augenblicke große Lücken auf. Aribert denkt daran, daß sie bald ganz aufhören wird. Plötzlich hat er das heiße Gefühl höchster Gefahr in seinem Rücken. Er wirft sich herum, sieht noch etwas Graues im Unterholz, aber bevor er die Pistole hochreißen kann, fühlt er einen schweren dumpfen Schlag am Kopf und hat das Empfinden, in ein tiefes, dunkles Loch zu fallen.
‚Die Pistole', denkt er noch, ‚die Pistole darf ich nicht verlieren!' und seine Finger klammern sich noch im Sturz daran fest. Dann weiß er nichts mehr, weiß nicht, daß er einen Streifschuß an der rechten Schläfe hat, daß das Blut dunkel über sein Gesicht läuft und ihm das Aussehen eines Toten gibt. Der Hauptmann blickt auf den leblos daliegenden Stabsscharführer, dann sieht er hinüber zur Straße. Doch dort hat man den Schuß auf die Entfernung und bei dem herrschenden Lärm nicht gehört. Der Hauptmann sichert einen Augenblick, dann tritt er aus dem Schatten des Unterholzes hervor. Er ist hochgewachsen, trägt das Eiserne Kreuz beider Klassen und das Verwundetenabzeichen. Auch das Hoheitsabzeichen hat er auf dem Waffenrock. In der rechten Hand hält er die Walther-Pistole, Kaliber 7,65 mm, in der linken eine deutsche Maschinenpistole, die er sich nun über die Schulter hängt. Er stößt Aribert leicht mit der Fußspitze an, sieht noch einmal auf sein blutüberströmtes Gesicht und ist davon überzeugt, daß der Mann tot ist und ihm nicht mehr gefährlich werden kann. Dann beobachtet er nocheinmal die Straße und die Umgebung, verläßt den Waldrand und geht rasch an seinem toten Fahrer vorbei auf den Wagen zu, der immer noch auf dem Sturzacker steht.
Zuerst macht er sich am Kofferraum zu schaffen und setzt das Funkgerät in Betrieb. Zwar war eigentlich der tote Unteroffizier Fahrer und Funker zugleich, aber der Hauptmann hat auch selbst gelernt, mit dem Gerät umzugehen. Er zieht eine Stabantenne aus, die am Wagen hinten gut getarnt angebracht ist, und schaltet das Gerät ein. Dann tritt er vor den Wagen, klappt die Kühlerhaube hoch und zieht eine schmale Blechkassette hervor, die hinter der Batterie versteckt war. Ein paar Dienstsiegel, ein flaches Stempelkissen, ein fest zusammengepreßter Stoß unbeschriebener Marschbefehle der deutschen Wehrmacht und eine kleine rote Tabelle mit Buchstaben

und Ziffern sind darin. Diese Tabelle nimmt der Hauptmann zur Hand, blickt noch einmal rundum und schreibt auf die Rückseite eines Marschbefehls kurze Worte, die einen harmlosen Sinn ergeben. Kein Funker, der diesen Text zufällig abhören sollte, ist imstande, ohne den Funkschlüssel der Roten Armee, eben die kleine rote Tabelle, den eigentlichen Sinn herauszulesen. Der Hauptmann faßt sich so kurz wie möglich. Er ahnt, daß der Stabsscharführer auf Verstärkung gewartet hat, die jeden Augenblick eintreffen kann. Drüben werden sie sich schon dazureimen, was er jetzt in der Eile nicht näher ausführen kann. Aber daß er bereits beobachtet wird, merkt er nicht.
Ein rasender Schmerz an der Schläfe hat Aribert wieder aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit geweckt. Er kann sich noch keinen Reim darauf machen, woher dieser irrsinnige Schmerz kommt und warum er die Augen nicht richtig aufmachen kann. Erst als er mehrmals darüber wischt, kann er wieder sehen und erkennt leicht verwundert das Blut auf seiner Hand. Er versucht sich aufzurichten, aber der Erdboden zieht ihn noch mächtig an. Endlich gelingt es ihm, auf die Knie zu kommen. Dabei entdeckt er die Pistole in seiner Hand, von den Fingern immer noch krampfhaft umschlossen. Dann hört er verworren die Geräusche der fernen Straße an sein Ohr dringen und dreht mit unendlicher Mühe den Kopf dorthin. Er erkennt die kleine Wiese vor dem Wald, dann auch den grauen Fleck darauf, und nun weiß er mit einem Schlage wieder, was geschehen ist. Der geflüchtete Hauptmann, der Verräter, hat ihn aus dem Hinterhalt zusammengeschossen.
Während sich die Gedanken mühsam im schmerzenden Schädel sammeln, irren die Augen weiter, von dem gefallenen Unteroffizier zum Sturzacker, erkennen dort den Kraftwagen und auch den Mann, der sich daran zu schaffen macht. Aribert kann ihn nur von hinten sehen, auch nur zur Hälfte, denn der Wagen verdeckt ihn zum Teil, aber er weiß sofort, daß es der Kerl ist, den sie aufspüren wollten, und der ihn niedergeschossen hat. Die Schwäche will ihn wieder übermannen. ‚Ich habe zu viel Blut verloren', denkt er und dann, ‚aber er darf mir nicht entkommen'.
Der Hauptmann ist inzwischen mit seinem Funkspruch fertig geworden und überlegt, ob er das Gerät mitnehmen oder zerstören soll, kann sich aber anscheinend nicht entscheiden und läßt es einfach eingeschaltet stehen. Die flache Blechkassette mit ihrem Inhalt ver-

staut er in seiner Meldetasche. Die Maschinenpistole nimmt er entsichert und schußbereit in die rechte Armbeuge, beobachtet nocheinmal nach allen Seiten und geht wieder auf den Wald zu.
Von dort sieht ihm Aribert mit brennenden Augen entgegen. Er liegt wieder lang am Boden. Seine Kraft reicht nicht aus, den Platz zu verlassen. Er ist schon zu matt in den Gliedern. Nur mit größter Anstrengung kann er den Kopf noch ein wenig hochhalten und den Weg verfolgen, den der Hauptmann einschlägt. Der kommt schnell näher, wirft dabei immer wieder einen Blick über die Schultern zurück. Er muß wenige Meter an Aribert vorbei. Der weiß, daß er gegen die Maschinenpistole keine Chance hat, wenn der Kerl zu früh erkennt, daß er noch lebt. So läßt er das Gesicht vornüber auf den Nadelteppich sinken. Sehen kann er nun nichts mehr in dieser Lage, aber er fühlt fast körperlich, wie der Seydlitz-Mann näher kommt. Jetzt muß er auf seiner Höhe sein. Aribert hebt den Kopf und sieht den Rücken des anderen sieben oder acht Meter vor sich. Er braucht nur die Hand mit der Pistole zu heben und abzudrücken, aber er bringt es irgendwie nicht fertig, er kann den Hund nicht einfach von hinten abknallen, wenn er sich auch sagt, daß der es nicht anders verdient hat. Er kann es nicht, dafür ist er eben Fünfhunderter. So stößt er sich mit der linken Hand ein wenig vom Boden ab und ruft: „Halt, du Schwein!" Der Hauptmann erstarrt, als plötzlich in seinem Rücken die Stimme laut wird, dann wirbelt er auf dem Absatz herum und sieht in das blutverschmierte Gesicht des Stabsscharführers, der sich mit den Knien und mit der linken Hand vom Boden abstützt.
Für den Bruchteil einer Sekunde sehen sich beide stumm an, dann fährt die linke Hand des Hauptmanns blitzschnell nach rechts und krallt sich um das lange Magazin der Maschinenpistole, der Finger krümmt sich am Abzug, doch im Aufrauschen der Feuergarbe zuckt es drüben, bei dem Stabsscharführer auf und etwas schlägt dumpf und hart in die Brust des Hauptmanns, einmal und dann noch einmal. Schwer schlägt er zu Boden, vollführt noch ein paar sinnlose Bewegungen mit den Armen und liegt still. Aribert hört die Garbe der Maschinenpistole über sich hinwegziehen, sieht den Seydlitz-Mann stürzen und weiß, daß er ihn erwischt hat.
Wenige Minuten später treffen drei Gruppen der Kompanie und zwei Züge Infanterie ein, um den Wald durchzukämmen. Sie finden Aribert und den toten Hauptmann und wissen, daß ihr Einsatz nicht

mehr notwendig ist. Aribert wird verbunden und zum nächsten Verbandsplatz gebracht. Dem Hauptmann nehmen sie alle auffindbaren Unterlagen ab. Einige von den Infanteristen graben ein Loch und werfen die beiden Toten hinein. Dann schaufeln sie das Loch wieder zu, bis es vom Erdboden ringsum kaum noch zu unterscheiden ist. „Einen Grabhügel bekommen die nicht", sagt der Leutnant, der die beiden Züge führt. Die Soldaten nicken und verteilen die überschüssige Erde rundum.
Aribert erholt sich schnell. Ins Lazarett hat er sich gar nicht erst schicken lassen, sondern läuft mit seinem Kopfverband herum und sorgt weiter für seine Männer als wahrhafte Mutter der Kompanie. Mit den bei den Seydlitz-Leuten aufgefundenen Unterlagen aber gelingt es der Geheimen Feldpolizei binnen vier Tagen, sieben von Seydlitzern geschaffene „Versprengten-Sammelstellen" auszuheben. Als Feldgendarmen getarnt und von deutschen Offizieren in sowjetischem Dienst geführt, haben sie zurückflutende deutsche Soldaten gesammelt, ihnen die Soldbücher abgenommen und sie als Versprengte festgehalten, angeblich um sie wieder ihren Einheiten zuzuführen, in Wirklichkeit aber, um sie bei nächster Gelegenheit den Roten in die Hände zu spielen.

IM VORFELD BERLINS

Die Zeichen der Auflösung mehren sich allenthalben. Die russische Walze schiebt sich immer weiter voran und die Zustände sind grauenhaft. Flüchtlingstrecks auf allen Landstraßen werden ein allzu leichtes Opfer der sowjetischen Schlachtflieger. Im Wartheland hat die Parteiführung elend versagt und ist mit vollgepackten Koffern geflohen. Als der Russe noch hundertzwanzig Kilometer vor Posen stand, setzte sich Gauleiter Greiser mit seinem Stabe bereits nach Frankfurt/Oder ab und überließ die Bevölkerung seines Gaues ihrem Schicksal. Ohne jede Anleitung oder Führung versucht jedes Dorf, sich vor dem Feind zu retten, treckt los, rennt sich natürlich mit seinem Treck auf den ohnehin überfüllten und vereisten Straßen fest und fällt letzten Endes doch den rasch vorstoßenden russischen Panzerverbänden zum Opfer. Die sparen ihre Granaten und machen sich ein Fest daraus, zwischen den Trecks hin und her zu rasseln und alles, was ihnen unter die mächtigen Raupen kommt, Menschen, Tiere, Fuhrwerke und Flüchtlingsgut, zu zermalmen.

Nachdem Posen eingeschlossen ist und die Sowjets an der eingeschlossenen Stadt vorbeigestoßen sind, mit Richtung auf Frankfurt, muß das Bataillon sich wieder einmal inmitten der roten Divisionen Meter um Meter zurückkämpfen. Vor der sogenannten Tirschtiegel-Stellung, einem breiten Sperr-Riegel, schlägt Dora II, durch Funk herbeigerufen, dem Bataillon eine Schneise in den roten Einkesselungsring. So wird es vor der tödlichen Umklammerung noch einmal bewahrt. Dann rennen die Roten gegen den Sperr-Riegel an. Heeres- und SS-Verbände halten ihn tagelang gegen alle Angriffe. In den Morgenstunden des 29. Januar aber gelingt den Roten der Durchbruch. Hilflos müssen die ausgebluteten Verteidiger zusehen, wie die Sowjets dichte Schwärme deutscher Frauen, Mädchen und Kinder vor ihren Panzern hertreiben, Flüchtlinge, die ihnen in die Hände geraten sind und ihnen nun als Schild dienen müssen. Ohne einen Schuß müssen die Verteidiger die Stellung aufgeben und den hohnlachenden Bolschewiken überlassen. Sobald dann die deutschen Einheiten im offenen Gelände ohne jede Deckung zurückgehen, schicken die Roten ihre lebenden Schilde zu ihnen hin und eröffnen gleich darauf aus allen Rohren das Feuer. Nur mit äußerster Tapferkeit und unter furchtbaren Verlusten gelingt es den Soldaten, die nachdrängenden Sowjets wenigstens so lange aufzuhalten, bis die überlebenden, dem Feuerhagel entkommenen Frauen und Kinder einigermaßen in Sicherheit sind.
Mit der Tirschtiegel-Stellung ist die erste Schutzstellung vor Berlin verloren. Der Atem des russischen Bären streift schon die Reichshauptstadt. Einen Tag darauf, am 30. Januar, kurven die sowjetischen Panzer im Warthebogen umher und werden nur noch von wenigen Verbänden, darunter den Fünfhunderten, behindert und bekämpft. Auch der Volkssturm schlägt sich tapfer und tut das Menschenmögliche. In Meseritz, Züllichau und Schwiebus kämpft er fast allein. Dafür zeigen sich bei mehreren Wehrmachtseinheiten starke Zerfallserscheinungen. Offiziere haben sich Hoheitsadler und Schulterstücke abgerissen und rufen den vorbeiziehenden Volkssturmverbänden „Kriegsverlängerer“ zu. Die Zersetzungsarbeit der Seydlitz-Gruppe und anderer Kreise macht sich bemerkbar. Die Sowjets aber rollen der Oder entgegen, die bei dem starken Frost kein großes Hindernis bildet.
Am 31. Januar überschreiten die ersten roten Panzerverbände den Fluß, bilden bei Kynitz einen Brückenkopf und dringen mit etwa

hundert Panzern auf Wriezen vor. Von Wriezen bis zur Berliner Stadtgrenze sind es nur noch knapp siebzig Kilometer. Das Bataillon 500 wird am Brückenkopf Kynitz eingesetzt, die beiden Jagd-Kompanien den auf Wriezen zu rollenden Panzern nachgehetzt. Im Zusammenwirken mit Panzerjagdkommandos des Heeres gelingt es, den sowjetischen Verband zu zerschlagen und die umkehrenden Kampfwagen einzeln abzuschießen. So ist die erste Gefahr für Wriezen und Berlin noch einmal abgewendet. Und dann ändert sich die Lage über Nacht. Es beginnt plötzlich zu tauen. Oder, Warthe, Netzebruch und ihre zahlreichen Wasserläufe verwandeln sich in natürliche Hindernisse und hemmen den sowjetischen Vormarsch. Der Feind wird infolgedessen gezwungen, die vorgeprellten Spitzen zurückzunehmen, und die deutsche Front bekommt für einen Atemzug Zeit sich zu festigen. Die Fünfhunderter helfen mit, den Brückenkopf Kynitz einzuengen, dann werden die beiden Kommandoeinheiten wieder ostwärts der Oder zur Panzerjagd oder auch als Infanterie eingesetzt, je nachdem, wie die Lage es gerade erfordert.
Aber langsam überschwemmt der Feind das gesamte östliche Oderland, auch fast das gesamte Westufer ist schon in seiner Hand und entwickelt sich zur idealen Ausgangsbasis für den Generalangriff auf Berlin. Nach Ergebnissen der Luft- und Bodenaufklärung soll Schukow im Oder-Warthebogen rund zehntausend Panzer zusammengezogen haben. Fernspähtrupps der Fünfhunderter unter Uwe und Vorwärts bestätigen, daß es hinter den feindlichen Linien von Panzern buchstäblich wimmelt. Die Männer von Otto Skorzenys Jagdverbänden, die sich hier an der Oder schlagen, haben bei ihren Spähtruppunternehmen die gleiche Beobachtung gemacht. Aber wenn man sich mit ihnen inmitten der ständigen Kämpfe hie und da kurz zusammenfindet und über die Panzermengen spricht, so stehen diese den Männern durchaus nicht als ein Schreckgespenst vor Augen, sondern eher schon als willkommene Beute. Wenn das Wort Panzer fällt, streicheln rissige Soldatenfäuste zärtlich über die plumpen Köpfe der Faustpatronen. ‚Laß sie mal kommen!' heißt es bei den kämpfenden Einheiten, die doch genau wissen, daß sie nun mit keinem Ersatz mehr rechnen können.
Auch bei den Fünfhundertern trifft kein Mannschaftsersatz mehr ein. Danzig wird schon von den Sowjets berannt und die Baracken von Matzkau werden von den Roten wohl schon verbrannt worden sein. Es kommen nur noch gelegentlich ein paar versprengte SS-Männer

längst im Kampfe untergegangener Einheiten oder halbgenesene Verwundete aus den Lazaretten um Berlin, die nun als letztes Aufgebot an die Front geworfen werden. Sie leben sich schnell ein in der großen Kameradschaft der Fünfhunderter und unterscheiden sich nach wenigen Tagen nur noch durch die Kragenspiegel von ihnen. Unter diesen Halbgenesenen erscheint eines Tages auch Grail wieder, der Führer des Flakzuges, vom ganzen Bataillon freudig begrüßt, und meldet sich beim Häuptling zurück. Er ist in seinen alten Dienstgrad zurückversetzt, trägt die Schulterstücke eines Obersturmführers und schleppt das linke Bein beim Gehen nach. Seine erste Amtshandlung besteht darin, sich von Karl, dem Bataillonsschreiber, ein Paar Fünfhunderter-Spiegel geben zu lassen und sie an Stelle der Runen- und Dienstgradspiegel auf seinen neuen Waffenrock zu nähen. Dann macht er sich mit den Pak-Geschützen seines Zuges, der ja schon lange kein Flakzug mehr ist, vertraut. Als geborener Artillerist braucht er dazu nicht lange, und unter seiner Feuerleitung geht es nun wieder wie in alten Zeiten, obgleich die Männer an den Geschützen meist keine alten Fünfhunderter mehr sind.
Dora I liegt bei Grails Rückkehr gerade in nächster Nähe des Bataillons, und eine ganze Reihe alter Kumpels nützt die Gelegenheit, ihm im Laufe des Tages die Hand zu schütteln und ihm zu zeigen, wie sie sich über sein Wiederdasein freuen. Dora II steht vierzig Kilometer entfernt im Einsatz und erfährt durch Privatfunkspruch der Funktruppführer von Grails Rückkehr. Vorwärts nutzt abends eine kleine Kampfpause aus, übergibt seinem Freund Ehlers die Kompanie und fährt mit Hannes, seinem alten und unersetzlichen Melder, auf dem Krad los. Unterwegs sprechen sie bei den Schirrmeistern aller Einheiten, die noch über Fahrzeuge verfügen, vor und erwischen bei einem guten Kameraden der Aufklärungsabteilung 9 tatsächlich noch einen Topf gelber Farbe und auch einen anständigen Pinsel.
Laut singend fahren sie weiter zum Bataillon, setzen dort aber ein dienstliches Gesicht auf, begrüßen rasch die Kameraden und fahren dann, nachdem Vorwärts Grail kameradschaftlich und ausführlich die Hand geschüttelt hat, bald wieder los. Daß Hannes kurz hinter dem Gefechtsstand anhält und sein Krad hinter eine zerschossene Scheune schiebt, sieht im Dunkeln kein Mensch. Vorwärts trabt indes mit Farbtopf und Pinsel davon.

In den frühen Morgenstunden sind sie dann beide wieder bei ihrer Kompanie. Etwa um die gleiche Zeit lacht schon das halbe und später das ganze Bataillon. Am herzlichsten lacht Grail, denn auf den Schutzschilden seiner Geschütze steht in gelber Farbe: „Unser Grail ist wieder heil!" Vorwärts hat Wort gehalten, und die bedrückende Ahnung vom nahenden Untergang, die sich bei dem einen oder anderen der Kameraden langsam festsetzt, wird noch einmal von hellem Lachen überwunden.
Die große Pause an der Oder, im Kampfraum Frankfurt, hält noch immer an. Zwar greift der Iwan jeden Tag mit Panzern, starken Infanteriekräften und Fliegern an, aber es sitzt hinter diesen Unternehmungen noch nicht die volle Wucht der angesammelten Masse an Menschen und Material. Die große Lawine rollt noch nicht. Die Angriffe sind gerade stark genug, um die deutsche Verteidigung ständig zur Hergabe der letzten Kräfte zu zwingen. Als Schwerpunkte der Verteidigungsfront kristallisieren sich dabei die Verbände Skorzenys, des Mussolini-Befreiers, die Fünfhunderter und die „SS-Panzernahkampf-Brigade Hitlerjugend" heraus, die aus Jungen der Wehrertüchtigungslager im Warthegau gebildet wurde. Sie alle leisten in Abwehr und Gegenstößen Unbeschreibliches.
Langsam schälen sich nun auch in der russischen Front vier Schwerpunkte heraus. Es sind die Brückenköpfe Küstrin, Lebus, Fürstenberg und Wriezen. Hier liegt darum auch zur Hauptsache das Einsatzgebiet der schnellen Panzerjagdverbände. Sie hängen sich hartnäckig an die aus den Brückenköpfen hervorprellenden roten Panzerrudel und jagen sie mit Mut, List und Tücke. In diesen Wochen hat sich ein neuer Typ des Panzervernichters herausgebildet. Man wartet nicht mehr wie früher im Graben oder Schützenloch auf die Gelegenheit, dem Panzer mit der Haftladung zu Leibe zu gehen, sondern beginnt, ihn zu verfolgen, eben zu jagen. Die Haftladung ist ganz von der Panzerfaust verdrängt, neben dem Panzerschreck die beste Waffe, die dem Infanteristen gegen Panzer in die Hand gegeben werden konnte. Mit zwei oder drei Panzerfäusten am Fahrrad oder mit schnellen Krädern und geländegängigen Wagen jagen die einzelnen Jagdkommandos hinter den durchgebrochenen roten Kampfwagen her und rücken ihnen, wo es auch immer sei, verwegen zu Leibe. Natürlich hat sich auch der Kampfanzug der neuen Kampfesweise und den praktischen Erfordernissen anpassen müssen. Der Panzerjäger muß schnell und leicht beweglich sein. Alles, was ihn im entschei-

denden Augenblick behindern kann, fällt weg. Stahlhelme werden ja bei der Truppe ohnehin nicht getragen. Es würde sich einfach jeder schämen, mit so einer Hurratüte, wie die Männer den Helm bezeichnen, herumzulaufen. Sie sind davon überzeugt, daß auch der Helm nichts hilft, wenn es einen erwischen soll.
Die roten Panzerrudel werden immer stärker. Weniger als dreißig Wagen prellen nicht mehr vor. Die Zeiten, da die Rudel sich aufteilten und jeweils drei oder vier Panzer hinter der deutschen Front ‚die wilde Sau' machten, sind vorbei. Sie würden dabei ein allzu leichtes Opfer der Jagdverbände werden und halten sich darum immer dicht zusammen. Auch nehmen sie neuerdings in den Türmen Scharfschützen mit, die den Männern mit den Faustpatronen den Garaus machen sollen. Aber trotz der Scharfschützen und trotz der starken Feuerkraft der Rudel greifen die Jagdkommandos unaufhörlich an und täglich empfehlen eine ganze Reihe von Panzern an allen Frontabschnitten ihren Geist Väterchen Stalin. Auch bei den Kommandoeinheiten der Fünfhunderter steigen die Abschußziffern. Zwischen den beiden Kompanien ist ein stiller Wettbewerb entbrannt, wer zuerst die Ziffer Hundert erreichen wird. Sie können aber beide nicht unbegrenzte Zeit der Jagd widmen, sondern stehen oft tagelang als Infanterie im vordersten Graben. Sobald dann im weiteren oder näheren Kampfraum ein starker Panzerdurchbruch erfolgt ist und sie wieder zur Jagd angesetzt werden, schmunzeln die Männer in ihre Stoppelbärte und freuen sich wie die Kinder, den Giganten aus Stahl und Eisen zu Leibe gehen zu dürfen.
Und es ist doch wirklich alles andere als ein Kinderspiel, einem Panzer auf den Pelz zu rücken! Nur wer selbst einmal mit fliegendem Atem, die Panzerfaust in den Händen, so einen feuerspeienden Koloß auf sich zurollen sah, nur wer selbst das Dröhnen der mächtigen Motoren, das Rasseln der breiten Ketten, das jähe Donnern seiner Kanone im Ohr, das perlende Mündungsfeuer seiner Maschinengewehre vor Augen gehabt, wer gespürt hat, wie die Erde unter seinen Füßen vor dem anrollenden Riesen zu beben begann, weiß, wieviel Mut und Entschlossenheit, was für ein starkes Herz dazu gehört, stand zu halten und im richtigen Augenblick, aus nächster Nähe die Faustpatrone auf das stählerne Untier abzuschießen. Von den Fünfhundertern wird keiner mehr schwach. Sie haben unter sich eine bestimmte Reihenfolge, einen regelrechten Abschußplan ausgemacht, nach dem jeder seine Chance erhält, zum Schuß zu kommen. Ver-

paßt er die Chance oder schafft er es nicht mehr, weil er vorher im Feuerstoß der Maschinengewehre zusammenbricht, so treten die nächsten Kameraden an seine Stelle.
Natürlich rollen die Panzer nicht immer so, wie es im Abschußplan der Männer vorgesehen ist. Dann schießt eben, wer dem Riesen gerade am nächsten ist. So kommt es, daß sich in beiden Kompanien je ein Schützenkönig abzeichnet, der von den anderen Kameraden ständig hart verfolgt wird.
Bei Dora I hält Oberscharführer Bendix mit neun Abschüssen die Spitze. Ihm folgen Golz mit acht und Schild mit sieben. Bei Dora II hat Vorwärts elf auf dem Gewissen, bzw. auf dem Arm, dann kommen Ehlers und Schuler mit je acht Abschüssen. Dabei haben die Männer von Dora II ihren ‚Alten' stillschweigend ganz ans Ende der Abschußliste gesetzt. Er kommt also nur bei unvorhergesehenen Gelegenheiten zum Schuß. Im Übrigen erwarten sie von ihm, daß er sorgfältig über die Einhaltung der vereinbarten Reihenfolge wacht, und er entledigt sich dieser Aufgabe, indem er beim Gefecht aufrecht im Feuer umherwandert und den Männern mit Donnerstimme – genau nach Plan – ihre Panzer zuweist. Wenn dann einer von ihnen im Feuer zusammenbricht, nimmt er selbst den betreffenden Panzer aufs Korn, zuckt hinterher entschuldigend mit den Schultern und sagt: „Ihr habt es ja selbst gesehen, daß der Idiot mir genau vor die Schnauze fuhr und ich losballern mußte!" Dann nicken die Männer und brummen: „Glück muß der Mensch haben, nur Glück!"
In der ersten Hälfte des April beginnen die Russen im Raume Küstrin zu stürmen, werden aber noch einmal unter schweren Verlusten abgewiesen und verlieren an einem Tag fast hundert Panzer. Sogar einige von ihnen bereits besetzte Ortschaften werden von den schwachen deutschen Kräften im Gegenstoß zurückerobert. Am 16. April bricht aber dann der große Sturm los. Wie ein gewaltiger Strom ergießen sich die angestauten Menschenmassen mit unzähligen Panzern und Geschützen aus den sowjetischen Brückenköpfen und wälzen sich auf die schwachen deutschen Linien zu. Vielen der Fünfhunderter, die mit in vorderster Linie liegen, stockt beim Anblick dieser endlosen Massen der Herzschlag. Doch dann gewinnen sie die alte Ruhe und Kaltblütigkeit zurück, lassen die Augen noch einmal über Waffen und aufgereihte Handgranaten gleiten und warten, bis beim Bataillonstrupp die rote Leuchtkugel, das alte Angriffszeichen, das Feuer freigibt. Dann heißt es nur noch schießen und schießen, man braucht

nicht groß zu zielen. Ziel ist überall, ist alles, was dort dicht an dicht heranflutet.
Der erste Stoß der mächtigen Offensive wird aber trotz allem fast überall abgeschlagen. Über zweihundert Panzer bleiben auf der Strecke, und die roten Sturmtruppen erzielen vorerst nur kleinere Einbrüche. Dann jedoch rennen immer neue Massen an und sind nicht mehr zu halten. Am 18. April steht der Russe vor den strategisch wichtigen Seelower Höhen in der märkischen Schweiz und kann sie im Laufe des Tages nehmen. Sie werden zwar noch am gleichen Tage von den Fünfhunderten im Verein mit Skorzeny-Männern und zersplitterten Heereseinheiten zurückerobert, müssen aber nach schweren Kämpfen und Verlusten wieder geräumt und noch einmal von neuem zurückerobert werden. So geht es bei starken Verlusten auf beiden Seiten hin und her. Der Feind verliert an diesem Tage im Oder-Kampfraum zweihundertachtundzwanzig Panzer, doch Tausende rollen weiter gegen die deutschen Linien an. Trotz tapferster Gegenwehr gehen die Seelower Höhen schließlich endgültig verloren, und die beiden Kommando-Einheiten werden wieder zur Bekämpfung von Panzerschwerpunkten aus der Hauptkampflinie gezogen. Dora I wird im Raume Bukow, Dora II bei Marxdorf angesetzt.
Gleichzeitig wird das Bataillon selbst von mächtigen Feindkräften auf Müncheberg abgedrängt, dort in die Zange genommen und schwer angeschlagen. Fast die Hälfte der Führer und Männer fällt bei Müncheberg, unter ihnen Grail, Uwe von der Zwoten und Pahlke von der Ersten. Auch Patric, der Arzt, ist unter den Gefallenen. Reiners nimmt ihm das kleine silberne Medaillon von der Brust und öffnet es. Ein paar getrocknete Blätter Shamrock, des irischen Wildklees, liegen darin. Patric hat sie in den wilden Hochtälern von Donegal gepflückt und, wie alle Iren, auf der Brust getragen, um auch in der Fremde stets mit der Heimat verbunden zu sein. Als sie in den Abendstunden hastig ihre Gefallenen begraben, legt Reiners seinem Vetter den Klee in die kalte Hand, daß die Heimat für immer bei ihm sei.
Anderen Tags, am 20. April, ergießt sich noch einmal eine Flut von Auszeichnungen und Beförderungen über die verzweifelt kämpfenden Einheiten aller Frontabschnitte. Auch bei den Fünfhundertern rauscht sie an. Auf der durch Funk übermittelten Liste steht an erster Stelle Uwe, den sie am Vortage begraben haben. Er ist Hauptsturmführer geworden. Das war sein alter Dienstgrad, bevor er nach Matzkau ging. Durch sein größtes Opfer, den Tod, hat er ihn ohnehin zu-

rückerworben. An zweiter Stelle steht Reiners, der Knochensäger. Auch er wird Hauptsturmführer. Vorwärts wird Obersturmführer und so geht es fort.
Bei Marxdorf schießt dann auch Dora II den hundertsten Feindpanzer ab. Es ist ein Meisterschuß aus schwierigster Lage. Der Holländer Jan van Brink ist der glückstrahlende Schütze, es ist sein fünfter Abschuß. Er ist ein besonderer Meister mit dem ‚Ofenrohr', dem Panzerschreck. Van Brink erhält das EK I und wird Unterscharführer. Hauptscharführer Ehlers und Unterscharführer Schuler, die beiden Tapferen, erhalten am gleichen Tage das Deutsche Kreuz in Gold. Beide haben ihren neunten Panzer aufs Kreuz gelegt. Um das Maß vollzumachen, schießt Vorwärts noch in den späten Nachmittagsstunden des 20. April an der Marxdorfer Kirche seinen zwölften und dreizehnten Panzer ab, um gleich das nächste Hundert anzuschneiden. Dora II hat den stillen Wettlauf um die Zahl Hundert gewonnen.
Ein paar Funksprüche werden zwischen dem Bataillon und den beiden Jagdkompanien getauscht. Dann geht auch Marxdorf verloren und Dora II wird in den Raum zwischen Fürstenwalde und Köpenick-Selchow befohlen. Hier macht die Kompanie freie Jagd auf die überall vorprellenden roten Panzerverbände, die einen Wettlauf auf Berlin veranstalten. Dora I wird nach Trebbin-Beelitz beordert, um Jagd auf die aus der Richtung Jüterbog und Luckenwalde vordringenden Panzerkeile zu machen. Das Bataillon wird über die Rüdersdorfer Kalkberge gegen die Spree zu gedrückt, überschreitet sie bei Hangelsberg und wird darauf in den Rauenschen Bergen, in der Nähe des Scharmützelsees, eingekesselt.

DAS ENDE

Inzwischen haben die roten Armeen den Einschließungsring um Berlin fast vollendet. Einzelne starke Verbände haben die Außenbezirke der Reichshauptstadt erreicht. Das Zentrum liegt schon unter dem Feuer der schweren russischen Artillerie. Die letzte Phase des jahrelangen Völkerringens beginnt und geht auch schon mit Riesenschritten dem Ende zu.
Im Vorfeld der Reichshauptstadt, in der blühenden Mark, werden die letzten zerschlagenen deutschen Einheiten in kleinen und größeren Kesseln von einer erdrückenden Übermacht niedergekämpft. Das

Bataillon geht in den Rauenschen Bergen nach tagelangen schweren Kämpfen unter. In den Abendstunden des 26. April wird der letzte Funkspruch des Bataillons an den RFSS aufgefangen. Er ist nur kurz und lautet: ‚SS-Sturmbataillon 500 meldet sich ab. Unterschrift: Blohm, Bataillonsführer.'
Die Jagdkompanie Dora I meldet sich noch am gleichen Tage auf gleicher Welle ab.
Dora II lebt und kämpft noch. Vorwärts erhält das Ritterkreuz, als einziger Fünfhunderter, nachdem er seinen siebzehnten Panzer, den hundertfünfundzwanzigsten seiner Kompanie, abgeschossen hat.
Wie dann auch diese letzten Fünfhunderter kämpfend untergingen und starben, soll einer der wenigen Überlebenden berichten. Unterscharführer Jochen H., einer der tapfersten der Kompanie, schreibt: „Am 27. April wurden wir zwischen Märkisch-Buchholz und Töpchin von einem roten Schützenbataillon in die Zange genommen. Unser Haufen, noch etwa hundertdreißig Mann stark, wurde in eine Kiefernschonung gedrückt. Nach schwerem Granatwerferfeuer und heftigen Angriffen der Roten beschlossen die im Verlauf der Kampfhandlung zu uns gestoßenen Offiziere des Heeres zu kapitulieren. Vorwärts, der mit unbewegtem Gesicht die Vorbereitungen zur Kapitulation, Entfernen der Hoheitsabzeichen und Dienstgrade, verfolgt hatte, rief uns folgendes zu: ‚Jungens, aus diesem Kessel kommen wir nicht mehr als Sieger heraus! Ich werde keinen von euch, der sich jetzt mit den Kameraden ergibt, der Feigheit bezichtigen. Ich danke euch für euren rückhaltlosen Einsatz, für euer Vertrauen und für eure Kameradschaft, ich danke euch für alle Stunden, die ich mit euch verbringen durfte. Und wer jetzt noch einen klaren Verstand hat, der ergibt sich mit den anderen, denn mit mir weiterzukämpfen, bedeutet mit großer Sicherheit den Tod!'
Nach diesen Worten legte er sich mit dem Gesicht zum Feind hinter einen Baumstumpf. Kurz darauf gingen unter der Führung des Majors M. die Kapitulanten, etwa achtzig Männer und Offiziere, einige weiße Tücher an Stöcken schwenkend, auf die feindliche Stellung zu. Zurück blieben alle Männer der Waffen-SS, der Rest unserer Kompanie und einige Männer der ‚Frundsberg'.
Als die Kapitulanten drüben beim Feind ankamen, stand Vorwärts auf. In der nun eintretenden Feuerpause ging er von einem zum anderen und drückte jedem wortlos die Hand. Dabei liefen ihm die Tränen über das unrasierte, schweiß- und staubverkrustete Gesicht. Auch

uns kamen die Tränen, ahnten wir doch, daß die meisten von uns achtundvierzig Kameraden die Nacht nicht mehr erleben würden. Die Feuerpause dauerte etwa eine Stunde, so daß uns genügend Zeit blieb, unsere Deckungsmulden und Schützenlöcher zu vertiefen. Wir versorgten uns auch mit den Waffen und der Munition der Kapitulanten, die diese zurückgelassen hatten. Nachdem alle Vorbereitungen schnell und fieberhaft abgeschlossen waren, hockten oder lagen wir in unseren Mulden und Löchern. Es war ganz still, keiner sprach mehr ein Wort, auch drüben beim Feind war es ruhig. Ab und zu peitschte ein Schuß über uns hinweg.
Die Stille und die Hitze dieses herrlichen Frühlingstages mußten es wohl bewirkt haben, daß ich einduselte. Erst die helle Stimme unseres Vorwärts riß mich in die Wirklichkeit zurück: ‚Aufpassen, Jungens, es geht los!' Ich schreckte zusammen, auch die anderen Kameraden sahen mit verstörten Gesichtern nach vorn. Da kamen sie heran in ihren erdbraunen Uniformen, Mann an Mann, die aufgepflanzten Bajonette blitzten im Sonnenlicht und ihr ‚Urräh'-Gebrüll brandete, vom Wald als Echo zurückgeworfen, über uns hinweg. Ich hörte Vorwärts noch rufen: ‚Ruhig, Jungens, gut zielen, und wenn sie nah genug sind, Handgranaten dazwischen!'
Jedes weitere Wort ging im Kampflärm unter, wir schossen mit unseren Sturmkarabinern und unseren zwei MG 42, was die Läufe hergaben. Dann schleuderten wir unsere Handgranaten dazwischen, und wir bekamen tatsächlich wieder Luft, der Feind ging zurück.
Sieben Kameraden waren gefallen, still, ohne daß wir es im Kampf bemerkten, waren sie von uns gegangen. Bis zum Abend griff der Feind noch zweimal an und wurde abgeschlagen. Als es dunkelte, hatten wir achtzehn Tote.
Wir wurden durch Lautsprecher zur Übergabe aufgefordert; keiner ging. Die Nacht, ständig von Leuchtkugeln erhellt, verbrachten wir vor uns hindösend und leise erzählend. Der Oberschlesier Kaczmarek, von der ‚Frundsberg', erzählte Witze von Korfanty, dem Polen-Agitator, der allen Oberschlesiern eine Kuh versprochen hatte, wenn sie Polen würden. Einige brachten es sogar fertig, leise zu lachen.
Am anderen Morgen, dem 28. April, deckte der Feind uns mit schwerstem Granatfeuer zu. Es war die Hölle, und nun begann das erschütternde Sterben unserer Kameraden. Gegen neun Uhr wurden dem lustigen Rottenführer Kaczmarek durch einen Volltreffer beide

Beine weggerissen. Mit seiner Tarnbluse, die er in Streifen zerriß, band Vorwärts dem unter Schmerzen lächelnden Rottenführer die zerfetzten Schenkel ab.
Plötzlich sagte Kaczmarek, der noch immer lächelte: ‚Nun kann ich doch nicht mit euch nach Rußland marschieren!' Dann robbte er einige Meter von uns ab, winkte nochmal zurück und riß eine Eierhandgranate ab. Mit seinem Körper deckte er die zischende Granate und wurde von ihr zerrissen. Einige Minuten später fielen drei weitere Kameraden einem Volltreffer zum Opfer. Sie waren sofort tot. Gegen Mittag machten die schwerverwundeten Kameraden Preisler und Kramer, der Wolgadeutsche, ihrem Leben ein Ende.
Kurz danach griff der Feind wieder an. Er wurde nochmals abgeschlagen, dann waren wir restlos verschossen. Keiner besaß mehr eine einzige Patrone, außer dem Kameraden Schuler, der noch einen Schuß in der Null-acht hatte. Wieder wurden wir zur Übergabe aufgefordert und, obwohl wir nun mit unseren Waffen dem Feind keinen Widerstand mehr leisten konnten, ergab sich keiner. Wieder setzte schwerstes Werferfeuer ein. Nachmittags gegen 17 Uhr trat eine Feuerpause ein, und irgendwie hatten wir Letzten, wir waren inzwischen nur noch dreizehn, das Gefühl, jetzt kommt das Ende. Alfred Schuler stand plötzlich auf, ging von einem zum anderen und gab jedem die Hand. Dann setzte er die Pistole an die Schläfe und drückte ab.
Einige Minuten später erfolgte der letzte Angriff. Es war ein brodelndes Meer, das jetzt gegen uns anschäumte. Beim Anblick dieser brüllenden, brodelnden Flut packte mich plötzlich die Angst, von der erdbraunen Woge verschlungen zu werden. Da ertönte der helle Ruf: ‚Vorwärts, Männer, vorwärts, vorwärts!' Und obgleich die Angst mich noch immer in ihren Krallen hielt, sprang ich auf, die Hände um den Lauf des Sturmkarabiners verkrampft, und folgte dem erhobenen Wolchowknüppel; ich mußte ihm einfach folgen, irgendetwas in mir befahl es. Ich sah die Gesichter der Kameraden neben mir. Sie waren ruhig, ihre Augen sahen nicht auf die anschäumende Flut, sie blickten auf ihn, auf unseren Vorwärts.

Und auf einmal war meine Angst weggewischt, eine Stille kam über mich. Ich hörte nicht mehr das Geschrei der Angreifer. Wie durch einen Schleier sah ich die brodelnde Masse, doch klar und deutlich sah ich unseren Vorwärts. Ein Büschel seiner blonden Haare stand seitlich unter seinem Käppi wie eine Quaste in die Luft, den Wol-

chowknüppel hoch über den Kopf haltend ging er ruhig und gleichmäßig dem Meer der Angreifer entgegen. Jetzt war er bei dem ersten angelangt, der Knotenstock sauste nach unten, fuhr wieder empor, und dann sahen wir, wie er auf einem russischen Helm zerbrach.
Der Knotenstock, den er einst am fernen Wolchow geschnitten hatte, der ihn immer wieder begleitet und uns unzählige Gassen in den Feind geschlagen, er zerbrach auf einem russischen Helm. Vielleicht wollte das Schicksal uns dadurch kundtun, daß unser Kampf nun zu Ende war.
Dann schlug die Woge der Angreifer über uns zusammen, wir gingen in ihr unter. Doch nicht für immer, man nahm uns letzte zwölf gefangen. Sei es, daß unser Vorwärts zu den besonderen Lieblingen des Kriegsgottes zählte, sei es, daß der grauhaarige Sowjet-Oberst, der Regimentskommandeur, der die deutsche Sprache mit der Klangfarbe der Balten sprach, sich daran erinnerte, einmal unter dem Zarenadler gekämpft zu haben: er gab unserer von Vorwärts vorgetragenen Bitte Gehör, wir durften unsere Gefallenen begraben.
Wir erhielten dazu drei Stunden Zeit. Die Sowjets standen, eine dichte, schweigende Mauer, mit ihren Offizieren weit in der Runde, als wir unsere Kameraden zur Ruhe betteten. Und während das Dröhnen der letzten Schlacht, der Schlacht um Berlin, weiterdröhnte, stimmte Vorwärts hier am Grab unserer gefallenen Kameraden das Treuelied an und wir fielen mit heiserer Stimme ein:

'Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu,
daß immer noch auf Erden
für euch ein Fähnlein sei,
Gefährten unsrer Jugend,
ihr Bildner bessrer Zeit,
die uns zu Männertugend
und Liebestod geweiht!'

Ihr Sterne seid uns Zeugen,
die ruhig niederschaun:
wenn alle Brüder schweigen
und falschen Götzen traun,
wir woll'n das Wort nicht brechen,
nicht Buben werden gleich,
woll'n predigen und sprechen
vom Heilgen Deutschen Reich!'

Ungehindert sangen wir das Lied zu Ende. Dann begann der Marsch in die Gefangenschaft."

NACHWORT

Saga ist etwas anderes als Märchen oder Sage. Saga bedeutet strenge Chronik, nicht erdichtet, sondern auf das Wesentliche des Geschehens hin gerafft und verdichtet. So bürgt denn auch der Verfasser dieser Erzählung dafür, daß die geschilderten Begebenheiten tatsächlich geschehen sind und daß er nichts dazuerfunden hat. Soweit er Gedanken und Empfindungen seiner Kameraden wiedergibt, weiß er aus jahrelangem, engstem Zusammenleben, daß auch diese Wirklichkeit waren.

In allen Armeen des letzten großen Kriges gab es Soldaten die mit den in Kriegszeiten besonders harten und strengen Militärstrafgesetzen kollidierten. In jeder Armee entstanden „Strafeinheiten", in denen die mit dem Strafgesetz in Konflikt geratenen Soldaten zusammengefaßt wurden, um unter härtesten Bedingungen ihren weiteren Einsatz abzuleisten.

Auch die disziplinarisch vorbildliche deutsche Wehrmacht und die aus sorgsam ausgewählten Freiwilligen bestehende Waffen-SS bildeten keine Ausnahme. Auch in ihren Reihen gab es Soldaten, die mit dem Militärstrafgesetz in Widerspruch gerieten und auf Grund ihrer Vergehen vor ein aus Offizieren bestehendes Kriegsgericht gestellt wurden. So verschiedenartig die Vergehen waren, so verschieden waren auch die Kriegsgerichtsurteile; grundsätzlich bestand jedoch zwischen den Urteilssprüchen eines Kriegsgerichtes des Heeres, der Luftwaffe und der Kriegsmarine innerhalb der deutschen Wehrmacht und den Kriegsgerichten der Waffen-SS folgender Unterschied: Während im Verband der Wehrmacht Vergehen disziplinarer und krimineller Art mit der Verurteilung zu Festungshaft- und Gefängnisstrafen, in schwersten Fällen Todesstrafe, geahndet wurden, wurde in der Waffen-SS jeder Soldat, der sich eines ehrenrührigen und kriminellen Vergehens schuldig gemacht hatte, aus der Truppe ausgestoßen und in ein KL (Konzentrationslager) als Häftling eingewiesen. Unberührt hier-

von blieb die Todesstrafe. In diesen Fällen wurde der Verurteilte ausnahmslos vor Vollstreckung aus der Truppe ausgestoßen.
Während die innerhalb des Wehrmachtsverbandes zu Festungs- und Gefängnishaft verurteilten Soldaten die Möglichkeit hatten, sich nach einer gewissen Zeit in einer sogenannten Feldstrafabteilung zu rehabilitieren, fiel diese Möglichkeit für alle Soldaten der Waffen-SS, die sich ehrenrühriger und krimineller Vergehen schuldig gemacht hatten, weg. Denn aus dem KL führte kein Weg mehr zur Truppe zurück. So unterschied sich auch die einzige Bewährungseinheit der Waffen-SS, das SS-Sturmbataillon 500 (später Kampfverband 500 der Waffen-SS) grundsätzlich von ähnlichen Einheiten des Wehrmachtsverbandes durch die Tatsache, daß nur Soldaten, deren Vergehen disziplinarer Art waren, in den Reihen des Bataillons Aufnahme fanden.
Ein weiterer grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Bewährungsbataillon der Waffen-SS und anderen Bewährungseinheiten bestand darin, daß die Männer dieses Bataillons Soldaten mit allen Rechten und Pflichten waren wie jeder andere Soldat der Truppe auch. Sie trugen Hoheitszeichen und Spiegel, Schulterklappen oder Schulterstücke und kämpften mit der Waffe in der Hand in vorderster Linie. Sie besaßen als einzige Einheit innerhalb der deutschen Armee das Recht, ihre Führer – Gruppen-, Zug-, Kompanie- bis einschließlich Bataillonsführer – selbst zu wählen. Sie wurden keiner Diskriminierung ausgesetzt, sondern höheren Orts voll anerkannt. Als einmalige Tatsache muß vermerkt werden, daß laut Anordnung des Reichsführers SS kein Soldat des Bataillons außerhalb des Truppenbereiches Nachteile durch Degradierung und Versetzung zum Bataillon haben durfte. Wurde zum Beispiel ein dringender Heimaturlaub zur Regelung wichtiger Familienangelegenheiten für einen ehemaligen Hauptsturmführer notwendig, dann erhielt derselbe das Recht, für die Zeit seines Urlaubes seinen alten Dienstgrad zu verwenden. In der Praxis sah das so aus, daß der Urlauber mit den erforderlichen Marschpapieren ausgerüstet, mit seinem alten Dienstrangabzeichen versehen, seine Reise antrat. In der heimatlichen Umgebung war er somit weder zuträglicher, noch abträglicher Kritik ausgesetzt. Nach seiner Rückkehr verrichtete er wieder seinen Dienst im Bataillon als Schütze.
Grundsätzlich verloren kriegsgerichtlich bestrafte Soldaten der Waffen-SS alle erworbenen Orden und Ehrenzeichen, in den aller-

meisten Fällen auch ihren Dienstgrad. Innerhalb der Bewährungseinheit hatten sie die Möglichkeit, Orden und Ehrenzeichen sowie den Dienstgrad durch ihren Einsatz zurückzugewinnen, und neue dazu zu erwerben. Orden und Ehrenzeichen wurden in der Regel nach mehrwöchiger Bewährung in den Reihen des Bataillons rückverliehen, die Rückversetzung in den alten Dienstgrad konnte stufenweise oder auch auf einmal erfolgen. Zumeist erfolgte sie ohne Zwischenstufen. Wer vor seiner Rehabilitierung fiel, erhielt im Tode seinen alten Dienstgrad, seine Orden und Ehrenzeichen zugesprochen. Vielfach wurden dem Gefallenen noch ein höherer Dienstgrad und weitere Auszeichnungen verliehen. Die „Rehabilitierung" (aktenmäßige Formsache) wurde auf Vorschlag des Bataillons-Führers durch die Reichsführung SS vollzogen.
Nach der Rehabilitierung besaß jeder Soldat das Recht, sich eine Einheit im Rahmen der Waffen-SS auszuwählen, um dort Dienst zu tun. Von diesem Sonderrecht wurde nur in ganz wenigen Fällen Gebrauch gemacht, die große Mehrzahl aller Soldaten verblieb im Bataillon, das sie als ihre wirkliche Heimat ansahen. Infolge des ständigen Einsatzes an Schwer- und Brennpunkten der Front und der oft großen Verluste war es nicht schwer, die rehabilitierten Soldaten im Bataillon zu belassen. Das Verhältnis des Reichsführers SS zu dieser Einheit war ausgesprochen gut, viele ungeschriebene Sonderrechte, die die Männer des Bataillons besaßen, waren dem Verständnis und der Initiative des RFSS zu verdanken. Der aus den Reihen des Bataillons geborene Geist, die große Tapferkeit aller Männer, die hervorragende Haltung aller ihrer gewählten Führer haben diese Einheit zu einem besonderen Eliteverband werden lassen, der sich in allen Frontabschnitten seines Einsatzes einen hohen Ruf bei Freund und Feind erwarb. Es gab keine zweite Einheit im Rahmen der großdeutschen Waffenverbände des letzten Krieges, die soviel Träger von Tapferkeitsauszeichnungen in ihren Reihen hatte wie die „500er". Ihre Leistungen dokumentieren sich aus den Gefechtsberichten am deutlichsten.
Das Erziehungswerk, das der Bataillonsführer Blohm an seinen Führern und Männern leistete, war in dieser Weise wahrscheinlich nur unter den extrem harten und entbehrungsreichen Verhältnissen des Rußland-Feldzuges möglich. Blohm stammte aus der Jugendbewegung. Ihm ging es stets um den einzelnen Mann, den er zwar für den denkbar härtesten Dienst an seinem Volke in Pflicht nahm, deshalb

aber doch nie als einen unter vielen ansah, sondern immer als den einzelnen, in seiner Art besonderen Menschen.
Fest steht, daß unter solcher Führung und Behandlung jeder Mann sein innerstes Wesen, sein Bestes, in einer Weise entfalten konnte, wie es bei dem sonst üblichen Vorgesetztenverhältnis nicht möglich gewesen wäre. Jan de Konde mag hier für alle stehen. Was zwischen ihm und Blohm gesprochen wurde, vielleicht auch – Auge in Auge – gar nicht ausgesprochen zu werden brauchte, bleibt Geheimnis und muß Geheimnis bleiben.
Natürlich konnte Blohm bei seinem Werk auf den Voraussetzungen aufbauen, die der Ausbildung des ganzen Truppenteils Waffen-SS zu Grunde lagen. In den besonders hohen Anforderungen, die hier gestellt, den besonders strengen Maßstäben, die angelegt wurden, kam eine höhere Meinung vom Menschen zum Ausdruck, als sie gemeinhin die Praxis militärischer Menschenführung geprägt hat. Gerade in der allerhärtesten Ausbildung und sportlichen Ertüchtigung wie auch in den Mutproben zeigte sich diese hohe Meinung, die in den Willen, die Leistungsfähigkeit und in den persönlichen Mut des einzelnen gesetzt wurde. (So sprang schon in der Rekrutenkompanie jeder Mann, ob Schwimmer oder nicht, im Schwimmbad vom Zwölfmeter-Turm, Kompaniechef und sämtliche Dienstgrade vornweg. Nichtschwimmer wurden anschließend aus dem Wasser gefischt, doch es sprang jeder.)
Aber auch in jeder anderen Beziehung wurde die Persönlichkeit des einzelnen geachtet. Die Offiziere kapselten sich nicht ab, es gab keine Anrede in der dritten Person, und das Wort „Herr“ existiert im Sprachschatz der Truppe überhaupt nicht. Bei Meldungen angetretener Einheiten an einen Vorgesetzten gab es keine Blickwendung. Es wurde stillgestanden und geradeaus gesehen. Jeglicher übertriebene Vorgesetztenkult fiel weg.
Auch konnte jeder Mann jeden Vorgesetzten zu jeder Zeit sprechen. Im Falle einer Beschwerde brauchte kein sogenannter „Dienstweg“ eingehalten zu werden. Die persönliche Ehre des einzelnen Mannes wurde nicht, wie sonst beim Komiß üblich, durch beleidigende Redensarten oder Worte angetastet. Geschah es doch einmal, dann entschied ein Ehrengericht, dem Führer, Unterführer und Mannschaftsdienstgrade angehörten.
Zu dieser Achtung des Einzelnen gehörte natürlich auch die selbstverständliche Forderung, daß der Einzelne entsprechend auf

sich hielt. Größter Wert wurde auf die Gesunderhaltung des Körpers gelegt. Männer, die etwa geschlechtskrank wurden, erhielten schwerste Strafen und wurden aus der Truppe ausgestoßen. Sie entsprachen nicht dem Menschenbild, das hier herrschte.
Die Tatsache, daß die Mannschafts-Spinde in den SS-Kasernen unverschlossen blieben, ist nur ein kleines Beispiel unter vielen und vielleicht nicht einmal das wesentlichste. Ein Mindestmaß an menschlicher Anständigkeit und persönlichem Leistungswillen galt einfach als selbstverständlich.
Für die Männer, die aus Matzkau kamen, galt das noch in verstärktem Maße. Bewährung war ihnen ein Bedürfnis, kein Befehl. Bewährung kann ja auch gar nicht befohlen werden. Sie mußten sich immer von neuem vor sich selbst und vor den Kameraden eben dieser nahezu vollkommenen Kameradschaft würdig erweisen. Daher auch das starke Heimatgefühl im Bataillon, das dazu führte, daß in der ganzen Zeit seines Bestehens von allen Rehabilitierten nur acht sich wieder zu anderen Truppenteilen versetzen ließen.

*

Zu welchen Leistungen dieser Wille und dieses Bedürfnis, sich vor sich selbst und den Kameraden zu bewähren, im Ergebnis führte, mag die folgende Zusammenstellung erhellen:
In der Zeit vom Sommer 1943 bis Ende April 1945 wurden vom Bataillon und den ihm angegliederten beiden Kommandoeinheiten in Kompaniestärke nach den Gefechtsberichten erbeutet:

21 Geschütze Kal. 17,2 cm
44 Inf.-Geschütze mittlerer Kaliber
35 schwere und überschwere Pak
41 Panzerbüchsen
116 leichte Granatwerfer
86 schwere Granatwerfer
72 schwere Maschinengewehre
144 leichte Maschinengewehre
811 Maschinenpistolen

Infanteriegewehre und Pistolen wurden nicht gezählt.
Unversehrt erbeutet wurden siebzehn Panzer vom Typ T 34 und zweiundneunzig Kraftfahrzeuge verschiedener Typen, sowie zweiundsiebzig Kräder.

Im gleichen Zeitraum wurden insgesamt dreitausendeinhundertsechzehn Gefangene eingebracht, vom Flakzug achtunddreißig Feindflugzeuge abgeschossen und im gesamten Verband dreihundertachtunddreißig Panzerkampfwagen aller Typen *durch Einzelkämpfer mit Haftladung, Panzerfaust oder Panzerschreck* niedergekämpft und zerstört.

Diese Leistungen wurden durch die folgenden Auszeichnungen gewürdigt:
Obersturmführer Porsch (Vorwärts), Chef der I. Sturmkompanie, später Chef von Dora II, wurde im April 1945 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.
Das Deutsche Kreuz in Gold erhielten Obersturmführer Porsch im August 1943, noch als Führer der I. Sturmkompanie, Hauptscharführer Ehlers, Zugführer in Dora II, Unterscharführer Schuler, Kompanietruppführer Dora II, sowie Oberscharführer Golz und Oberscharführer Bendix, beide Zugführer in Dora I, im April 1945.
Porsch, Schuler, Ehlers, Bendix und Schild besaßen auch die Ehrenblattspange (Heer). Die Nahkampfspange in Gold trugen außer den Genannten noch weitere hundertundacht Männer des Verbandes, die in Silber vierhundertachtundachtzig, in Bronze fünfhundertsechzehn Männer.
Das Eiserne Kreuz wurde eintausendeinhundertachtundzwanzigmal verliehen, davon sechshundertvierundvierzig mal das der I. Klasse.
Um die Leistungen einzelner auch über die Bestimmungen des Infanterie-Sturmabzeichens hinausgehend sichtbar zu machen, wurde mit Sondergenehmigung innerhalb des Verbandes, obwohl Inf.mot., auch das allgemeine Sturmabzeichen verliehen. Es wurde in Gold mit der Zahl „75“ (fünfundsiebzig Sturmangriffe) von einhundertdreizehn Männern getragen, mit der Zahl „100“ von siebenundzwanzig Männern, unter ihnen alle oben genannten.
Als besondere Anerkennung für Tapferkeit im Nahkampf wurden dem Bataillon bereits im Herbst 1943 Kragenspiegel verliehen, die zwei gekreuzte Gewehre mit einer darunter liegenden Handgranate, silbern auf schwarzem Grund, zeigten. Für den Partisaneneinsatz im Vorsommer 1944 wurde dem gesamten Kampfverband geschlossen das Bandenkampfabzeichen in Silber verliehen, einem Teil der Männer auch in Gold.
Als einziger Kriegshund wurde die Wolfshündin Baska mit dem

Eisernen Kreuz beider Klassen, dem Infanterie-Sturmabzeichen, dem silbernen Verwundetenabzeichen und der Nahkampfspange in Bronze und Silber ausgezeichnet.

*

In Erfüllung ihrer Pflicht fielen im Kampf eintausendzweihundertsechsunddreißig Mann.

NAMEN UND DIENSTGRADE
der im Buch genannten Soldaten

Es ist jeweils der letzte, bei Gefallenen im Tode rückverliehene, Dienstgrad angegeben. Soldaten die in den F r e i t o d gingen gelten als G e f a l l e n e !

Blohm, Schütze (Btls.-Fhr., Ostubaf.)	vermißt
Fondrell, Ostuf. (Btls. Adjutant)	gefallen
Bender, Uscha. (Btls. Schreiber)	gefallen
Wilke, Sturmmann (Btls. Melder)	gefallen
Koymanns, Rottenführer (Btls. Melder)	
Ladowski, Ustuf. (Fhr. Btls. Trupp, später DORA I)	
Reiners, Dr., Hauptstuf. (Btls. Arzt, Knochensäger)	gefallen
O'Neill, Dr., Ustuf. (Btls. Arzt)	gefallen
Greindl, Dr., Ustuf. (Btls. Arzt, Franzel)	gefallen
Dolzihn, Uscha. (Sani., Btls. San. Trupp)	gefallen
Porsch, Ostuf. (Fhr. I. Kmp. spät. DORA II, gen. Vorwärts)	
Ehlers, Hauptscharführer (Zug Fhr. I. Kmp. DORA II)	gefallen
Schuler, Hauptstuf. (Fhr. Kmp. Trupp I. Kmp., DORA II)	gefallen
Kramer, Uscha. (Fhr. einer Gruppe, I. Kmp., DORA II)	gefallen
Wiesemann, Oscha. (Zug Fhr. I. Kmp.)	gefallen
Wipirszik, Sturmmann (Kmp. Melder I. Kmp. u. DORA II)	gefallen
Grabski, Oscha. (Zug Fhr. I. Kmp.)	gefallen
Semm, Ostuf. (Zug Fhr. I. Kmp.)	gefallen
Franke, Sturmmann (Schütze I. Komp.)	gefallen
Holzer, Uscha. (Schütze I. Kmp., DORA II)	gefallen
Buschmann, Uscha. (Fhr. einer Gruppe I. Kmp., DORA II)	gefallen
van Steen, Sturmmann (Scharfschütze I. Kmp., DORA II)	gefallen
Genter, Uscha. (Scharfschütze I. Kmp., DORA II)	gefallen
Ulfes, Uscha. (Scharfschütze I. Kmp., DORA II)	gefallen
Wiebuß, Hauptscharführer (Spieß I. Kmp. DORA II)	gefallen
Hanke, Standartenführer (Zug Fhr. I. Kmp.)	gefallen

Tommsen, Hauptstuf. (Fhr. II. Kmp.)	gefallen
Sendich, Oscha. (Fhr. Kmp. Trupp, gen. Schwarzer Paul)	gefallen
Haak, Uscha. (Fhr. Kmp. Trupp, II. Kmp.)	gefallen
Hallfeld, Sturmmann (Schütze II. Kmp.)	
Gallo, Uscha. (Fhr. einer Gruppe, II Kmp.)	gefallen
Holt, Ustuf. (Fhr. III. Kmp.)	gefallen
Gusleb, Oscha. (Zug. Fhr. III. Kmp.)	gefallen
Wilke, Schütze (Schütze III. Kmp.)	gefallen
Kühne, Hauptscharführer (Zug Fhr. III. Kmp.)	gefallen
Grainer, Sturmmann (Schütze I. Kmp.)	gefallen
van den Bosch, Rottenführer (Schütze I. Kmp.)	gefallen
Prell, Ostuf. (Fhr. IV. Kmp.)	gefallen
Becker, Oscha. (Fhr. einer Gruppe, Pi. Zug)	gefallen
Schilling, Ustuf. (Fhr. des Pi. Zuges)	gefallen
Schumm, Hauptstuf. (Btls. Verw. Fhr.)	vermißt
Grail, Ostuf. (Fhr. Flak Zug)	vermißt
Peickert, Uscha. (Geschützfhr. im Flak Zug)	gefallen
Blandois, Rottenfhr. (Geschützfhr. Flak Zug, Zwerg Nase)	gefallen
Ladage, Uscha. (Fhr. Kmp. Trupp IV. Kmp.)	gefallen
Bohle, Uscha. (Fhr. Funktrupp, IV. Kmp.)	vermißt
Bernhard, Uscha. (Fhr. Funktrupp I. Kmp.)	gefallen
Scheffel, Rottenfhr. (Schütze I. Kmp., DORA I, Schlappohr)	gefallen
Bärwolf, Ostuf. (Btls. Schirrmeister u. Kfz. Fhr.)	gefallen
Galz, Ostuf. (Fhr. d. schweren Btl. Funktrupps)	gefallen
Balk, Sturmmann (Schütze IV. Kmp.)	gefallen
Konze, Uscha. (Gruppenfhr. I. Kmp.)	gefallen
Schaar, Sturmmann (Schütze IV. Kmp.)	gefallen
Volker, Oscha. (Gruppenfhr. DORA II)	gefallen
Wild, Oscha. (Gruppenfhr., DORA II)	gefallen
de Konde, Uscha. (Gruppenfhr. IV. Kmp.)	gefallen
Kraft, Rottenführer (Schütze IV. Kmp.)	gefallen
van Leuwen, Rottenführer (Schütze IV. Kmp.)	gefallen
Peters, Leutnant (Heeres Ari., „dolle Peters")	•
Brenner, Rottenführer (Schütze IV. Kmp.)	gefallen
Golz, Stubaf. (Chef der Kommandoeinheiten)	
Pahlke, Ostuf. (Fhr. der I. Kmp. nach Vorwärts)	gefallen
van Brink, Uscha. (Schütze, DORA II)	gefallen
Bendix, Oscha. (Zug Fhr. DORA I)	gefallen
Schild, Ustuf. (Zug Fhr. DORA I)	vermißt

GLIEDERUNG DES BATAILLONS

Nach Umbildung und Umgliederung der Kompanien im Sommer 1943 hatte das selbständige, verstärkte Bataillon folgende Gliederung:

SS-Sturmbataillon 500
Btls. Fhr.
Btls. Stab mit Btls. Trupp
Btls. Arzt und San. Trupp

I. / II. / III. / IV. Sturmkompanie
je Kompanie, Komp. Fhr.
Komp. Trupp mit Scharfschützengruppe

I. / II. / III. / IV. Zug
je Zug, Zug Fhr.
Zug Trupp

I. / II. / III. / IV. Gruppe
1 Spieß, 1 Koch

1 Zug Granatwerfer
6 12cm Werfer

1 Zug le. Flak
4 Fla. Geschütze
4 cm „Bofors"

1 Zug Pioniere
4 Gruppen, je Grp.
2 le. Flammenwerfer

1 schwerer Funktrupp
mit 2 Lw. C. K.
Funkwagen

Btls. Schirrmeisterei

Btls. Troß- und
Handwerkerstaffel

Btls. Genesungsstaffel
f. Leichtverwundete

SOLLSTÄRKE BEWAFFNUNG UND AUSRÜSTUNG

Btls. Stab: 1 Adjutant, 1 Btls. Truppfhr., 4 Melder, 4 Funker mit leichtem Funkgerät und UKW Sprechtornistergerät, 6 Fernsprecher, 2 Schreiber, 4 Kraftfahrer, 4 Kfz. 17.

Btls Arzt und San. Trupp: 3 Ärzte, 12 Sanitäter, 2 SPW's unbewaffnet zum Krankentransport, zwei Fahrer.

Bewaffnung aller Vorgenannten: MPi. u. Pistole 08, bzw. 7,65.

Je Sturmkompanie: 1 Kmp. Fhr.
Je Kmp. Trupp: 1 Trp. Fhr., 2 Melder, 2 Fernsprecher, 3 Funker mit UKW Sprechfunkgerät (l. Gerät) und le. Funkgerät.
1 Gruppe Scharfschützen mit russ. Schnellfeuergewehren.
Scharfschützengruppe: je Komp. 10 Mann, unterstehen Komp. Trupp Fhr.

Jeder I. Zug: Maschinenpistolenzug, Russ. MPi. 72 Schuß in der Trommel, angeschlagen an der Waffe, zwei gefüllte Ersatztrommeln in russ. Leinwandbeutel umgehängt. Keine M.G.'s.

II. / III. / IV. / Zug: je Gruppe 1 le. MG., der Rest Gewehrschützen.

Je Zug: 1 Zugfhr., zu seiner Verfg. Zugtrupp, (1 Melder, 1 Sani, 4 Schützen, alle mit M.Pi. bewaffnet, in allen Zügen der Komp. gleich). Zugfhr. mit Zugtrupp: je Zug 4 Gruppen, 1 Gruppenfhr., 9 Mann.

Je Kompanie: 1 Stabsscharführer (Spieß), kein Schreiber, alle Schreibgeschäfte wurden vom Spieß selbst erledigt. 1 Fourier, 1 Koch.

Granatwerferzug: 6 12cm-Werfer, 1 Zugfhr., 30 Mann, mit M.Pi. und Pistole.

Fla. Zug: 4 Geschütze 4 cm Bofors, 1 Zugfhr., 30 Mann, mit MPi. und Pistole.

Pionier Zug: 1 Zugfhr., 4 Gruppen (1 Grpfhr., 9 Mann), je Gruppe 2 le. Flammenwerfer, je Mann MPi. und Pistole.

S c h w e r e r   F u n k t r u p p : 1 Truppfhr., 8 Funker, 2 Fahrer, 2 Lw. C. K. Funkwagen, je Mann M.Pi. und Pistole.

B t l s. S c h i r r m e i s t e r e i gleichzeitig Muni-Staffel: 1 Schirrmeister, 20 Mann, 2 le. M.G., je Mann MPi. und Pistole.

B t l s. T r o ß - u. H a n d w e r k e r s t a f f e l : 1 Fhr., 30 Mann, 2 le. M.G., je Mann MPi. und Pistole, wird als Btls. Reserve eingesetzt.

Seit Mai 1944 traten die aus dem Bataillon hervorgegangenen beiden Kommando-Einheiten Dora I und Dora II dazu. Ihre Gliederung und Stärke entsprach der der Sturmkompanien im Bataillon selbst. Sie erhielten eine zusätzliche Ausbildung im Fallschirmspringen und Spezialausbildung für den Kommandoeinsatz hinter den feindlichen Linien. Ihre Bewaffnung bestand in Pistole oder Trommelrevolver (US-Modell) nach Wahl, Maschinenpistole oder Sturmkarabiner pro Mann. Für jede Gruppe war ein Spezialfunkgerät vorhanden. Es bestand ein Spezialtrupp mit Funkmeßgerät und anderes mehr.
Nach der Umbildung dieser Kommandoeinheiten in Panzerjagd-Kompanien bestand die Bewaffnung zusätzlich aus Panzerfaust und Panzerschreck. Beide Kompanien besaßen einen eigenen Gefechtstroß und wurden zeitweise selbständig operierend eingesetzt. Im Kommandoeinsatz unterstanden beide der Führung von Sturmbannführer Golz, bei Einsatz mit dem Sturmbataillon dem Bataillonsführer.

*

DIENSTGRADE DER WAFFEN-SS

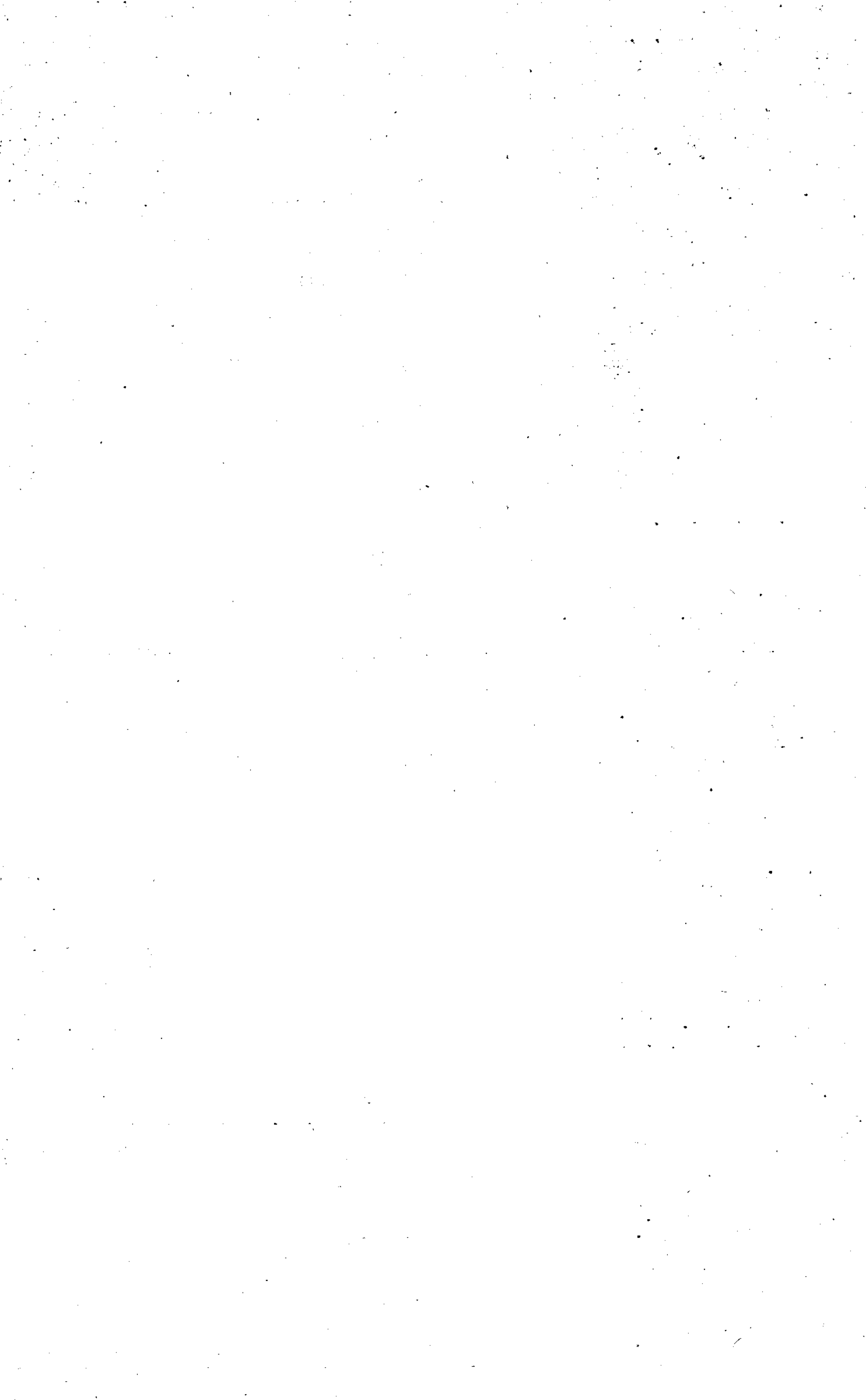
Schütze
Sturmmann (entspr. Gefr.)
Rottenführer (entspr. Obergefr.)
Unterscharführer (entspr. Uffz.)
Oberscharführer (entspr. Feldw.)
Hauptscharführer (entspr. Oberfeldw.)
Stabsscharführer (entspr. Hauptfeldw.)
Untersturmführer (entspr. Leutnant)
Obersturmführer (entspr. Oberleutnant)
Hauptsturmführer (entspr. Hauptmann)
Sturmbannführer (entspr. Major)
Obersturmbannführer (entspr. Oberstleutn.)
Standartenführer (entspr. Oberst)

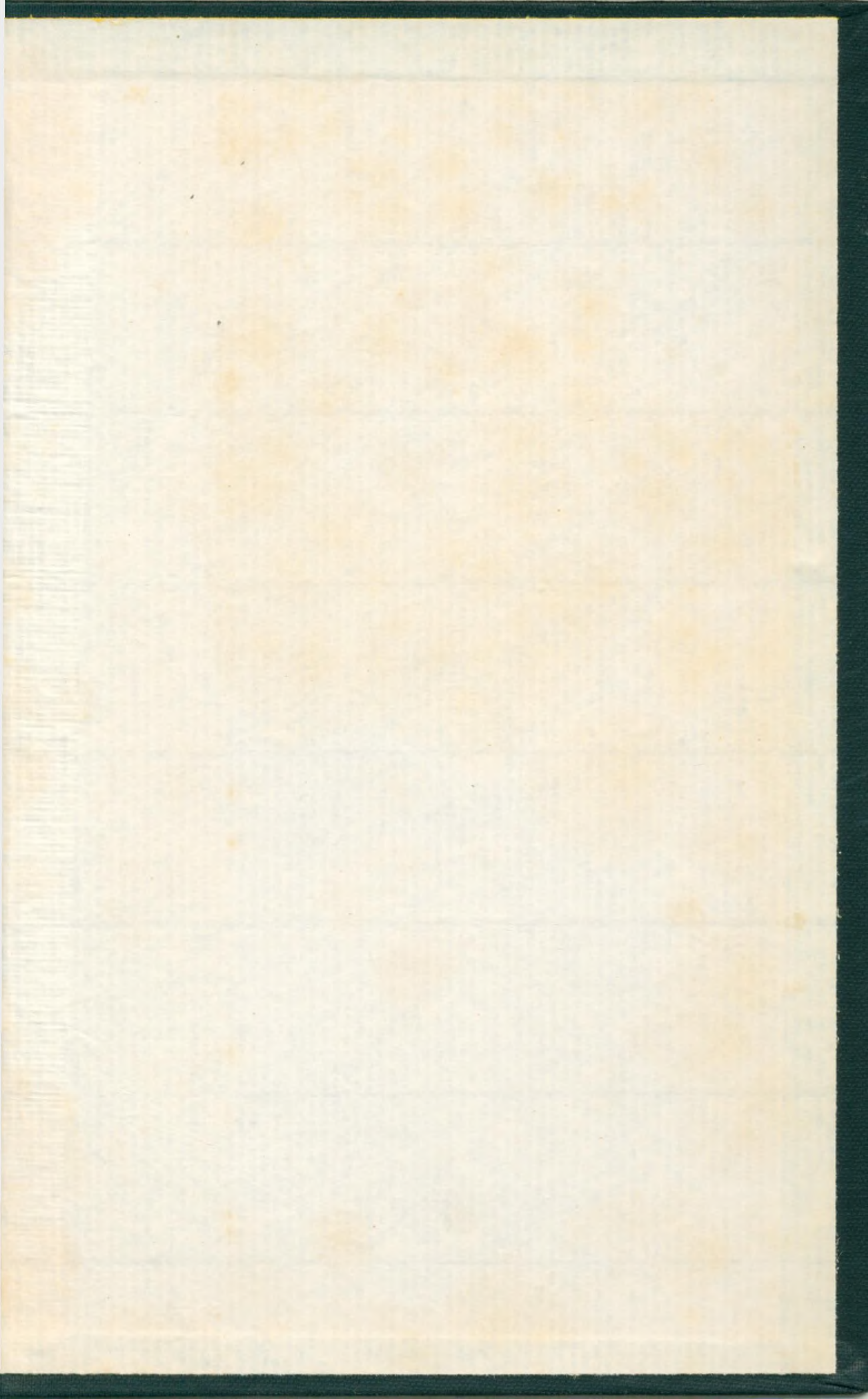
*

ABKÜRZUNGEN

FHQ	Führerhauptquartier
Wolfsschanze	Tarnbezeichnung für Führerhauptquartier
RFSSR	Reichsführer bzw. Reichsführung SS
RF	Reichsführer SS
Adju	Adjutant
HKL	Hauptkampflinie
HVP	Hauptverbandsplatz
GvH	Garnisonsverwendungsfähig Heimat (frontuntaugl.)
EK	Eisernes Kreuz
KVK	Kriegsverdienstkreuz (Auszeichnung f.Nichtkämpfer)
SPW	Schützenpanzerwagen
Pak	Panzerabwehrkanone
Fla	Fliegerabwehr
Flak	Fliegerabwehrkanone
s. Gr.W	schwerer Granatwerfer
s. MG	schweres Maschinengewehr
l. MG	leichtes Maschinengewehr
M-Pi	Maschinenpistole
Fu. Me. Ger.	Funkmeßgerät (Radar)
T 34	sowjetischer Panzertyp
Stalin I	Sowjetischer überschwerer Panzer
Ratsch-bumm	Landserausdruck für sowjetische Schnellfeuer-Pak







PETERS-
SON

EIN
SONDER
LICHER
HAU-
FEN

